5.0 L70000
1918-1919
11./XI.–25./VIII.
Persönlichkeiten
9.

Neue Freie Presse
11./XI.1918

9

Ankunft des Feldmarschalls v. Köveß. FM. v. Köveß ist Samstag abend mit 200 Mann seines Stabes zu Schiff aus Ungarn auf dem Landungsplatze am Praterhai angekommen.

Neue Freie Presse
11./XI. 1918

Staatssekretär Dr. Viktor Adler plötzlich gestorben.

Einem Herzschlage erlegen.

Wien, 11. November.

Der Staatssekretär des Aeußern, Dr. Viktor Adler, der Begründer der sozialdemokratischen Partei in Oesterreich, ist heute in seiner Wohnung plötzlich einem Herzschlage erlegen.

Erst vor einigen Tagen ist Dr. Viktor Adler zum Staatssekretär des Aeußern ernannt worden und aus seiner Feder stammt die Note, welche der deutschösterreichische Staat an den Präsidenten Wilson gerichtet hat.

Dr. Vikor Adler hatte in seiner Jugend eine nationaldeutsche Richtung und hat gemeinschaftlich mit Schönerer das bekannte Linzer Programm verfaßt.

Bald darauf wendete er sich sozialpolitischen Studien zu. Von Beruf Arzt, hatte er die Aussicht, einer der damals neu ernannten Gewerbeinspektoren in Oestererich zu werden. Durch Vorbereitung zu diesem Amte lernte er die Verhältnisse des Handwerkers und die Fabriken Oesterreichs näher kennen. Das brachte ihn zu marxistischen Ueberzeugungen und so ist er der Begründer und Führer der sozialdemokratischen Partei geworden. Er stand an der Spitze der Partei seit mehr als 35 Jahren und hatte die ausgebreitetsten Beziehungen zu den Führern der sozialdemokratischen internationalen Bewegung in Europa.

* * *

Dr. Viktor Adler wurde am 24. Juni 1852 in Prag geboren. Nach Absolvierung der Gymnasialstudien erwarb er das medizinische Doktorat in Wien. Nach größeren Studienreisen in der Schweiz, Frankreich und England betätigte er sich immer mehr in der sozialdemokratischen Bewegung und wurde deren Führer in Oesterreich. Bei der Bildung der deutschösterreichischen Regierung wurde er zum Staatssekretär für Aeußeres bestellt. Dr. Adler war schon längere Zeit herzleidend.

Fremdenblatt
12./XI. 1918

Trauerkundgebungen für Dr. Adler.

Die gestrige Nachmittagssitzung des Staatsrates wurde mit einer Trauerkundgebung für den verstorbenen Staatssekretär des Aeußern Dr. Viktor Adler eröffnet. Präsident Hauser widmete dem verblichenen Funktionär folgenden, von den Mitgliedern im Staatsrate stehend angehörten Nachruf:

„Hoher Staatsrat! Bevor wir die Verhandlungen des heutigen Nachmittags beginnen, will ich auf das traurige Ereignis Bezug nehmen, das heute eingetreten ist. Unser hochverehrter, hoch angesehener Staatssekretär des Aeußern Dr. Viktor Adler ist nicht mehr. Ich will es mir versagen, Dr. Adler vor Ihnen als Parteiführer zu schildern. Sie haben ihn selbst zu gut gekannt. Sie wissen, mit welcher Energie und mit welchem Zielbewußtsein zugleich er in alle Verhandlungen des Abgeordnetenhauses und überhaupt in die Politik eingegriffen hat. Ich will es mir auch versagen, Ihnen darzustellen, was er als Redner bedeutet hat. Sie selbst haben so oft seinen feinen Reden gelauscht, und er hat es immer verstanden, das hohe Haus durch seine Reden zu fesseln. Was uns aber heute am allertiefsten betrübt, ist, er ist das erste Opfer der deutschösterreichischen Regierung, und — ich darf wohl hinzufügen — er ist ein Opfer seines Pflichtbewußtseins. Hätte er diese schwere Bürde, die er nur aus Pflichtbewußtsein übernommen hat, nicht auf sich genommen, dann wäre er vielleicht noch unter den Lebenden. Aber er war ein leidender Mann, und seine schwankende Gesundheit war den Anstürmen dieser Zeit nicht mehr gewachsen.

Dr. Adler war ein Staatsfunktionär, der sozusagen von allen Parteien einstimmig ernannt wurde. Ihm ist von den Parteien das wichtige Ressort des Aeußern übertragen worden, weil man auf seine Person und auf seine Beziehungen nach allen Richtungen große Hoffnungen für unsere Politik des Aeußern gesetzt hat. Wir werden ihn nicht vergessen, den treuen Mann, der dem Staate Deutschösterreich bis zum letzten Atemzug gedient hat. Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren."

Auf Antrag des Präsidenten wird beschlossen, sowohl an die sozialdemokratische Partei als auch an die Familie Dr. Adlers eine warme Beileidskundgebung zu richten.

Namens des Präsidiums des Staatsrates hat Dr. Dinghofer dem Präsidenten Seitz anläßlich des schweren Verlustes, den der Staat und die sozialdemokratische Partei durch den Tod Dr. Viktor Adlers erlitten haben, die innigste Teilnahme ausgedrückt.

Die provisorische Nationalversammlung hat folgendes Schreiben an Frau Dr. Adler gerichtet: „Hochverehrte gnädige Frau! Tief erschüttert von der Nachricht über das jähe Ableben Ihres hochverehrten Gatten, des Herrn Staatssekretärs des Aeußern Dr. Viktor Adler, beehre ich mich, namens des Präsidiums der Nationalversammlung das tiefempfundene Beileid zum Ausdruck zu bringen.

Die großen Verdienste, die sich der nun Entschlafene in seinem arbeitsreichen, von großen Erfolgen begleiteten Leben um das deutsche Volk erworben, sichern ihm unversiegbaren Dank aller Volksgenossen. Mögen Sie, hochverehrte gnädige Frau, in Ihrem großen Schmerz einigen Trost in dem Bewußtsein finden, daß mit Ihnen und Ihren Familienangehörigen all die Vielen aufrichtig trauern, die deutsch fühlen und deutsche Art zu werten wissen.

Für das Präsidium der provisorischen Nationalversammlung für Deutschösterreich: Dr. Dinghofer."

Der k. k. Ministerpräsident Lammasch hat an den sozialdemokratischen Klub folgende Zuschrift gerichtet: Aus Anlaß des überaus schweren Verlustes, den die sozialdemokratische Partei durch den Tod eines ihrer hervorragendsten Führer, des Herrn Staatssekretär des Aeußern Dr. Viktor Adler erlitten hat, bitte ich den Ausdruck meines aufrichtigsten Beileids entgegennehmen zu wollen. Empfangen Euer Hochwohlgeboren die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung. Lammasch.

Namens des Staates Deutschösterreich wird ein Kranz in den Nationalfarben des Staates mit der Aufschrift: „Der Staat Deutschösterreich dem treuen Sohne seines Volkes" an der Bahre niedergelegt werden.

Unter dem Vorsitze des Bürgermeisters fand gestern eine Konferenz der Obmänner der Gemeinderatsparteien im Rathause statt. Nach Eröffnung der Sitzung sprach der Bürgermeister den sozialdemokratischen Mitgliedern der Konferenz zu dem schweren Verluste, den die Partei durch das Ableben ihres großen Führers Dr. Viktor Adler erlitten, das tiefste Beileid aus. Gemeinderat Reumann dankte dem Bürgermeister für seine teilnehmenden Worte.

Dr. Viktor Adler.

Dr. Viktor Adler wurde im Jahre 1852 in Prag geboren und war frühzeitig schriftstellerisch tätig. Nach Absolvierung seiner Gymnasialstudien erwarb er das medizinische Doktorat und betätigte sich an der Arbeiterbewegung, in die er 1880 trat. Sechs Jahre später gründete er das sozialdemokratische Organ „Gleichheit", aus dem später die „Arbeiter-Zeitung" hervorging. Die Partei vertrat er seit Jahren bei allen internationalen sozialdemokratischen Kongressen. Wegen politischer Umtriebe wurde er mehrmals abgestraft. Im Abgeordnetenhaus vertrat er seit dem Jahre 1905 den zweiten Favoritner Wahlkreis.

Dr. Adler hat während seiner politischen Tätigkeit im Abgeordnetenhause stets eine hervorragende Rolle gespielt und war an allen sozialen und gesetzgeberischen Arbeiten des Hauses beteiligt. Während des Krieges hat er immer auf die Erreichung eines baldigen und gerechten Friedens hingearbeitet und hat an den leider ergebnislos verlaufenen Stockholmer Konferenzen teilgenommen. Die jüngste politische Tätigkeit Dr. Adlers, durch ein schweres Herzleiden behindert, ist noch in aller Erinnerung. Bei der Gründung des deutschösterreichischen Staates wurde Dr. Adler mit der wichtigen Funktion eines Staatssekretärs für Aeußeres betraut.

Neues Wiener Tagblatt 12./XI. 1918

Viktor Adler.

Mit Dr. Viktor Adler, dem langjährigen Oberhaupte der deutschen Sozialdemokratie Oesterreichs, verliert die deutsche Arbeiterschaft ihren Freund und Führer, aber auch das gesamte deutsche Volk einen bedeutenden Mann und hochbegabten Politiker. Viktor Adler war in gewissem Sinne der Schöpfer der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in Oesterreich. Dr. Adler war ursprünglich deutschnational. Er stand mit Engelbert Pernerstorfer an der Wiege des Deutschen Schulvereines; er gehörte mit seinen ehemaligen Schulkollegen Schönerer und Weitlof zu jenen Deutschnationalen, die in der Besserung der sozialen Lage des deutschen Volkes das Unterpfand für dessen nationales Gedeihen erblickten; er war auch einer der Mitschöpfer des Linzer Programms, das auf lange Jahre hinaus bestimmend blieb für die Politik der Deutschen in Oesterreich.

Als Adler unter die Sozialisten ging, fand er eine halb anarchistische Richtung vor, der jede Schulung und politische Erziehung fehlte. Viktor Adler hatte in kurzer Zeit die Grundlagen der neuen Partei gelegt, ihr ein Programm, die Organisation, und auch die erste Presse gegeben. Sein Ziel war, der österreichischen Sozialdemokratie in der Internationale einen entsprechenden Platz zu sichern, zugleich aber das internationale Problem innerhalb Oesterreichs im kleinen zu lösen. Die erste Aufgabe ist ihm geglückt, die zweite mißlungen. Er durfte noch den Tag erleben, der den Gedanken der Wiedervereinigung Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reiche lebendig werden ließ. Viktor Adler hat als Politiker ein reiches Leben vollendet; er starb, wie es sich Bismarck gewünscht, „in den Sielen". Auch wir, die wir auf den Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaftsordnung stehen und der Weltanschauung des Verblichenen ferne stehen, dürfen diesem selbstlosen, deutschgesinnten Manne, der stets hingebungsvoll seinen Idealen diente, einen Kranz ehrender Erinnerung auf das Grab legen.

* * *

Dr. Viktor Adler ist am 24. Juni 1852 als Sohn eines Prager Kaufmannes geboren worden. Er widmete sich zunächst dem ärztlichen Beruf und trat im Jahre 1880 in die Arbeiterbewegung ein. 1886 gründete er die „Gleichheit", die im Jahre 1889 in die „Arbeiter-Zeitung" umgewandelt wurde. Als Vertreter der Partei fungierte Adler auf allen internationalen sozialistischen Kongressen und war auch Mitglied des internationalen sozialistischen Bureaus. Im Jahre 1905 wurde er in den niederösterreichischen Landtag, im selben Jahre in das österreichische Abgeordnetenhaus gewählt, wo er als temperamentvoller, sachkundiger Redner an allen Debatten von Wichtigkeit teilnahm. Adler hatte seit der letzten Verfassungsänderung das Staatsamt des Aeußern inne.

Ueber seine letzten Stunden wird uns mitgeteilt: Viktor Adler wurde gestern um ½11 Uhr vormittags in das Sanatorium Löw gebracht. Sein Zustand war bereits sehr schlecht. Es wurden dem Sterbenden nur pflichtgemäß die letzten, jedoch vergeblichen Kampferinjektionen eingeflößt. Von seiner Familie war nur sein Sohn Fritz anwesend. Er verschied um 11 Uhr; als unmittelbare Todesursache wurde Herzschwäche festgestellt.

Die gestrige Sitzung des Staatsrates wurde mit einer Trauerkundgebung für Dr. Viktor Adler eröffnet. Präsident Hauser widmete dem Verblichenen einen warmempfundenen Nachruf, den er mit den Worten schloß: Wir werden ihn nicht vergessen, den treuen Mann, der dem Staat Deutschösterreich bis zum letzten Atemzug gedient hat. Wir werden ihm ein treues Andenken bewahren.

Auf Antrag des Präsidenten wurde beschlossen, sowohl an die sozialdemokratische Partei als auch an die Familie Dr. Adlers eine warme Beileidskundgebung zu richten.

Die provisorische Nationalversammlung hat ein Kondolenzschreiben an Frau Dr. Adler gerichtet.

Ministerpräsident Dr. Lammasch hat an den sozialdemokratischen Klub eine Beileidskundgebung gerichtet.

Namens des Staates Deutschösterreich wird ein Kranz in den Nationalfarben des Staates mit der Aufschrift „Der Staat Deutschösterreich dem treuen Sohne seines Volkes" an der Bahre niedergelegt werden.

Neues Wiener Tagblatt
12./XI. 1918

Uebersiedlung des Kaiserpaares.

Im Automobil von Schönbrunn nach Eckartsau.

Der Kaiser, der in seiner gestern erlassenen Proklamation seinen Rücktritt von allen Regierungsgeschäften kundgetan hat, hat abends Wien verlassen und sich mit seiner Familie und einem kleinen Gefolge im Automobil nach Schloß Eckartsau begeben, wo er vorläufig Aufenthalt nehmen wird.

Als die großen Wendungen der letzten Zeit eintraten, hatte sich das Kaiserpaar in Gödöllö in Ungarn aufgehalten und war, als in Ungarn der Umsturz durch den Nationalrat erfolgte, über Budapest nach Wien zurückgereist. Das war die letzte Fahrt des Kaiserpaares im Hofzuge. Hier wurde im Schönbrunner Schloß Wohnung genommen, und nur ein einzigesmal war der Kaiser in diesen Tagen seither in der Hofburg erschienen. Sonst hatte er Schönbrunn nicht verlassen. Die Kinder waren, als sich die Verhältnisse in Ungarn immer mehr zuspitzten, wie seinerzeit gemeldet, mittels Automobils in einer einen ganzen Tag und eine halbe Nacht währenden Fahrt von Gödöllö ebenfalls nach Schönbrunn gebracht worden.

Im Schönbrunner Schloß nahm der Kaiser, obwohl der Staatsrat bereits die Regierungsgeschäfte übernommen hatte, noch immer täglich die üblichen Vorträge entgegen und erteilte Audienzen. Vormittags pflegte er im Kammergarten des Schönbrunner Schloßparkes einen kurzen Spazierritt zu unternehmen und nachmittags war er beinahe täglich mit der Kaiserin und den Kindern in dem dem Publikum zugänglichen Schloßpark auf Spaziergängen zu sehen, die sich oft bis zur Gloriette ausdehnten.

Gestern in den ersten Nachmittagsstunden, nachdem der Kaiser die an andrer Stelle mitgeteilte Proklamation erlassen hatte, wurde der Zugang zum Schloß abgesperrt und bald darauf erschien eine Abteilung der Volkswehr, welche das Schloß und die Zugänge zum Park besetzte. Um 3 Uhr nachmittags gingen dann drei Lastautomobile mit verschiedenen Gepäckstücken vom Schloß ab, und vor 7 Uhr abends fuhren sieben Personenautomobile vor der inneren Stiege im Mitteltrakt des Schlosses vor. Die beiden ersten Wagen waren Dienstwagen, die beiden folgenden waren die früheren kaiserlichen Hofautomobile, von denen die an der Rückwand des Wagens statt der Nummer als Kennzeichen angebrachte Krone abgenommen war. Neben den Wagenlenkern war kein Leibjäger, sondern ein Hofbediensteter in Zivil.

Um 7 Uhr abends kam dann der Kaiser, der Zivilkleidung trug, mit der Kaiserin, die ein einfaches, dunkles Reisekleid und weiten Mantel darüber anhatte, gefolgt von den fünf Kindern, deren beide jüngsten getragen wurden, über die Stiege herunter. Mittlerweile hatte die Begleitung schon die beiden ersten Dienstwagen bestiegen. Im dritten Wagen nahmen der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem ältesten Sohn Otto Platz. Die andern Kinder wurden im vierten Wagen untergebracht. In den drei folgenden Automobilen saß das kleine Gefolge. In vier Wagen, die dann einige Zeit später folgten, fuhren Leibgardisten, welche feldgraue Uniform trugen und nicht die übliche dunkle Dienstuniform.

Durch die Allee, die zum Meidlinger Tor des Schloßparkes führt, wurde die Fahrt angetreten. Die Wache trat nicht ins Gewehr und leistete auch keine Ehrenbezeigung. Die Fahrt ging dann durch die Schönbrunnerstraße zum Kärntnerring, über die Ringstraße zum Aspernplatz; dann über den Franz Josef-Kai und die Ferdinandsbrücke, durch die Prater- und Kronprinz Rudolfstraße. Ueber die Reichsbrücke ging es dann nach Stadlau und dann weiter über Hirschstetten und Groß-Enzersdorf nach Eckartsau. Hier wird vorläufiger Aufenthalt genommen. Die Uebersiedlung ist im Einvernehmen mit dem Staatsrat erfolgt.

Eckartsau, ein kleines Schloß, das nicht Privatbesitz, sondern Krongut ist, ist bekanntlich an der Donau in der Nähe von Orth gelegen. Erzherzog Franz Ferdinand hat hier wiederholt geweilt und einmal auch den früheren deutschen Kaiser Wilhelm II. zu einer mehrtägigen Jagd zu Gaste gehabt. Kaiser Karl hat während des heurigen Sommers mit seiner Familie mehrere Wochen in Eckartsau gewohnt, bevor er von dort nach Reichenau übersiedelte.

Die Dauer des gegenwärtigen Aufenthaltes in Eckartsau ist vorläufig noch nicht bestimmt. In Eckartsau werden der Kaiser und die Kaiserin, wie betont wird, als Privatpersonen ohne jedes Vorrecht und ohne jede Ausnahmsstellung weilen. Wie verlautet, will der Kaiser dort die kommenden Ereignisse, und zwar hauptsächlich die Entscheidung der Konstituante, abwarten.

Neue Freie Presse
12./XI.1918

10

✝

Frau **Leopoldine Wittgenstein** gibt hiemit im eigenen Namen sowie im Namen ihrer Kinder **Hermine Wittgenstein, Helene Salzer, Margarete Stonborough, Paul Wittgenstein, Ludwig Wittgenstein** (derzeit im Felde) und dem ihrer Schwiegersöhne Hofrat **Dr. Max Salzer** und **Dr. Jerome Stonborough** Nachricht von dem Tode ihres geliebten Sohnes, beziehungsweise Bruders, des Herrn

Kurt Wittgenstein

Rittmeisters der Reserve im k. k. reit. Schützen-Regiment Nr. 5

welcher am 27. Oktober auf dem italienischen Kriegsschauplatze gefallen ist.

Mittwoch den 13. November wird in der Pfarrkirche zu St. Karl um 10 Uhr vormittags eine heilige Seelenmesse gelesen werden.

Wien, am 11. November 1918.

Neue Freie Presse
13./XI. 1918

Verwandten, Freunden und Bekannten hiemit die traurige Nachricht, dass mein innigstgeliebter Gatte

Stabstierarzt Dr. vet.

MARKO KLINGER

Ritter des Kaiser Franz Josefs-Ordens, des goldenen Verdienstkreuzes mit der Kriegsdekoration, Ritter des Eisernen Kreuzes etc. etc.

nach schwerer, im Felde zugezogener Krankheit entschlafen ist und am 10. November 1918 auf dem Heldenfriedhofe in Wien zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

Wien-Pilsen, November 1918.

Hermine Klinger, als Gattin.

Neue Freie Presse
13./XI. 1918

Vom tiefsten Schmerze gebeugt, gebe ich die erschütternde Nachricht, dass mein innigstgeliebter Mann, resp. Bruder, Schwager, Onkel und Schwiegersohn, Herr

Leutnant Ing. Gustav Fleissig

nach kurzem tückischen Leiden, welches ihn in Ausübung seiner Dienste fürs Vaterland befallen hat, im 42. Jahre seines segensreichen Lebens, fern von der Heimat, am 6. November 1918 in Brixen sanft verschieden ist und am 8. d. dortselbst begraben wurde.

Alle, die ihn kannten, werden unseren unermesslichen Verlust begreifen.

Brixen—Wien—Nagytapolcsany, im November 1918.

Edith Fleissig geb. **Rosenberg**, als Gattin. **Ludmill Rosenberg**, als Schwiegermutter.
Ignatz Palmai, Phillip, Josef, Markus Fleissig, als Brüder.
Helene Strasser geb. **Fleissig, Julie Sasvari** geb. **Fleissig, Berta Katz** geb. **Fleissig**, als Schwestern.
Ludwig Strasser, Karl Sasvari, Hermann Katz, Martin Szilágyi, Sandor Rosenberg, Ede Rosenberg, als Schwäger.
Frida Fleissig geb. **Eisinger, Josefine Fleissig** geb. **Engel, Olga Fleissig** geb. **Oesterreich, Rella Szilágyi** geb. **Rosenberg, Elsa Rosenberg**, als Schwägerinnen.
Sämtliche Nichten und Neffen.

Neues Wiener Tagblatt
14./XI. 1918

Die Mitglieder des ehemaligen kaiserlichen Hauses.

Aus Salzburg, 13. d., wird uns telegraphiert: Wie das „Salzburger Volksblatt" meldet, wird sich der Nationalrat in Wien schon in den nächsten Tagen mit der Frage beschäftigen, wie sich die neue Regierung zu den Mitgliedern des früheren Kaiserhauses stellen soll. Es kommen etwa siebzig Erzherzoge und Erzherzoginnen in Betracht. Einige von ihnen haben bereits Erkundigungen eingezogen, ob sie auf ihre Würden und Titel als Erzherzoge verzichten sollen, wie es der ungarische Erzherzog Josef bereits getan hat, und ob sie an ihren gegenwärtigen Wohnsitzen verbleiben können. Für Salzburg kommen in Betracht die Mitglieder des Hauses Toskana: Erzherzog Josef Ferdinand, der seit längerer Zeit in Hintersee weilt, und seine Brüder Peter Ferdinand und Heinrich Ferdinand samt ihren Familien, ferner noch Erzherzog Ludwig Viktor auf Schloß Kleßheim. Von kompetenter Stelle wurde den Anfragenden — so fügt das Blatt hinzu — kein Zweifel darüber gelassen, daß in der Mehrheit der Bevölkerung keine Stimmung für die Monarchie herrsche und daß in dem neuen Deutschösterreich keine Möglichkeit bestünde, für den Aufwand von siebzig Erzherzogen und Erzherzoginnen aufzukommen. Gegen ein Verbleiben der bisherigen kaiserlichen Prinzen als Privatpersonen dagegen werde wahrscheinlich niemand etwas einwenden.

Neue Freie Presse
14./XI. 1918

[† Exkönigin Maria Theresia von Bayern.]
Die ehemalige Königin Maria Theresia von Bayern hat die gewaltige Umwälzung, die in Deutschland mit der Entthronung des Hauses Wittelsbach einsetzte, nicht einmal um Wochenfrist überlebt. Einer Meldung des „Neuen Münchner Tagblatt" zufolge ist die Gemahlin des Exkönigs Ludwig III. am Dienstag nachmittag in Berchtesgaden gestorben. Eine amtliche Bestätigung dieser Todesnachricht steht augenblicklich allerdings noch aus. Maria Theresia, eine österreichische Erzherzogin, war die erste bayerische Königin katholischen Glaubens. Seit einem halben Jahrhundert hatte Bayern überhaupt keine Königin mehr gehabt. Die letzte Königin, die preußische Prinzessin Marie, Gattin Max Josefs III. und Mutter Ludwigs II. und Ottos, war ebenso Protestantin gewesen wie ihre Landsmännin Maria, die Gattin Max' II., wie die sachsen-altenburgische Prinzessin Therese, Gemahlin Ludwigs I., und die Badenserin Karoline, die Max I. zum Traualtar geführt hatte. Königin Maria Theresia war in Brüx im Jahre 1849 als das einzige Kind des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este, eines jüngeren Bruders des letzten Herzogs von Modena, zur Welt gekommen. Ihre Mutter Elisabeth, die Tochter des Erzherzog-Palatins Josef, hat sich nach dem Tode ihres ersten Gatten mit dem Erzherzog Karl Ferdinand vermählt, so daß die Erzherzoge Friedrich, Karl Stephan und Eugen sowie Königin Marie Christine von Spanien die Stiefgeschwister der jetzt Verstorbenen sind. Die Vermählung Ludwigs III. mit Maria Theresia wurde 1868 in Wien gefeiert. Der bayerischen Königin, die an der Seite ihres Gemahls im Jahre 1912 nach dem Tode des Prinz-Regenten und späteren Königs Luitpold auf den Thron gekommen war, wurden Neigungen und Verständnis für Botanik nachgesagt. Die bemerkenswerten Anlagen in Leutstetten am Starnberger See sollen von ihr angeregt und gefördert worden sein. In der „Botanischen Gesellschaftszeitschrift" sind eine Reihe von Beiträgen erschienen, deren Text sowohl als Illustrationen von Maria Theresia herrührten. Künstlerisches Interesse scheint sie unbedingt sowohl auf dem Gebiete der Malerei, wo sie auch Landschaften in Oel und Aquarell schuf, als auch auf dem der Musik, namentlich der Harmonielehre, gehabt zu haben. Der Ehe des ehemaligen Königspaares sind dreizehn Kinder entsprossen, von denen neun noch am Leben sind. Zwei Mädchen und ein Knabe sind im Kindesalter gestorben. Prinzessin Mathilde, die Gattin des Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg, als junge Frau nach sechsjähriger Ehe. Maria Theresia hat zeitlebens große Sympathien für Oesterreich und speziell für Wien gehabt. Ihre Jugendfreundin Mathilde, die Tochter des Erzherzogs Albrecht, hat durch einen unglücklichen Zufall den Flammentod gefunden und Maria Theresia war eine Augenzeugin der Katastrophe. Dieser Umstand soll ihre Mädchenjahre verdüstert haben. Später ist Maria Theresia oft und oft an den Wiener Hof gekommen, hat aber auch als passionierte Touristin mit ihren Töchtern zahlreiche Fahrten in die österreichische Alpenwelt unternommen. Vor wenigen Monaten, im Februar dieses Jahres, wurde die goldene Hochzeit Ludwigs III. und seiner Gemahlin gefeiert.

15./XI. 1918

16

Demission des Präsidenten des Gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Ernst Freiherrn v. Plener.

Wien, 14. November.

Der Präsident des gemeinsamen Obersten Rechnungshofes Dr. Ernst Freiherr v. Plener hat heute seine Demission gegeben.

Neues Pester Journal 19

16./XI. 1918

(Viktor Adler und seine Gattin.) Unter dem Titel „Der Schlaf des Geliebten" widmet Stefan Großmann dem dahingeschiedenen Viktor Adler in der „Voss. Ztg." die folgende schöne Erinnerung: Um das Leben Viktor Adlers zitterten seine nächsten Freunde schon seit Jahren. Jeder Tag, an dem der Herzleidende lebte, war von ihnen als ein Geschenk empfunden. Kaum je ist ein Mensch von soviel Zartgefühl, Sorgfalt, Rücksicht umgeben gewesen wie der kranke Viktor Adler. Rauhe Demokraten traten auf Zehenspitzen auf in seiner Nähe und Agitatoren wurden sensitiv. Die zarteste Hüterin seiner Ruhe war seine Frau, selbst eine Leidende. An einem Herbsttage wurde Frau Adler in ihrer Wohnung ans Telephon geklingelt und sie erfuhr gänzlich unvorbereitet die Nachricht, daß ihr Sohn Fritz, der Sanftmütigste und Geduldigste, soeben den Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh erschossen habe. Viktor Adler möge sofort zur Stelle kommen. Frau Adler ging mit der furchtbaren Kunde in das Arbeitszimmer ihres Mannes, und da entdeckte sie zu ihrem größten Erstaunen, daß Viktor Adler eingeschlummert war. Sie war es gewohnt, den seltenen und kostbaren Schlaf ihres Mannes zu hüten, und diese Sorge um den leichtgestörten Schlaf des Kranken verließ sie auch in dieser bangsten Stunde nicht. Sie setzte sich neben den Schlafenden, mit der furchtbaren Kunde im Herzen, und harrte dort schweigend aus bis zu dem Moment, wo Adler erwachte. Er schlief gerade an diesem Tage einen langen, erquickenden Schlaf. Ueber eine Stunde saß die Sorgende still am Lager des Gatten, die furchtbarste Nachricht im Herzen, und jede Sekunde Schlaf des Ahnungslosen mag ihr dreifach heilig erschienen sein.

Neue Freie Presse Abendbl. 16./XI. 1918

21 a 16

Selbstmord des Landesregierungsrates Dr. Rambousek.

Der Präsidialchef und Kanzleidirektor der früheren Salzburger Landesregierung Dr. Eduard Rambousek, der, wie berichtet, der Unterschlagung von 6 Millionen Kronen ärarischer Gelder beschuldigt ist, hat heute im Polizeigefangenhause Selbstmord begangen.

Heute morgen sah der Arrestantenposten, der im Trakt die Wache hatte, als er durch das Guckloch blickte, daß der Häftling sich erhenkt hatte. Man drang sofort ein und versuchte Hilfe, doch war Dr. Rambousek schon tot.

Dr. Rambousek hatte zum Schutz gegen die Nachtkälte um eine dickere Bettdecke gebeten, die ihm gewährt wurde. Diese Decke hatte zwei kleine Lederriemen. Dr. Rambousek schnitt sie ab und knüpfte sie zu einem Gurt zusammen, mit welchem er den Selbstmord ausführen konnte.

Neue Freie Presse Abendbl. 16./XI. 1918

Die falschen Gerüchte über den Aufenthalt des Grafen Czernin.

Graf Ottokar Czernin veröffentlicht folgendes Schreiben:

„Euer Wohlgeboren bitte ich höflichst um die Veröffentlichung nachfolgender Zeilen: In einigen Wiener Blättern war die aus ausländischen Zeitungen übernommene Nachricht enthalten, „daß ich in der Schweiz tätig sei, einen Bürgerkrieg und Klassenkampf heraufzubeschwören". Demgegenüber stelle ich fest, daß ich die Grenzen der früheren Oesterreichisch-ungarischen Monarchie seit einem Jahre nicht überschritten habe und daß ich weder im Aus- noch im Inlande gegen die geschaffene Staatsform tätig bin. Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß es die Pflicht eines jeden Bürgers ist, sich hinter die gegenwärtige Regierung zu stellen, und nach besten Kräften dazu beizutragen, daß die Segnungen der Demokratie und der wahren Freiheit den Völkern zukommen. Ein jeder, der jetzt Kampf und Unordnung predigt, ist meiner Ansicht nach ein Feind der Demokratie, der Republik und der glücklichen Zukunft Deutsch-Österreichs.

Mit größter Hochachtung

Graf Ottokar Czernin.

Wien, den 13. November 1918."

Fremdenblatt
16./XI. 1918

Selbstmord des Regierungsrates Dr. Rambousek.

Der Landesregierungsrat der Salzburger Landesregierung Dr. Eduard Rambousek, der, wie berichtet, seit dem 7. d. M. hier in Haft war, hat es vorgezogen, nicht der irdischen Gerechtigkeit Genüge zu leisten. Er hat im Laufe der heutigen Nacht seinem Leben ein Ende gemacht.

Dr. Rambousek hatte bekanntlich als Chef der Lebens- und Bedarfsmittelprüfungsstelle des Salzburger Landespräsidiums sechs Millionen Kronen veruntreut und war mit Frau und Kammerdiener Bernhard Stiller geflüchtet. Er hatte die Absicht, nach der Schweiz zu entkommen, wurde aber vom hiesigen Sicherheitsbureau in der Pension „Alt-Wien" verhaftet. Erst war Dr. Rambousek Häftling des Sicherheitsbureaus. Dann wurde der in Salzburg die Untersuchung führende Richter Dr. Winglmayer zur Einvernahme des Beschuldigten nach Wien gesendet. Es folgte eine Reihe neuer Verhaftungen. Dr. Winglmayer vernahm Dr. Rambousek, der seither Untersuchungshäftling der Gerichtsbehörde, aber noch immer im Polizeigefangenhaus untergebracht war, wiederholt ein. Dem Landesgerichtsrat war erst jüngst der ordentliche Haftbefehl eingehändigt worden, und seine Ueberführung nach Salzburg stand bevor. Heute früh hat nun der vor seiner Zelle Dienst versehende Arrestantenposten im Polizeigefangenhause bemerkt, daß Dr. Rambousek leblos in der Zelle an einem Wandhaken hänge. Er schlug sofort Lärm. Man fand Dr. Rambousek an zwei aneinandergeknüpften kleinen Lederriemen erhängt auf. Er wurde sofort abgeschnitten. Aerzliche Hilfe war rasch zur Hand, doch erwies sich jede Bemühung als erfolglos, da der Tod schon um Stunden vorher eingetreten sein mußte. Der Gerichtsarzt Professor Dr. Haberda wurde berufen und untersuchte den Leichnam. Die beiden Riemen rühren von der Decke her, mit der sich der Häftling während der Nacht zugedeckt hatte. Er hat die Riemen abgetrennt und aneinandergeknüpft. Die Nachricht von dem Selbstmord ihres Gatten wird der gleichfalls verhafteten Frau des Toten Ferdinande Rambousek schonend mitgeteilt werden.

Neues Wiener Tagblatt
17./XI. 1918

✝

Anton Knips und **Frau Sonja Knips**, geb. **Baronin Potier des Echelles**, geben tief erschüttert in ihrem sowie im Namen der gesamten Familie Nachricht, daß ihr blühender, hoffnungsvoller Sohn

Herbert

Fähnrich im Drag.-Reg. Nr. 5

am 15. November 1918, nach kurzem, schwerem, sich im Felde zugezogenem Leiden sanft verschieden ist.

Er war unser Stolz und unsere Freude.

Die feierliche Einsegnung und Beerdigung erfolgt am Montag, den 18. November 1. J., um 3 Uhr nachm. auf dem Hietzinger Friedhofe.

Die heiligen Seelenmessen werden Mittwoch, den 20. November 1918, um 9 Uhr vormittags in der Pfarrkirche ob der Laimgrube gelesen.

Wien, den 16. November 1918.

Neues Wiener Tagblatt
17./XI. 1918

26

†

Von unsagbarem Schmerze erfüllt, geben die Unterzeichneten Nachricht, daß ihr einziger und innigstgeliebter Sohn, Bruder und Cousin, Herr

Hans Leutner

Leutnant i. R., Besitzer der silbernen Tapferkeitsmedaille I. Klasse, des Verdienstkreuzes III. Klasse mit den Schwertern u. des Karl-Truppenkreuzes,

an einer auf der Reise nach der Heimat zugezogenen Lungenentzündung, Mittwoch, den 13. November 1918, um 10 Uhr abends im 24. Lebensjahre selig in dem Herrn entschlafen ist.

Die irdische Hülle des teuren Verblichenen wird Sonntag, den 17. d. M., um 3 Uhr nachmittags, in der Kapelle des Hietzinger Friedhofes feierlich eingesegnet und sodann im selben Friedhofe im Familiengrabe zur ewigen Ruhe bestattet.

Die heil. Seelenmesse wird Mittwoch, den 20. d. M., um 9 Uhr früh in der Pfarrkirche zu den heil. Schutzengeln (Baulanern) gelesen.

Wien, den 15. November 1918.
IV. Wiedner Hauptstr. 34.

Mina Leutner
als Mutter.

Gretl Leutner
als Schwester.

Mitzi Oesterreich
als Cousine

Arbeiterzeitung
17./XI. 1918

Danksagung.

Den vielen Freunden, bekannten und unbekannten, sage ich für mich und meine Kinder unseren herzlichen Dank für den gütigen Versuch, uns Trost zu spenden.

Emma Adler.

•

Denjenigen, die ihr Beileid der Redaktion der Arbeiter-Zeitung, dem Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie und der sozialdemokratischen Fraktion ausgedrückt haben, wird gleichfalls herzlicher Dank gesagt.

Die auswärtigen Arbeiterabordnungen.

An dem Begräbnis nahmen teil: die Organisationen von Möllersdorf, Traiskirchen, Ebreichsdorf, Guntramsdorf, Leobersdorf, Hirtenberg, St. Veit an der Triesting, Berndorf, Kottingbrunn, Schönau, Günselsdorf, Wiener-Neustadt, Krems, Stein, Hainburg, Stockerau und Znaim, was noch nachträglich mitgeteilt sei, ebenso daß der Ordnerdienst vor dem Arbeiterheim die Arsenalwache versah, im Friedhof aber die Simmeringer Genossen. — Die Genossen des Organisationsbezirkes Liesing schlossen sich den Bezirken Brigittenau und Floridsdorf an.

Beileidskundgebungen.

Weitere Beileidskundgebungen haben noch geschickt: Der Verband der Vereine und der niederösterreichische Verein der Buchdrucker und Schriftgießer, Gehilfenausschuß der Genossenschaft der Wäschewarenerzeuger, Unterstützungs- und Rechtsschutzverein der Lokomotivführer, Redaktion der „Bäckerzeitung", Eisenbahnerorganisation Attnang-Puchheim, Reichsverein der Post- und Telegraphenbediensteten, Angestellte der Hilfskasse der Advokatursbeamten, Verein der Kriegsinvaliden, Reichsverband der staatlichen Vertragsbeamten, Bereitschaft, Lokalorganisationen von Hainburg und Gänserndorf, Konsumverein Porsterdorf, Reichsverein der Gewerbetreibenden und Kaufleute, Sekretariat der tschecho-slavischen Sozialdemokratie in Niederösterreich, Zentralcomité der Sozialdemokratie der Ukraina in Berlin, die Landesgewerkschaftskommission Brünn, tschechische sozialdemokratische Arbeiterpartei in Brünn, Lokalcomité der jüdischen Sozialdemokratie. — An der Leichenfeier im Favoritener Arbeiterheim haben, wie wir nachträglich bemerken, auch für die italienische Sozialdemokratie Genosse Tedeschi als Vertreter des Abgeordneten Pittoni, der nach Triest abreisen mußte, für die mährische Landesgewerkschaftskommission Kolessa und Pick und für die Parteivertretung der tschechischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei Pavlik teilgenommen. Die von der oberösterreichischen Landesparteivertretung entsendeten Delegierten Damez, Gruber und Hafner haben wegen wichtiger Versammlungen fernbleiben müssen.

Kranzablösungen.

Dem Schuhmeier-Fonds wurden zugewiesen: Statt eines Kranzes für Genossen Dr. Viktor Adler spendeten: Technisches Personal der Druckerei „Vorwärts Kronen 20.—, Arbeiterverein Kinderfreunde für Oesterreich, Landesvertretung Niederösterreich 50.—, Sammlung im Wiener Aerzteklub statt eines Kranzes 515.—, Lokalorganisation Gänserndorf 20.—, der Direktor und die Beamten von „Tungsram" 70.—, Verein der Handelsagenten für Privatkundenbesuch 100.—, Alpine Gesellschaft „Gebirgsfreunde" Favoriten 20.—, Verband der Handels- und Transportarbeiter 50.—, Ein Lorbeerreis dem großen Menschenfreund von Bertha Brandl 50.—, Personal der Genossenschaftsdruckerei 10.—, Verein der Buchbinder 50.—, V. Klasse akademisches Gymnasium 13.20, Olso-Licht-Gesellschaft VII. Bezirk 116.40, Niederösterreichische Landesparteivertretung 50.—, Gesamtpersonal der Steyrermühl VI 20.—, A. Pollak 10.—, Arbeitspersonal der Oesterreichisch-ungarischen Bank 200.—, Dr. M. G. 30.—.

Richtigstellung: Im Ausweis vom Freitag wurde durch ein Versehen die Spende des Verbandes der jugendlichen Arbeiter Kronen 20.—, ausgelassen.

Egon Schiele.

Von Otto Stoeßl.

Mit sechsundzwanzig Jahren ist Egon Schiele dieser unheimlichen Massenseuche erlegen, die wie das große Sterben rundum überhaupt den Glauben an eine menschlich gemessene Gerechtigkeit des menschlichen Lebens mordet. Menschlich gemessen, hieße gerecht, daß einer nicht sterben dürfe, bevor er vollendet, was seine Anlage versprach, nicht fortgehen müsse, bevor er den Umriß seines Wesens gezogen habe.

Die Wiener kennen Schiele erst halbwegs seit der denkwürdigen Ausstellung der „Neuen Secession" vom vorigen Frühjahr, in Deutschland, in Skandinavien wußte man mehr von ihm als in seiner Vaterstadt.

Ich erinnere mich wehmütig des einzigen, vor kaum vier Monaten mit dem hübschen, jungen Menschen in einem Hietzinger Gasthausgarten verbrachten Abends. Ich hatte ihn am selben Nachmittag kennen gelernt, aufs lebhafteste von der Ausstellung seiner Werke angeregt, die Erlaubnis erbeten, seine Zeichnungen in seinem Atelier genauer durchsehen zu dürfen, und dann waren wir mit seiner jungen Frau, die er nur um ein paar Stunden überlebt hat, eben am Abend beisammen und vergaßen die unfreundliche Gegenwart in freundlichem Gespräch. Er sah nett, harmlos und wienerisch liebenswürdig aus, über seinem Gesicht und Sprechen lag noch der unberührbare erste Flaum der naiven Jugendlichkeit, die jeder wahrhafte Künstler wohl zeitlebens behält und die ihn vor der gemeinen Welt schützt, ohne daß er es auch nur weiß. Es ist die Sicherheit eines gerechten Instinkts, einer unfehlbaren, weil notwendigen eigenen Anschauung, und eine unverhohlene Freude an der Arbeit, als an der einzigen Lust eines schöpferischen Daseins. Ein bescheidenes Selbstbewußtsein ließ ihn über die überraschende Anerkennung Freude äußern, ohne Unbescheidenheit, und bestärkte ihn in längst durchgedachten Plänen, die er nun ins Werk zu setzen gedachte, denn er durfte jetzt aus dem Vollen sorglos weiterarbeiten, er war so jung, daß weder sein schlanker, gesunder Körper, noch sein frischer Geist auch nur die Möglichkeit eines so nahen Todes, sei es in der leisesten Ahnung, spüren konnten. Er sprach nur über seine nächsten Gegenstände, Aufgaben, Personen, über sein Handwerk und dessen große Fragen, ohne Anmaßung und ohne jedes Pathos als von lauter selbstverständigen, aber wichtigen Dingen. Er wollte große Fresken malen und die langvergessene, zu Unrecht versäumte, weil rascheste Geistesgegenwart des Farbenauftragens auf der nassen Wand erfordernde Technik erneuern. Dies führte ihn auch darauf, daß er Schüler, Gehilfen brauchte und heranziehen wollte. Er beabsichtigte eine Malschule einzurichten und begabten jungen Leuten, die er teils bereits ausgewählt hatte, teils nach und nach finden und heranziehen wollte, Gelegenheit zu geben, sich frei, aber unter den Augen eines sinnverwandten Meisters auszubilden. „Ich will ihre Aufgaben auch korrigieren," so sagte er ungefähr, „aber nicht so, wie ich sie gemalt hätte, sondern so, wie sie sie hätten machen müssen, wenn sie eben schon so weit wären, daß sie sie so machen könnten, wie sie es müssen." Er wollte das, weil er selbst diese richtige Schulung an der Akademie hatte entbehren müssen. So kam er auf seine künstlerische Bildung und auf sein Verhältnis zu Klimt. Ohne von den modernen Franzosen oder den anderen gleichgerichteten Malern seiner Zeit die leiseste Ahnung zu haben, war er, ein halber Knabe noch, in die Wiener Akademie eingetreten und hatte ohne Furcht seine „verrückten Zeichnungen" vorgewiesen, die natürlich das höchste Entsetzen seines Professors Griepenkerl erregten, der ihn empört, nicht nur moralisch, sondern beinahe handgreiflich mit dem Rate hinauswies, er möchte „mit diesen Sachen zum Herrn v. Klimt" gehen, nicht auf die Akademie, wo dafür nicht der Ort sei.

Es läßt sich leicht denken, daß Klimt die Zeichnungen Schieles tief berühren mußten, in denen er selbstverständlich und sicher vollendet sah, was er erst nach mühevollen Jahren der Entwicklung ausgebildet hatte. Er mochte das hohe Staunen eines viel umhergetriebenen Menschen vor seinem jugendlich glücklicheren Ebenbild empfinden. Gemeinsam ist beiden schon die eigentümliche Wiener Art einer leicht und mit den knappsten Zügen hingeschriebenen, gleichwohl vollkommen ausgerundeten, freilich nur scheinbar mühelosen Darstellung, ein gewisser delikater Geschmack am Erotischen, aber mit sicherer, empfindlichster Beobachtung auf die überraschende und treffendste Einzelheit gerichtet, eine Sauberkeit der Linie, die trotz ihrer scheinbaren Einfachheit einen durchsichtigen, schimmernden, transzendenten Eindruck von Weltgesamtheit erweckt und wie einen Strahlenglanz ausbreitet. Gemeinsam auch die Wiedergabe des Modells in überraschenden, sogar peniblen Stellungen, oft in der dem Laien unverständlichen, weil selten gewählten Draufsicht, aber bei aller Treue der momentanen Haltung in einem unwillkürlichen Stil, in einer bewußten Rhythmik und Anordnung, in einer durch geheimnisvoll neuartige Linien, andeutende Kurven, leise Schatten, verhauchte Umrisse, vorüberschwebende Ueberschneidungen kühn, ja streng gebundenen Formensprache, gleich dem vielbedeutenden Vers einer edlen Rede, selbst im Ueberfluß gehalten. Der weitere Weg zur Farbe zeigt die beiden Künstler freilich auf verschiedener Stufe, denn Klimt ist bis zur letzten Vollendung eines höchst empfindlichen Farbensinnes fortgeschritten, der schließlich die Farbe selbst unabhängig vom Gegenstand und dargestellten Inhalt bis zur völligen Ablösung von der Sache selbst genoß, so daß er zuletzt Sache selbst bis zum Ornament verkürzte und verdichtete wie zu einer farbigen Sinnschrift.

Als Maler stand Schiele wohl erst am Anfang seines Weges, denn die Sachlichkeit seiner eigenen, vorwiegend zeichnerischen Anlage zwang ihn, die Gegenstände selbst bis ins Letzte durchzubilden, wobei ihre Farbigkeit ihn fast zu stören und als ein hinderlicher Ueberfluß und Ueberschuß zu reizen schien, denn eigentlich enthielten, wie bei allen Meistern der Linie, schon seine Umrisse die Farben selbst, ohne sie erst gewissermaßen wirklich und ernst wiederholen zu müssen, so daß sein Pinsel oft nur Ueberhöhungen und Unterstreichungen der Umrisse, nicht den Eindruck der farbigen Notwendigkeit selbst erwirkt. Die Farbe war ihm noch Zufall oder Laune oder Eingebung, nicht Schicksal. Aber auch als Maler war ihm ein großer Zug, eine eigentümliche, ursprüngliche Mystik, eine kindliche Neigung zum Schauerlichen, Wunderbaren im Gewöhnlichen, eine liebenswürdig spöttische Vorliebe für Skurriles gegeben, die er in seinen Porträts mit Wissen ins Unheimliche, in eine unbewußte Kreuzigung des Hasses oder der Verachtung erhöhte. In den wenigen wunderbaren Bildern alter Städtchen, in dem winkeligen Uebereinander von Dächern, Giebeln, in den vor Schmutz, Feuchtigkeit und welkem, abgeblättertem Anstrich tragisch erschütternden alten Mauern wußte er das heimliche Schicksal solcher vergessener Weltwinkel, runzelige Alterserfahrung, das Greisenhaftig und Todesgeheimnis menschlicher Wohnorte mit einem selbstverständlichen letzten Wissen und Können, mit einer höchsten, zugleich kindlich erstaunten und meisterlich unübertrefflichen Ausdruckskraft zu gestalten.

Die Zeit
M.M. 1918
88

Neues Pester Journal

19./XI. 1918

29 01 19

(Die Grafen von Bentinck,) bei denen Exkaiser Wilhelm gegenwärtig zu Gast weilt, sind ein altes Geschlecht aus Geldernschem Uradel, das schon im dreizehnten Jahrhundert zum ersten Mal erscheint. Als Stammvater der gegenwärtigen Linie gilt William Bentinck, der am 6. November 1704 geboren wurde und am 13. Oktober 1774 starb. Sein Vater war William Bentinck, Graf von Portland, der 1645 geboren war und 1709 starb. Er war in den Dienst Wilhelm III. von Oranien getreten und hatte diesen 1688 nach England begleitet, wo er zum Grafen von Portland erhoben und als der vertrauteste Ratgeber des Königs vielfach zu diplomatischen Geschäften verwendet wurde. Sein ältester Sohn Henry wurde 1716 der erste Duke von Portland, während sein zweiter Sohn Wilhelm, der Stammvater der westfälischen Linie, 1732 zum Reichsgrafen erhoben wurde. Von ihm stammt der jetzige Graf Wilhelm ab, der als Sohn des Grafen Wilhelm und der Freiin Marie von Heeckeren Wassenaer am 22. Juni 1880 in London geboren wurde. Graf Wilhelm von Bentinck, der 1902 seinem Vater folgte, ist Oberleutnant a. D. im Regiment der Gardedukorps und erfreute sich schon während seiner Dienstzeit in Potsdam der besonderen Gunst des Kaisers Wilhelm. Die Familie der Grafen von Bentinck ist, wie schon aus obigem hervorgeht, durch die Begründung einer englischen Linie mit englischen Häusern eng verschwägert, besonders mit dem Hause Cavendish.

Aber auch die unmittelbaren Angehörigen des regierenden Grafen leben zum Teil in England, was sich daraus erklärt, daß der 1903 verstorbene Graf Heinrich, der erstgeborene Sohn des Grafen Karl, seinerzeit durch Familienvertrag die Rechte der Erstgeburt an seinen jüngeren Bruder, den Grafen Wilhelm, den Vater des jetzigen Grafen Wilhelm, abtrat; seine Familie lebt ausschließlich in Enaland.

Fremdenblatt
21./XI. 1918

Die angebliche Ermordung des G. d. J. v. Hoffmann.

Die „Korr. Herzog" hat vorgestern eine in Krakauer Blättern enthaltene Darstellung über die Meutereien der in der Ukraine kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen verbreitet, in der auch behauptet worden war, daß der Kommandant dieser Truppen Feldmarschalleutnant v. Hoffmann von den meuternden Truppen ermordet und die 80 Millionen Kronen enthaltende Kasse seines Kommandos ausgeraubt worden sei. Wie uns von autoritativer Seite mitgeteilt wird, entsprechen diese Meldungen in keiner Weise den Tatsachen. Es ist allerdings richtig, daß auch an der ukrainischen Front die Soldaten den Gehorsam verweigerten und nach Hause geschickt zu werden verlangten; die Nachricht von der Ermordung des kommandierenden Generals ist jedoch ebensowenig richtig, wie die Meldung von dem Millionenraub. Die Vorgänge unter den ukrainischen Truppen haben sich folgendermaßen abgespielt:

Am 3. November um 1 Uhr mittags befand sich Freiherr v. Hoffmann, kommandierender General des 25. Armeekorps, in Gesellschaft mehrerer anderer Generale im Offizierskasino in Zmerynka. Um diese Zeit erschien eine Abordnung des Schützen-Regiments Nr. 5, die aus Italienern und Kroaten bestand, und verlangte, den Korpskommandanten zu sprechen. Nachdem dieser erschienen war, erklärte die Deputation, daß die in der Ukraine befindlichen Truppen verlangen, sofort nach Hause geschickt zu werden. Korpskommandant Freiherr v. Hoffmann erklärte, daß er einen solchen Befehl aus eigener Machtvollkommenheit nicht geben könne, daß er jedoch bereit sei, dieses Verlangen der Truppen dem Oberkommando Ost, das sich in Wienicza befindet, vorzutragen und daß die Deputation zu einer späteren Stunde wieder vorsprechen möge, um die Antwort zu hören. Damit entfernte sich die Abordnung. Einige Zeit später wurde der Korpskommandant mit mehreren anderen Generalen, die sich in seiner Gesellschaft befanden, auf dem Heimweg in seine Wohnung von der Mannschaft des obenerwähnten Bataillons mit Waffen gestellt und ihm erklärt, daß er und die anderen Generale vorläufig interniert würden. Er wurde in eine Baracke gebracht und als Gefangener betrachtet. Im Laufe des Nachmittags wurden er und die anderen Generale zur Bahn gebracht, wo ein Zug bereit stand, und ihm bedeutet, daß seine Abreise aus Zmerynka sofort zu erfolgen habe. Während sich der Korpskommandant auf dem Bahnhof aufhielt, erschien auch seine Familie, die von einem Offizier herbeigeholt worden war, um gemeinsam mit G. d. J. v. Hoffmann die Rückreise antreten zu können. Den bereitstehenden Zug bestieg auch die meuternde Mannschaft des Schützen-Regiments Nr. 5 und ein Oberleutnant erklärte dem Korpskommandanten, daß für seine und seiner Generale und Familie persönliche Sicherheit garantiert würde unter der Voraussetzung, daß nichts gegen die im Zuge mitfahrende Mannschaft des Schützen-Regiments Nr. 5 unternommen würde. Es war nämlich den meuternden Mannschaften inzwischen offenbar zur Kenntnis gekommen, daß andere Truppenteile in Mohilew, das der Zug durchfahren sollte, aufgeboten werden sollten, um G. d. J. v. Hoffmann und die übrigen Gefangenen zu befreien. Am 4. d. früh langte der Zug mit den Generalen in Mohilew an. Dort wurde Freiherr v. Hoffmann und die übrigen Gefangenen auswaggoniert, während der Zug mit den meuternden Soldaten gegen Nowosielicza weiterfuhr. Mit Rücksicht auf die große Menschenmenge, die auf dem Bahnhof in Mohilew anwesend war, und aus anderen militärischen Gründen wurde gegen die im Zuge befindlichen Mannschaften vom Schützen-Regiment Nr. 5 von den treugebliebenen Truppen nichts unternommen. G. d. J. v. Hoffmann hat dann am 5. d. mit den Truppen der 155. Honveddivision den Marsch über Galizien und Nordungarn angetreten, ist wohlbehalten in Budapest eingetroffen und befindet sich seit 18. d. in Wien.

Österr. Volkszeitung
22./XI. 1918

* **FML. Hoffmann in Wien.** Der aus der Ukraine zurückgekehrte Feldmarschalleutnant Peter Hoffmann hat sich gestern im Staatssekretariat für Heerwesen gemeldet. FML. Hoffmann gab hiebei die Erklärung ab, daß er vor einigen Wochen von meuternden Truppen italienischer und slawischer Nationalität aufgefordert worden sei, sie sofort zurückzuführen. Er habe dies abgelehnt und sei hierauf gefangengenommen worden. Nach seiner Befreiung habe er wieder das Kommando über die ihm unterstellt gewesenen Truppen übernommen, seine Regimenter aus der Ukraine in die in Ostgalizien gelegenen Einwaggonierungsstationen geführt und den Rücktransport der Armee veranlaßt. FML. Hoffmann hat sich dem deutschösterreichischen Staatsrat zur Verfügung gestellt.

Österr. Volkszeitung
22./XI. 1918

Flucht des FML. Herzog von Braganza.

Der General in der Schweiz als Deserteur angehalten.

Aus Chur meldet ein Telegramm die Anhaltung eines österreichischen Generals Herzog von Braganza, der in Uniform die Grenze überschritten hat. Es kann dies nur der Feldmarschalleutnant Herzog Michael von Braganza sein, der zuletzt eine Division an der Südtiroler Front kommandierte. Bald nach dem Waffenstillstande sah man ihn in Bozen schon vielfach in Begleitung italienischer Offiziere. Die Anhaltung des Herzogs von Braganza erfolgte offenbar deshalb, weil in der Schweiz grundsätzlich jeder als Deserteur betrachtet wird, der im bisherigen Kriegsgebiet in Uniform die Grenze überschreitet, oder sich nicht im Besitz eines ordnungsgemäßen militärischen Abschiedsdokuments der Armee, der er angehört hat, befindet. Die Meldung aus Chur, 21. d., lautet:

Der österreichische General Herzog von Braganza ist als Deserteur hieher eingeliefert worden. Er hatte in Generalsuniform die italienischen Linien überschritten und sich zunächst nach Samaden begeben. Dort wurde er, trotzdem er sich im Besitze eines italienischen Passes befand, als Deserteur angehalten und hieher eingeliefert.

Die Zeit Abendbl.
22./XI. 1918

(Ausscheiden des Oberleutnants Egon E. Kisch aus dem Kriegspressequartier.) Der letzte Befehl des Kommandos des Kriegspressequartiers enthält den Auftrag, daß der Oberleutnant Egon E. Kisch, bekanntlich jetzt der Chef der Roten Garde, aus dem Verband des Kriegspressequartiers, dem er bisher angehörte, auszuscheiden hat.

Ostdeutsche Rundschau 35 0 23

23./VI. 1918

Rudolf Tyrolt. In Guttenstein, seinem Landsitz, feiert morgen Rudolf Tyrolt seinen siebzigsten Geburtstag. An seine Bühnenwirksamkeit knüpft sich ein bedeutsames Stück Wiener Theatergeschichte, knüpft sich die Blütezeit des bürgerlichen Volksstückes, von Anzengruber angefangen bis herab zu Karlweis. Tyrolts künstlerische Anfänge fallen in das von Heinrich Laube gegründete Stadttheater und sein Wachstum gipfelt in seiner Tätigkeit am Deutschen Volkstheater, dem er durch zwanzig Jahre angehörte. Was er hier neben Ludwig Martinelli in der Bauernkomödie, im Wiener Volksstück und im heiteren Schwank geschaffen hat, sind unvergeßliche Meisterleistungen, die noch in der Erinnerung beglückend nachwirken. Aus der Fülle von Prachtgestalten, die wir seiner breitflächigen Charakterisierungskunst verdanken, braucht nur sein Schalanter, sein Einödpfarrer, sein Schöllhofer im „Groben Hemd", sein Briefträger Klemm in „Lolos Vater" und sein Bartel Turaser herausgegriffen zu werden, und jedermann weiß, was Tyrolt in den Bezirken volkstümlicher Schauspielkunst bedeutete. Noch im Vollbesitze seiner künstlerischen Kraft zog sich Tyrolt von der Bühne zurück, und es war jedesmal ein Fest, wenn er als herzlich begrüßter Gast auf ihr wieder erschien. Auch als Schriftsteller hat sich Tyrolt mit Erfolg betätigt und wir verdanken ihm einige wertvolle Theaterbücher, so eine „Chronik des Wiener Stadttheaters", „Aus dem Tagebuch eines Wiener Schauspielers (1848—1902)" und „Allerlei von Theater und Kunst". Ist die Zeit geräuschvollen Huldigungsfesten auch nicht hold, so dürfen wir den siebzigsten Geburtstag Rudolf Tyrolts doch nicht vorübergehen lassen, ohne uns des Meisters volkstümlicher Schauspielkunst dankbar zu erinnern.

Moritz Ruhmann gibt im eigenen Namen sowie im Namen seiner Söhne **Franz, Alfred, Karl** und aller übrigen Verwandten die Nachricht von dem Ableben seines ältesten, innigstgeliebten Sohnes

Dr. Georg Ruhmann

Oberleutnants l. d. R. des Dragonerregiments Nr. 3, Besitzers des Militärverdienstkreuzes III. Klasse, dreier Signa laudis mit den Schwertern und der Verwundetenmedaille

der nach 52 Monaten ununterbrochener Felddienstleistung, kaum zurückgekehrt, im Alter von 30 Jahren nach kurzem, schwerem Leiden Freitag den 22. November 1918 verschieden ist.

Das Begräbnis findet Sonntag den 24. d. M. um 3 Uhr nachmittags von der Kapelle des Zentralfriedhofes aus statt.

Es wird gebeten, von jedem Kondolenzbesuch abzusehen.

7632

Arbeiterzeitung 23./XI. 1918

Neue Freie Presse

24./XI. 1918

Unser lieber, guter Sohn und Bruder

Emil Buchwald

ist, nachdem er unter schweren Strapazen aus dem Felde heimgekehrt, heute im 26. Lebensjahre der tückischen Grippe erlegen.

Wien, am 23. November 1918.

Kaiserlicher Rat **Bernhard Buchwald** und **Fanny Buchwald**, als Eltern.

Brunno und **Ferry**, als Brüder.

Frieda, **Isa** und **Edi**, als Schwestern.

Von Kondolenzbesuchen wird gebeten, Abstand zu nehmen.

Neue Freie Presse

25./XI. 1918

40

Professor Oswald Redlich Leiter des Hof- und Staatsarchivs.

Wien, 25. November.

Wie wir erfahren, hat das Direktorium des Staatsrates den Professor Dr. Oswald Redlich, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, zum Bevollmächtigten des Staatsamtes für Aeußeres im Haus-, Hof- und Staatsarchiv, im Hofkammerarchiv und im politischen Archiv des bisherigen Ministeriums des Aeußern ernannt.

Außerdem wird heute die Ernennung des Privatdozenten Dr. Ludo Hartmann zum Gesandten in Berlin und des Sektionschefs Baron Hans Enoblach zum Gesandten in Budapest verlautbart werden.

Österr. Volkszeitung
26./XI. 1918
41

Die Bezüge des Kaisers Karl als Armee-Oberkommandant.

Der Staatsrat und die Veröffentlichung der Geheimakten.

Der Staatsrat beschäftigte sich gestern mit den Bezügen, die sich Kaiser Karl als Armee-Oberkommandant hatte ausbezahlen lassen. Durch die Veröffentlichung von Geheimakten, deren Echtheit nicht in Zweifel gezogen werden kann, ist bekannt geworden, daß Kaiser Karl für seine Funktion als Armee-Oberkommandant vom Tage seines Regierungsantrittes an eine Gebühr von monatlich 125.000 Kronen, das ist eineinhalb Millionen Kronen jährlich, überwiesen wurde. Dieser Umstand hat wie in der ganzen Oeffentlichkeit auch bei den Mitgliedern des Staatsrates und der Nationalversammlung größtes Aufsehen hervorgerufen. Es verlautet, daß ein Antrag eingebracht wird, gegen Dr. v. Seidler, der als Ministerpräsident seine Zustimmung zu dieser Millionenausgabe gab, sowie gegen Dr. Plener, der als Präsident des Obersten Rechnungshofes die Verrechnung billigte, die Anklage zu erheben. Man hält aber andererseits die Erhebung der Anklage vielfach nicht für zweckmäßig und beabsichtigt vielmehr, bei der Auflösung des kaiserlichen Hofstaates diesen Betrag, für den keine gesetzliche Grundlage besteht, in Abzug zu bringen.

Bei Erörterung dieser Angelegenheit wurde darauf hingewiesen, daß andere Heerführer, wie seinerzeit Erzherzog Friedrich, Feldmarschall Köveß und andere auch Einkünfte bezogen haben, die eine ganz außerordentliche Höhe erreichten — nahezu eine Million Kronen — und die ihnen reglementmäßig zustehenden Bezüge weit überstiegen. Auch diese Angelegenheit wird einer genauen Ueberprüfung unterzogen werden.

Neues Wiener Tagblatt
26./XI. 1918

Dr. Rudolf Tyrolt.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Tyrolt siebzig Jahre! Wer ihn in Gutenstein in seinem blauen Janker mit kurzer Hose und Tschernken — der leibhaftige Anzengruber-Bauer — dahinwandeln sieht, am liebsten den Weg nach Rohr im Gebirge, würde ihn höchstens für einen Fünfziger, aber nicht für einen Siebziger halten. In früheren Jahren pflegte er stark zu laufen, insbesondere dann, wenn er einen oder den andern Spaziergänger, der sich zu seinem Verdruß ihm anbiederte, abschütteln wollte.

Wer wie ich das Glück hatte, oft mit ihm durch unsre herrliche Waldnatur von Gutenstein und Umgebung zu wandeln, der weiß, daß man sich kaum einen anregenderen Gesellschafter als Tyrolt vorstellen kann. Er weiß über alles Interessante Bescheid, auch über Dinge, die seinem Berufe sehr fernliegen. In allen Angelegenheiten des täglichen Lebens hat er einen praktischen Blick und gesunde Urteilskraft. Er hat sehr viel gelesen und studiert und das meiste, was er in seinen Geist aufgenommen, behalten.

Spricht er über seine Kunst, dann findet er Worte von hoher Schönheit, voll Ernst und Begeisterung für seine Lebensaufgabe. Mit Entrüstung erzählt er oft, daß einmal Dingelstedt in einer Gesellschaft, in der auch Laube anwesend war und sich für das Theater ereiferte, zu diesem gesagt hat: „Wie, lieber Laube, mir scheint gar, Sie nehmen das Theater ernst?" Und oft zitierte er die Worte Laubes: „Die Hälfte der Schauspielkunst ist Fleiß."

Wenn Tyrolt eine neue Rolle zu studieren hatte, die ihn begeisterte, so dachte er, wo er ging und stand, darüber nach, übte die charakteristischen Bewegungen und lebte wochenlang vor der Premiere nur in dieser Rolle. Als er „Lolos Vater" studierte, sah ich ihn ein paar Tage vor der Premiere auf der Ringstraße spazieren gehen. Mir fiel auf, daß er alle Augenblicke einen so eigentümlichen Gang einschlug! Es war der Gang, der der Rolle eigen ist.

Mit besonderer Verehrung hängt Tyrolt an Laube, der sein Ideal als Theaterdirektor ist. Diesem, sagte er, habe er alles zu verdanken. Tyrolt ist sonst Autodidakt in der Schauspielkunst, er hat nie eine Theaterschule besucht. Er ist Doktor der Philosophie, hat Jus absolviert, war schon in der Advokaturskanzlei in Graz gesessen und ging von da direkt zur Bühne.

Oft, wenn man in Gutenstein mit ihm spazieren geht, dann, wenn gerade die Züge aus Wien lustwandelnde Ausflügler bringen, bemerkt man, wie die Wiener ihren Liebling als Künstler erkennen, ja es ist schon vorgekommen, daß Damen ihn angesprochen haben mit den Worten: „Herr Dr. Tyrolt, wie freut mich dieses Wiedersehen, viele schöne Stunden haben Sie mir bereitet, ich wollte Ihnen nur dafür ganz besonderen Dank sagen. Verzeihen Sie diesen Aufenthalt!" Es bereitet Tyrolt Freude, wenn er weiß, daß er in der Erinnerung des Wiener Publikums fortlebt. Ruhig mit Studien und Schriftstellerei beschäftigt und geschmackvoll durch häusliche Arbeiten in Anspruch genommen, verbringt er seine Lebenstage in seinem geliebten Gutenstein, der Waldheimat Ferdinand Raimunds. An seiner Seite, für das Wohl ihres Gatten besorgt, schafft seine liebe Gattin Frau Erna Tyrolt, die einst am Wiener Stadttheater eine gefeierte Künstlerin gewesen ist, als vollkommene Hausfrau.

So hatte sich Tyrolt seinen Lebensabend immer vorgestellt: „Ein Tag in Gutenstein," pflegte er oft zu sagen, „ein Spaziergang nach Rohr oder über den Gobenz zum Stückelthaler ist mir lieber als zehn Wiener Soireen."

Auf seinem Hause in Gutenstein ist der Spruch zu lesen:

Im Spiel hat mich die Welt geschaut,
Vom Spiel hab' ich dies Haus erbaut,
Zum Spiel lad' ich die Gäste ein,
Sie sollen mir willkommen sein.

Mancher hat sich schon seiner Gastfreundschaft erfreut, aber eines weiß ich bestimmt: Beglückwünschungsgäste sind ihm nicht willkommen. Als ihm vor Jahren einmal ein Theaterjubiläum aufgezwungen werden sollte, hat er in meiner Gegenwart einen liebenswürdigen, seither längst verstorbenen Wiener Künstler, der gratulieren kam, sehr ungnädig aufgenommen. Wir lachten später viel im Vereine mit jenem Künstler über die Enttäuschung, die ihm Tyrolt bereitete.

Zu einer gemütlichen Tarockpartie empfängt er heute noch immer Gäste, zu Zeiten spielt er täglich nachmittags zwei bis drei Stunden Tarock, ein Spiel, das er sehr gern betreibt.

Daß er vom Spiel das Haus erbaut hat, das weiß jeder, der ihn kennt, denn Tyrolt führt eine äußerst bescheidene Lebensweise. Er hat nie seine Mittel verstreut, sondern immer gesammelt und kann darum einen ruhigen, heiteren Lebensabend genießen.

Oft hörte er sagen: „Man muß es verstehen, rechtzeitig vom Theater wegzugehen, nicht in späten Jahren, wenn man oft nur mehr den Gnadenbeifall des Publikums genießt, bei voller Künstlerschaft muß man das Herz haben, Abschied zu nehmen." Er kann das reinste Glück eines Künstlers genießen, Tausenden und Tausenden durch seine Kunst unvergeßliche Stunden des Ergötzens und der Freude bereitet zu haben. Sie grüßen ihn zu seinem siebzigsten Geburtstage.

Dr. Heinrich Krüll.

Neues Wiener Tagblatt
26./XI. 1918

Selbstmord des Sektionschefs a. D. Freiherrn v. Mikes.

Heute vormittag wurde der gewesene Sektionschef in der Kabinettskanzlei des Kaisers und Geheime Rat Dr. Ottokar Freiherr v. Mikes in seiner Wohnung, Mariahilf, Theobaldgasse Nr. 13, von Hausleuten erhängt aufgefunden. Freiherr von Mikes wurde abgeschnitten, doch zeigte es sich, daß der Tod schon eingetreten war.

Dr. Freiherr v. Mikes war bereits einmal fälschlich totgesagt worden. Er hatte sich, wie berichtet wurde, am 22. Oktober mit einem Rasiermesser schwere Schnittwunden am Halse beigebracht, wurde dann aber in ein Sanatorium überführt, wo es den Aerzten gelang, ihn wiederherzustellen. Man geht wohl nicht fehl, wenn man als Grund des heutigen Selbstmordes die gleichen Umstände annimmt, die seinen ersten Selbstmordversuch veranlaßten; es war der Schmerz über die Geschehnisse, durch welche Oesterreich zerfiel.

Freiherr v. Mikes war im Jahre 1861 zu Beneschau bei Prag geboren, wo sein Vater lange Zeit Rechtsanwalt des Erzherzogs Franz Ferdinand in Konopischt war. Mikes wurde dann in die Kabinettskanzlei aufgenommen, wo er rasch avancierte. Kurze Zeit war er Mitglied der „Slovanska Beseda" gewesen. Bald nach seiner Vermählung trat er aber aus derselben aus. Um seine Biographie für den „Almanach Ceskych Predaku" gebeten, erwiderte er kurz: „Ich wurde geboren, habe Jus studiert, wurde Soldat; jetzt bin ich Kabinettssekretär."

Neue Freie Presse
27./XI. 1918

[FML. Herzog von Braganza.] FML. Herzog von Braganza, so wird der „Korrespondenz Wilhelm" aus der Schweiz geschrieben, befindet sich derzeit in Rorschach. Er war als Divisionär an der Tiroler Front gestanden und wurde von seinem vorgesetzten Kommando in den ersten Novembertagen als Parlamentär in die Venetianische Ebene gesandt, dort aber von den Italienern gefangengenommen und erst nach 48 Stunden auf seinen Protest wieder freigegeben. Jetzt begab er sich durch das Brentatal über Levico nach Trient, erfuhr jedoch dort, daß seine Division bereits aufgelöst, teils abmarschiert, teils gefangen sei. In Bozen erklärte ihm sein Armeekommandant, es sei vollkommen ausgeschlossen, daß er versuche, über den Brenner den Rester seiner Division nachzukommen, er solle vielmehr trachten, über die Schweiz heimzureisen, da er dienstlich doch nichts mehr tun könne. So kam der Herzog in die Schweiz, wo er den internationalen Vorschriften zufolge sogleich interniert wurde.

NOTE FROM RUSSIA

27./XI. 1918

Die Erwiderung des Grafen Czernin auf die Erklärung des Ministers Jaffé.

Wien, 26. November.

Wir erhalten vom Grafen Ottokar Czernin die folgende Zuschrift:

„Euer Wohlgeboren! Ich bitte Euer Wohlgeboren um die Veröffentlichung folgender Zeilen: —

Das angebliche Friedensangebot vom Jahre 1917. Die „Neue Freie Presse" veröffentlichte in ihrer gestrigen Nummer ein Telegramm Herrn Jaffés, welcher mit Zitierung eines Briefes von mir die Behauptung aufrechthält, daß „ein Friedensangebot Amerikas" durch einen „Vertrauensmann Herrn Wilsons" erfolgt und von mir abgelehnt worden sei.

Es handelt sich hier um einen der zahlreichen Fälle, in welchem eine Privatperson den Versuch unternehmen wollte, die Friedensfrage zu fördern, ohne jedoch irgendeine Legitimation als Vertrauensmann der gegnerischen Regierungen nachweisen zu können.

In dem vorliegenden Falle handelt es sich um den Großindustriellen Herrn Julius Meinl, welcher, gewiß von bester Absicht beseelt, seine Mithilfe zur Förderung der Friedensfrage anbot. Herr Meinl, welcher sich nicht als Vertrauensmann einer fremden Regierung legitimierte, hat mir kein Friedensangebot Amerikas oder einer anderen gegnerischen Regierung überbracht.

Meine Darstellung vom 23. d. war daher vollständig richtig.

Hochachtend

Graf Ottokar Czernin."

Nemo Ltois Fresso

28./XI. 1918

Schmerzerfüllt geben wir Nachricht, daß unser Sohn

Ingenieur Gustav Fantl

Oberleutnant i. d. Res. des Infanterieregiments Nr. 25, Besitzer der bronzenen Militärverdienstmedaille mit den Schwertern, der silbernen Tapferkeitsmedaille I. Klasse, des Karl-Truppenkreuzes und des Eisernen Kreuzes 2. Klasse,

am 29. Oktober 1918 in seinem 28. Lebensjahre auf dem Felde der Ehre gefallen ist.

Wolin, im November 1918.

Familie David Fantl.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Neue Freie Presse
28/XI. 1918

Der Brief des Grafen Czernin.

Wien, 27. November.

Aus Bern erhält die „Neue Freie Presse" folgendes Telegramm:

„Der durch das Wolffsche Bureau ohne mein Zutun veröffentlichte Brief des Grafen Czernin war an mich gerichtet. Weitere Daten und Dokumente stelle ich der Regierung nach meiner Rückkehr zur Verfügung.

Julius Meinl."

Neues Wiener Tagblatt
28./VI. 1918

Eine Unterredung mit Kaiser Karl.

Wie bereits im Abendblatt gemeldet, wurde vorgestern der Vertreter der „Associated Preß of America" Herr Hyatt in Eckartsau von Kaiser Karl und der Kaiserin Zita empfangen. Das Telegramm, welches Mr. Hyatt dann an die „Associated Preß" über die Unterredung abgesandt hat, lautet in Uebersetzung:

Der Korrespondent der „Associated Preß" hat den Kaiser gesehen. Er hatte dem Präsidenten des deutschösterreichischen Staatsrates eine darauf bezügliche Bitte unterbreitet; diese Bitte ist gut aufgenommen und an den Kaiser weitergeleitet worden, worauf dann der Kaiser so gütig war, den Korrespondenten zu empfangen.

Der Kaiser sagte im besonderen: „Ich freue mich, einen Amerikaner, den Vertreter eines Landes zu sehen, das auch für den Frieden gearbeitet hat. Ich habe während des ganzen Krieges für den Frieden gewirkt. Eine meiner ständigen Hauptsorgen war auch die Frage der Versorgung der Armee und der Bevölkerung mit Lebensmitteln. Es ist nun betrüblich zu sehen, daß jetzt trotz aller Bemühungen fast nichts mehr da ist. Wenn Amerika und seine Alliierten diese Tatsache nicht würdigen, so wird das Leiden in einigen Wochen sehr groß sein. Die hiesige Bevölkerung ist gut und geduldig, aber wenn jemand ohne alle Lebensmittel dasteht, so wird er zu manchen ungewöhnlichen und heftigen Taten (nach dem Bericht eines Budapester Blattes gebrauchte der Kaiser das Wort „zum Bolschewismus") befähigt." Wenn ich sage, daß Lebensmittel so rasch wie möglich zu uns gebracht werden müssen, so möchte ich außerdem noch die Kohle erwähnen, ohne die wir nicht weiterkönnen. Ich glaube, es liegt im Interesse der Alliierten, uns zu helfen. Unsre Ernährungs- und Kohlensituation ist natürlich in der letzten Zeit auch durch die aus dem Zustand der Eisenbahnen resultierenden Transportschwierigkeiten schwierig geworden."

Der Kaiser machte keinerlei Aeußerungen politischen Inhalts betreffs der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Er sagte nur: „Ich fühle, daß ich meine Pflicht getan habe, und hoffe, daß der Frieden Glück und ein besseres Verständnis unter allen Völkern bringen wird."

Der Korrespondent, der auch für die Kinder des Kaiserpaares Biskuit und Schokolade mitgebracht hatte, wurde nachher von der Kaiserin, die den Kronprinzen am Arm hielt, empfangen, wobei der Kronprinz mit einigen englischen Worten für die Aufmerksamkeit dankte. Das Gespräch wurde von seiten des Kaisers zuerst in englischer, sodann in französischer Sprache geführt.

Neues Wiener Tagblatt
28./XI. 1918

Ungarns Anklagen gegen König Karl.

Budapest, 27. November. (Privattelegramm.) Der gewesene Ministerpräsident Alexander Wekerle hat dem Mitarbeiter des „Nyugat-Ujsag" noch vor der Proklamierung der Republik über König Karl folgende Mitteilungen gemacht:

Der König war nicht aufrichtig, denn als er mir versprach, die südslawische Frage im ungarischen Interesse zu lösen und den Grafen Tisza, den er über seine Intentionen auch irregeführt hat, hinunterschickte, um mit den Südslawen zu verhandeln, beauftragte er auch zugleich Korosec hinter unserm Rücken mit der Fundierung des jugoslawischen Staates. Korosec hatte einen solchen Einfluß auf den König, daß der König ihn über alle Abmachungen orientierte, so daß Korosec seine Wühlarbeit gegen uns sofort beginnen konnte. Ich habe den König daran gemahnt, daß er sich selbst zugrunde richte und auch den Thron verlieren werde, wenn er in dieser Art und Weise fortfahre.

Bezüglich der Zurückbeförderung der ungarischen Soldaten gab der König zuletzt am 2. Oktober das Versprechen, daß die ungarischen Soldaten noch an demselben Tage zum Schutze der gefährdeten Grenze des Vaterlandes zurückbefördert würden, was aber nicht geschehen ist. Unter dem Regime Franz Josefs ist es den Tschechen nicht eingefallen, auf ungarisches Gebiet Anspruch zu erheben. Erst unter Karl, offenbar auf Ermunterung des Königs, werden jetzt von ihnen ungarische Komitate gefordert.

Arbeiterzeitung
29./XI. 1918

Die Bezüge des Feldmarschalls Köveß. Wir erhalten folgende Zuschrift: Unter Berufung auf § 19 des Preßgesetzes ersuche ich die in Ihrer Nummer vom 26. d. gemachten Angaben über die Geldbezüge meiner Person folgend richtigzustellen: Ich habe außer den chargenmäßigen monatlichen Gebühren als General der Infanterie, Generaloberst und Feldmarschall nur in der Zeit vom 1. Oktober 1915 bis 1. April 1918, dann für Oktober und November 1918 als Armee- und Heeresgruppenkommandant die gesetzmäßige Funktionszulage von 4000 Kronen monatlich bezogen. Außer diesen gesetzmäßigen Gebühren habe ich während des ganzen Krieges nie irgend eine Geldzuwendung erhalten. K ö v e ß, Feldmarschall.

Neue Freie Presse
30./XI. 1918

In Gröbming ist am 26. d. der Schriftsteller Dr. Josef Pommer, der Herausgeber des „Liederbuch für die Deutschen in Oesterreich“ und Schriftleiter der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“, gestorben.

Neues Wiener Tagblatt 30/XI. 1918.

August v. Schaeffer †.

Heute morgens um 6 Uhr ist in seiner Wohnung in Schottenhof nach schwerem Leiden August Ritter v. Schaeffer, der ausgezeichnete Landschafter und ehemalige Direktor der kaiserlichen Gemäldesammlung hochbetagt gestorben. Er hat ein Alter von mehr als 83 Jahren erreicht.

In Wien am 30. April 1833 geboren, bezog Schaeffer jung die Wiener Akademie, wo er Schüler Steinfelds war, aber in stetem Drang nach künstlerischer Vertiefung sich später der Künstlergruppe anschloß, die Albert Zimmermann umgab, in der Schindler, Jettel, Robert, Ruß Hlavacek sich befanden. Mit Steinfeld unternahm der junge, reichbegabte Maler Studienreisen im österreichischen Alpengebiet und in Ungarn, dann allein die Fahrt nach Italien, Frankreich, Holland. Für seine Kunst hat er die Hauptanregungen doch aus der Heimat erhalten. Sein Bild im Hofmuseum „Heimfahrt von der Weltausstellung 1873", das mit dem glühenden Abendrot hinter den Praterbäumen den ganzen Raum, in dem es sich befindet, koloristisch beherrscht, und die Bilder, welche die Akademiegalerie von ihm besitzt („Ungarischer Wald" und „Abendstimmung im Eichenwald") repräsentieren ihn als Heimatskünstler auf das charakteristische. Die vielen Bilder die Kaiser Franz Josef von ihm besaß, die in den großen Privatsammlungen ebenso wenig fehlen als in intimen, vornehmen Wohnräumen, aufzuzählen, sind ein Ding der Unmöglichkeit. In seinem langen, arbeitsreichen Leben hat Schaeffer eine Fülle von Kunstwerken geschaffen. Er beschränkte sich nicht auf die Malerei, auch als Radierer hat er schöne Leistungen aufzuweisen, zu denen er auf dem Wege über die Heliogravüre gelangte. Das war, als er mit Franz v. Paustinger im Jahre 1876 die prachtvollen Blätter aus dem Lainzer Tiergarten — wenn wir nicht irren, im Auftrage des Kaisers — herausgab. Ein Jahr darauf radierte er im Auftrage des Oberstkämmereramtes Ansichten aus Laxenburg. Unter den zur Ausschmückung des Naturhistorischen Hofmuseums verwendeten geographischen Charakterbildern sind viele, die Schaeffer gemalt hat.

Eine wertvolle und nicht hoch genug anzuschlagende Tätigkeit hat Schaeffer als Kunstschriftsteller für die Kenntnis der Altwiener Malerei entwickelt. Auf Grund des kaiserlichen Besitzes an Bildern von Wiener Malern hat er (bei J. Loewy) ein Werk erscheinen lassen, das alle diese Bilder in heliographischer Reproduktion und dazu einen ungemein instruktiven Text brachte, der die Biographien und Charakteristiken der Künstler enthielt. Schaeffer hatte die größte Periode der Altwiener Malerei mitgelebt, er kannte jeden der Meister persönlich, von denen er zu erzählen hatte, und so ist er zu einem österreichischen Houbraken geworden, dessen die künftige österreichische Kunstgeschichtschreibung niemals wird entraten können.

Er war schon lange als Nachfolger Engerths Direktor der kaiserlichen Galerie geworden, hatte durch Neuordnung der Sammlungen eine bedeutende Verbesserung des früheren Zustandes durchgeführt und trotz dieser Arbeitslast das künstlerische Schaffen nicht eingeschränkt. Man erinnert sich noch der freudigen Ueberraschung, als in der Zeit der Umwälzung der herrschenden Kunstanschauungen der greise Galeriedirektor in der Ausstellung im Künstlerhause mit einemmal auftrat wie einer der Jüngsten: mit einer Landschaft, frei von allem Atelierton! Es war wie ein neuer Frühling und dieses Bild — oder vielmehr diese Bilder, denn Schaeffer hat fortan mehr in dieser Weise gemalt — haben die Legende von den „verknöcherten Alten" bald zerstieben lassen. Wenn einer gut malen kann, dann wird's in jeder Manier gut.

Als Mitglied des Künstlervereines „Eintracht" gehörte Schaeffer zu den Gründern der Wiener Künstlergenossenschaft, deren Vorstand er seinerzeit war und in deren Leitung er durch viele Jahre eine erfolgreiche Tätigkeit entfaltet hat. Die Genossenschaft hat ihn denn auch anläßlich seines achtzigsten Geburtstages zum Ehrenmitglied ernannt. Als Schaeffer vor drei Jahren von der Stelle eines Galeriedirektors schied — nicht durch sein hohes Alter, das er mit der rüstigen Kraft eines kernfesten Mannes trug, sondern durch ein fortschreitendes Augenübel dazu veranlaßt — verlieh Kaiser Franz Josef dem mittlerweile in der Beamtenhierarchie zum Hofrat vorgerückten Künstler den Ritterstand.

Schaeffer hinterläßt eine Witwe — er war in zweiter Ehe mit der Malerin Warmuth vermählt — einen Sohn, Hofrat Emil v. Schaeffer, und eine Tochter, Gattin des Hofrates Dr. v. Kendler.

* * *

Die Krankheit, der August v. Schaeffer erlegen ist, war Arterienverkalkung. Die schweren Anfälle äußerten sich diesen Sommer während Schaeffers Landaufenthalt in St. Gilgen, wo er einen Besitz hatte. Anfang November wurde er, von seiner Familie auf das sorgsamste betreut, anscheinend glücklich nach Wien gebracht, doch war die Besserung nur von kurzer Dauer. Die quälende Atemnot setzte wieder ein, die Nächte verliefen schlaflos und nach hartem Todeskampf schloß der greise Künstler heute morgen die Augen für immer. Sein Andenken wird erhalten bleiben.

Neue Freie Presse
30./XI. 1918

Statt jeder besonderen Anzeige.

Wir bringen allen Freunden und Bekannten zur Kenntnis, daß unser guter Sohn, unser einziger, treuer Sohn,

cand. jur. Hans Grünfeld

Leutnant d. Res. im 12. Artillerieregiment, Besitzer der Signum laudis mit der Kriegsdekoration

nach vierjährigem, aufopferungsvollstem Kriegsdienste vor wenigen Tagen ins Elternhaus heimkehrte und daselbst an den Folgen der erlittenen Strapazen am 28. November 1918 verschied.

Die Bestattung erfolgt Sonntag den 1. Dezember um 12 Uhr mittags auf dem Zentralfriedhofe (1. Tor).

Wir bitten unsere teilnehmenden Freunde, von Kondolenzbesuchen absehen zu wollen.

Sanitätsrat Dr. Josef Grünfeld. Rosa Grünfeld.

Österr. Volkszeitung
1./XII. 1918
54

Wilhelm von Habsburg.

Der ehemalige polnische Kronanwärter als ukrainischer Beamter.

Erzherzog Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Erzherzogs Karl Stephan, welcher bekanntlich zur Zeit, da die austro-polnische Frage aktuell war, als aussichtsreicher Anwärter auf den Thron der Polen galt, traf — so wird uns von einem über Lemberg heimgekehrten Offizier mitgeteilt — in den letzten Tagen der Kämpfe zwischen Polen und Ukrainern, um den 18. d. herum, in Lemberg ein und stellte sich dem ukrainischen Ataman (Oberkommandanten) zur Verfügung.

Wilhelm von Habsburg, der zuletzt eine Infanteriebrigade in der Ostukraine kommandiert hatte, wurde von den Ukrainern achtungsvoll behandelt. Es wurde ihm eine Offizierswohnung im Gebäude des ehemaligen 11. Korpskommandos zugewiesen, eine Entscheidung über seine Verwendung jedoch vorläufig nicht getroffen.

Beim Einzuge der Polen in Lemberg — am 22. d. — verbreitete sich das Gerücht, daß Wilhelm von Habsburg vom polnischen Militärkommando standrechtlich zum Tode verurteilt und erhängt worden sei.

Dieses Gerücht war jedoch falsch. Tatsache ist, daß der ehemalige Erzherzog Wilhelm in der Nacht des 21. mit den ukrainischen Behörden Lemberg verlassen hat. Er soll sich gegenwärtig in Kolomea befinden und in Zivilkleidern beim politischen Kreisamte Kolomea die Stellung eines Konzeptsbeamten bekleiden.

Wilhelm von Habsburg beherrscht, wie Personen aus seiner Umgebung erklären, die polnische sowie die ukrainische Sprache in Wort und Schrift.

Neues Wiener Tagblatt
2./XII. 1918

Hofrat Schober zum Polizeipräsidenten ernannt.

Der Staatsrat hat den bisherigen Leiter Polizeidirektion, Hofrat Dr. Johann Schob zum Polizeipräsidenten ernannt.

Polizeipräsident Schober wurde im Juni bi Jahres, als sein Vorgänger M. v. Gayer an Spitze des Ministeriums des Innern berufen wu mit der Leitung des Polizeipräsidiums betr

Hofrat Schober, der im 43. Lebensjahre st erfreut sich bei der gesamten Beamtenschaft gro Beliebtheit. In der kurzen Frist, während welcher der Polizeidirektion vorsteht, hat der neue Poli präsident seine Umsicht und Tatkraft wieder bewiesen. In letzter Zeit arbeitete er an der organisation des Wiener Sicherheitswesens, die be ihre Früchte trägt.

Arbeiterzeitung
2./XII. 1918

Die Trauerfeier für Viktor Adler in Favoriten.

Eine erhebende Feier war es, in der gestern die Favoritener Genossen ihrer tiefen Trauer um Viktor Adler Ausdruck gaben. In dem Saale, in dem sie vor zwei Wochen den letzten Abschiedsblick in das Antlitz des toten Führers tun konnten, in dem Saale, von dem aus der Mann, der ihnen so unsagbar teuer war, den Weg zur Stadt der Nimmerwiederkehrenden nahm, saßen die Genossen und Genossinnen Kopf an Kopf und mit erneuter Macht fühlten sie ihren Schmerz um den Treuesten der Treuen erwachen.

Musik leitete die Feier ein.

Mozarts „Maurische Trauermusik" erklang zuerst, dann „Tod und Verklärung" von Richard Strauß. Wie in unlösbaren Bann geschlagen, mit bebenden Seelen, nur ihrer Trauer anheimgegeben, lauschten die Tausende dem Kommen und Fliehen, dem Aufrauschen und Versinken der Töne. Und ihre Herzen klagten mit den jagenden Melodien, die mit ihrer Düsterkeit gleichsam um Trauer warben und die doch wieder verschmolzen mit den helleren Tönen innigen Trostes. In tiefster Ergriffenheit dankten die Hörer dem Tonkünstlerorchester und seinem Führer Oskar Nedbal.

Nun traten die Arbeitersänger an. Die Scharen der „Freien Typographia", des Sängerchors des Klubs der Zeitungssetzer, der Bäcker, der Metallarbeiter und des „Helios". Unter Chormeister Schoofs Leitung erklang von ihren Lippen Flemmings „Grablied" mit den so schlichten und immer wieder ergreifenden Versen C. Bergmanns:

Wieder ein Streiter sank aus unsern Reihen
Und seinen Händen ist das Schwert entfallen.
Hell strahlt sein Ehrenschild über seinem Grabe.
Ehre dem Kämpfer!

Männer der Arbeit, er war unser Bruder!
Nur unserm Lose galt sein ganzes Denken!
Drum bleibt ihm ewig, ob er längst zu Asche,
Unsere Liebe!

Uns aber lasset unsere Pflicht erfüllen,
Daß man einst spreche auch an unserm Grabe:
Hier ruht ein Braver, leicht sei ihm die Erde!
Schlumm're in Frieden!

Die Seelen der Sänger schwangen mit den Tönen. „Wieder ein Streiter sank aus unsern Reihen!", „Männer der Arbeit, er war unser Bruder!", „Uns aber lasset unsere Pflicht erfüllen!" Klage, Lob und Gelöbnis! Verse, die vom Grabe zur Arbeit leiten. Die Harmonie der vereinigten Stimmen verklang und die Ergriffenheit, die die Sänger hinterließen, war für sie der schönste Dank.

Friedrich Austerlitz sprach den Nachruf. Und was er über Viktor Adler sprach, es war aus den Herzen der Hörer gesprochen, aus den Herzen voll Trauer, Wehmut und Trostverlangen, und drang wieder zu den Herzen zurück. In diesem Hause, sagte der Redner, das mit sein Werk, hat Viktor Adler so oft zu den Massen gesprochen, die an seinen Lippen hingen, und es ist uns heute, als ob sein Geist uns umschweben würde. Und in inhaltvollen Sätzen, die Züge aus Adlers Leben zu dem edlen Bilde seiner Persönlichkeit vereinigend, zeigte der Redner den teuren Toten als Bahnbrecher des proletarischen Aufstieges, als Weisen und Helden, er zeigte Adlers heiße Liebe zu den Menschen, die Kraft seines universalen Geistes, die stählerne Härte seines Kämpferwillens bis zum letzten Atemzug. Er war unser in dem Sinne, daß das, was wir sein möchten, wozu uns alles treibt, in ihm restlos zur Verkörperung gelangte.

Tief wirkte die Gedenkrede auf die Seelen, hielt sie mit ihrem lebensgetreuen Bilde Viktor Adlers in ihrem Banne. Scheus verheißungsvoller Chor „Die Arbeit" löste ihn. Er verklang, die Stimmen verhallten.

Die Trauerfeier war zu Ende.

Österr. Volkszeitung
2./XII. 1918

* **Dr. Alfred Stern gestorben.** Gestern ist hier der ehemalige Advokat Dr. Alfred Stern, der seinerzeit durch Jahre dem Wiener Gemeinderat angehörte und auch bis vor kurzem als Präsident an der Spitze der Wiener israelitischen Kultusgemeinde gestanden hatte, im 88. Lebensjahre gestorben. Er war der Sohn eines Wiener Fabriksdirektors. 1888 war er in den Vorstand der Kultusgemeinde gewählt worden. Das Hauptwerk seines Lebens wäre die Schaffung eines gesetzlich anerkannten Gemeindenbundes gewesen; das Ziel konnte er infolge der ablehnenden Haltung der jüdischen Polen nicht erreichen. Um die Führung der Wiener Kultusgemeinde hat sich der Verstorbene in mannigfacher Beziehung verdient gemacht. Vor wenigen Wochen verzichtete Dr. Stern auf seine Stelle als Präsident, da er den jüdischnationalen Bestrebungen, die sich in einem Teile der Kultusgemeinde geltend machten, ablehnend gegenüberstand.

Reichspost 3./XII. 1918 58

Gehässige Erfindungen.

Wir werden von dem Rechtsvertreter des Erzherzogs Friedrich um Aufnahme folgender Feststellungen ersucht:

„In jüngster Zeit sind in mehreren Tagesblättern verschiedene Gerüchte über Erzherzog Friedrich verbreitet worden. Nach diesen soll er als Armeeoberkommandant ein Jahresgehalt von 800.000 Kronen, für jede Frontreise 20.000 Kronen und für die Ueberlassung des Schlosses Teschen an das Hauptquartier einen sehr hohen Mietzins empfangen haben; außerdem soll der Erzherzog eine bedeutende Apanage, gleichwie jeder andere Erzherzog, erhalten, keine Steuern gezahlt und aus der Milchproduktion auf seinen Gütern Millionengewinne erzielt haben. Auch das Gerücht von der Flucht des Erzherzogs wurde in Umlauf gesetzt.

Gegenüber diesen Angaben geht uns von unterrichteter Seite nachfolgende Darstellung zu:

Der Erzherzog hat niemals ein Jahresgehalt von 800.000 Kronen, sondern seine Gage als Feldmarschall in der Höhe von 10.700 Kronen monatlich empfangen; für eine Reise vom Standort des Armeeoberkommandos zur Berichterstattung nach Wien erhielt der Erzherzog nicht 20.000 Kronen, sondern 26 Kronen für den Tag.

Für die Ueberlassung des Schlosses Teschen zu Zwecken des Hauptquartiers hat er nie einen Mietzins empfangen, wohl aber das gesamte systemmäßige Quartiergeld dem Bürgermeister von Teschen für wohltätige Zwecke überwiesen.

Der Erzherzog hat weder eine Apanage aus Staatsgeldern noch auch aus der Zivilliste bezogen, zumal schon sein Großvater Erzherzog Karl für sich und seine Familie auf eine solche verzichtet hat.

Die Steuern zahlte und zahlt der Erzherzog, wie jedermann, selbstverständlich auch die Personaleinkommensteuer.

Der angebliche Millionengewinn aus der Milchwirtschaft besteht keineswegs. Während des Krieges erfuhr die Milchproduktion der erzherzoglichen Güter in Oesterreich und Ungarn infolge Futtermangels eine erhebliche Minderung, so daß in Wien allein eine große Anzahl von Verkaufsstellen aufgelöst werden mußte.

Dann hat die ungarische Regierung verboten, von den ungarischen Gütern des Erzherzogs Milch nach Wien zu liefern. Dieses Verbot wurde von der Verwaltung des Erzherzogs mit Erfolg bekämpft und aufgehoben, wiewohl die Milch in Budapest zu beträchtlich höheren Preisen verkäuflich war als in Wien.

Stets blieb es das Bestreben des Erzherzogs, daß Milch nach Wien geschickt werden müsse, um insbesondere Kinder, Spitäler und Humanitätsanstalten, wie Säuglingsschutzverein usw., zu versorgen, denen sie auch zu wesentlich billigeren Preisen überlassen wurde. Diese Maßnahmen bewirkten, daß aus dem Milchbetrieb nicht ungezählte Millionen resultierten, sondern im Gegenteil ein Verlust, der die Höhe von einer Million Kronen weit übersteigt.

Die Behauptung, der Erzherzog hätte sich ins Ausland geflüchtet, wird durch die Tatsache widerlegt, daß er sich seit April l. J. ständig in der Weilburg in Baden aufhält."

Es kann sich jeder selber den Reim dazu machen, warum so viel gelogen wurde.

Noch eine Lügengeschichte.

Wie die Leitung der Oesterreichisch-Ungarischen Bank feststellt, entbehrt die von Budapester Blättern gebrachte und dann auch in Wien getreulich wiedergekaute Nachricht, daß die Oesterreichisch-Ungarische Bank kurz vor Ausbruch der Revolution an die erzherzoglichen Familien „viele Millionen Franken", jeder Familie angeblich 1½ Millionen Franken gegen Einzahlung von 4½ Millionen Kronen, für den Verbrauch im Ausland abgegeben hat, jeder Grundlage. Es sind von den erzherzoglichen Familien bei der Bank überhaupt keinerlei Beträge angesprochen und solche auch nicht ausgefolgt worden.

Neue Freie Presse

3./XII. 1918

Die Gerüchte über Erzherzog Friedrich.

Wien, 2. Dezember.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„In jüngster Zeit sind in mehreren Tagesblättern verschiedene Gerüchte über Erzherzog Friedrich verbreitet worden.

Nach diesen soll er als Armeeoberkommandant einen Jahresgehalt von 800.000 K., für jede Frontreise 20.000 K. und für die Ueberlassung des Schlosses Teschen an das Hauptquartier einen sehr hohen Mietzins empfangen haben. Außerdem soll der Erzherzog eine bedeutende Apanage, gleichwie jeder andere Erzherzog erhalten, keine Steuern gezahlt und aus der Milchproduktion auf seinen Gütern Millionengewinne erzielt haben.

Auch das Gerücht von der Flucht des Erzherzogs wurde in Umlauf gesetzt.

Gegenüber diesen Angaben geht uns von unterrichteter Seite nachfolgende Darstellung zu:

Der Erzherzog hat niemals einen Jahresgehalt von 800.000 K., sondern seine Gage als Feldmarschall in der Höhe von 10.700 K. monatlich empfangen; für eine Reise vom Standort des Armeeoberkommandos zur Berichterstattung nach Wien erhielt der Erzherzog nicht 20.000 K., sondern 26 K. für den Tag.

Für die Ueberlassung des Schlosses Teschen zu Zwecken des Hauptquartiers hat er nie einen Mietzins empfangen, wohl aber das gesamte systemmäßige Quartiergeld dem Bürgermeister von Teschen für wohltätige Zwecke überwiesen.

Der Erzherzog hat weder eine Apanage aus Staatsgeldern noch auch aus der Zivilliste bezogen, zumal schon sein Großvater Erzherzog Karl für sich und seine Familie auf eine solche verzichtet hat.

Die Steuern zahlte und zahlt der Erzherzog wie jedermann, selbstverständlich auch die Personaleinkommensteuer.

Der angebliche Millionengewinn aus der Milchwirtschaft besteht keineswegs. Während des Krieges erfuhr die Milchproduktion der erzherzoglichen Güter in Oesterreich und Ungarn infolge Futtermangels eine erhebliche Minderung, so daß in Wien allein eine große Anzahl von Verkaufsstellen aufgelöst werden mußte. Dann hat die ungarische Regierung verboten, von den ungarischen Gütern des Erzherzogs Milch nach Wien zu liefern. Dieses Verbot wurde mit Erfolg bekämpft und aufgehoben, wiewohl die Milch in Budapest zu beträchtlich höheren Preisen verkäuflich war als in Wien.

Stets blieb es das Bestreben des Erzherzogs, daß Milch nach Wien geschickt werden müsse, um insbesondere Kinder, Spitäler und Humanitätsanstalten, wie Säuglingsschutzverein ꝛc. zu versorgen, denen sie auch zu wesentlich billigeren Preisen überlassen wurde.

Diese Maßnahmen bewirkten, daß aus dem Milchbetrieb nicht ungezählte Millionen resultieren, sondern im Gegenteil ein Verlust, der die Höhe von einer Million Kronen weit übersteigt.

Die Behauptung, der Erzherzog hätte sich ins Ausland geflüchtet, wird durch die Tatsache widerlegt, daß er sich seit April dieses Jahres ständig in der Weilburg in Baden aufhält."

Neues Wiener Tagblatt
3./XII. 1918
Abendl
60

Die Gerüchte über Erzherzog Friedrich

Wir werden von dem Vertreter des Erzherzogs Friedrich um Aufnahme folgender Feststellungen ersucht:

„In jüngster Zeit sind in mehreren Tagesblättern verschiedene Gerüchte über Erzherzog Friedrich verbreitet worden. Nach diesen soll er als Armeeoberkommandant einen Jahresgehalt von 800,000 K., für jede Frontreise 20,000 K. und für die Ueberlassung des Schlosses Teschen an das Hauptquartier einen sehr hohen Mietzins empfangen haben; außerdem soll der Erzherzog eine bedeutende Apanage, gleichwie jeder andre Erzherzog, erhalten, keine Steuern bezahlt und aus der Milchproduktion auf seinen Gütern Millionengewinne erzielt haben. Auch das Gerücht von der Flucht des Erzherzogs wurde in Umlauf gesetzt.

Gegenüber diesen Angaben geht uns von unterrichteter Seite nachfolgende Darstellung zu:

Der Erzherzog hat niemals einen Jahresgehalt von 800,000 K., sondern seine Gage als Feldmarschall in der Höhe von 10,700 K. monatlich empfangen; für eine Reise vom Standort des Armeeoberkommandos zur Berichterstattung nach Wien erhielt der Erzherzog nicht 20,000 K., sondern 26 K. für den Tag.

Für die Ueberlassung des Schlosses Teschen zu Zwecken des Hauptquartiers hat er nie einen Mietzins empfangen, wohl aber das gesamte systemmäßige Quartiergeld dem Bürgermeister von Teschen für wohltätige Zwecke überwiesen.

Der Erzherzog hat weder eine Apanage aus Staatsgeldern noch auch aus der Zivilliste bezogen, zumal schon sein Großvater Erzherzog Karl für sich und seine Familie auf eine solche verzichtet hat.

Die Steuern zahlte und zahlt der Erzherzog wie jedermann, selbstverständlich auch die Personaleinkommensteuer.

Der angebliche Millionengewinn aus der Milchwirtschaft besteht keineswegs. Während des Krieges erfuhr die Milchproduktion der erzherzoglichen Güter in Oesterreich und Ungarn infolge Futtermangels eine erhebliche Minderung, so daß in Wien allein eine große Anzahl von Verkaufsstellen aufgelöst werden mußte. Dann hat die ungarische Regierung verboten, von den ungarischen Gütern des Erzherzogs Milch nach Wien zu liefern. Dieses Verbot wurde von der Verwaltung des Erzherzogs mit Erfolg bekämpft und aufgehoben, wiewohl die Milch in Budapest zu beträchtlich höheren Preisen verkäuflich war als in Wien.

Stets blieb es das Bestreben des Erzherzogs, daß Milch nach Wien geschickt werden müsse, um insbesondere Kinder, Spitäler und Humanitätsanstalten, wie Säuglingsschutzverein usw., zu versorgen, denen sie auch zu wesentlich billigeren Preisen überlassen wurde. Die Maßnahmen bewirkten, daß aus dem Milchbetrieb nicht ungezählte Millionen resultierten, sondern im Gegenteil ein Verlust, der die Höhe von einer Million Kronen weit übersteigt.

Die Behauptung, der Erzherzog hätte sich ins Ausland geflüchtet, wird durch die Tatsache widerlegt, daß er sich seit April dieses Jahres ständig in der Weilburg in Baden aufhält."

Fremdenblatt
4./XII. 1918

Das Testament des Kaisers Franz Joseph.

Der Staatsrat hat sich in den letzten Tagen mit dem Testament Kaisers Franz Joseph befaßt und eine Untersuchung eingeleitet, weil verschiedene Anhaltspunkte dafür vorliegen sollen, daß der letzte Wille des verstorbenen Kaisers nicht in seinem Sinne ausgeführt worden sei. Speziell ungarische Meldungen behaupteten, daß aus dem Nachlaß des verblichenen Monarchen ein Betrag von sieben Millionen Kronen nicht seiner Bestimmung zugeführt wurde. Er war den Kindern des Erzherzogs Franz Ferdinand vermacht, sei aber diesen nicht ausbezahlt worden und verschwunden.

Soweit die Angelegenheit bisher klargestellt werden konnte, handelt es sich um folgendes: Kaiser Franz Joseph hatte in seinem Testament den Kindern des Erzherzogs Franz Ferdinand ein ansehnliches Vermächtnis gemacht und den drei Geschwistern 10 Prozent des Nutzgenusses einer Hinterlassenschaft von rund 60 Millionen Kronen hinterlassen. Die Hinterlassenschaft, aus der das Erträgnis erfließen sollte, bestand zum allergrößten Teile aus Grundbesitz.

Zu einem späteren Zeitpunkt wurde unter der Regierung Kaisers Karl eine inventarische Aufnahme des Grundbesitzes, verbunden mit einer Neueinschätzung vorgenommen und dabei ergab sich das bei dem gegenwärtigen Wert von Grund und Boden immerhin merkwürdige Resultat, daß die gesamten Liegenschaften um siebzehn Millionen Kronen niedriger geschätzt wurden als bei der ursprünglichen Schätzung. Die Kinder des Erzherzogs hätten also nur eine zehnprozentige Nutznießung der auf 43 Millionen Kronen geschätzten Liegenschaften erhalten, während ihnen das Testament des Kaisers, wie erwähnt, eine solche von 60 Millionen Kronen zusprach.

Die völlige Klärung der Angelegenheit ist für die nächsten Tage zu erwarten. Staatsnotar Dr. Sylvester ist beauftragt, die Bestimmungen des Testaments genau durchzuführen.

Neue Freie Presse
4./XII. 1918

In tiefstem Schmerze geben wir allen Verwandten und Bekannten Nachricht von dem Ableben unseres geliebten Sohnes und Bruders, des Herrn

Hauptm. Dr. Albert Weissenstein

Professors an der Staatsrealschule in Brünn

welcher, auf der Heimreise von Rumänien begriffen, den Strapazen des Rückmarsches nach kurzem schweren Leiden erlegen ist.

Seine Beerdigung fand am 23. November in Kronstadt statt.

Wien, XVIII., Gersthoferstrasse 96.

Familien Weissenstein und Schaden.

Dem Andenken

der Beamten, Lehrer und Angestellten der Gemeinde Wien, die im Kampfe für Kaiser und Vaterland auf dem Felde der Ehre den Heldentod gefunden haben:

Josef Gold, Schlosser der städt. Straßenbahnen, Kanonier im k. u. k. schweren Artillerie-Regiment Nr. 2.
Josef Haßlinger, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Infanterist im k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 49.
Johann Huber, Bahnwächter der städt. Straßenbahnen, Infanterist im k. u. k. Infanterie-Regiment Nr. 99.
Franz Jaidhauser, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Zugsführer in der k. u. k. Geb.-Art.-Abt. Nr. 52.
Martin Kellner, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Feuerwerker im k. u. k. Feld-Art.-Reg. Nr. 13.
Georg Mahal, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Infanterist im k. k. Landst.-Inf.-Reg. Nr. 1.
Franz Menzl, Hilfsarbeiter der städt. Straßenbahnen, Dragoner im k. u. k. Dragoner-Regiment Nr. 3.
Johann Nemec, Wagenführer der städt. Straßenbahnen, Korporal im k. k. Schützen-Regiment Nr. 1.
Alfred Nimmerrichter, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Feuerwerker im k. u. k. Festungs-Artillerie-Regiment Nr. 12.
Robert Pejrimovsky, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Vormeister in der k. u. k. Scheinwerfer-Komp.
Josef Stift, Hilfsarbeiter der städt. Straßenbahnen, Patrouillenführer im k. u. k. Drag.-Regiment Nr. 3.
Franz Strasky, Wagenführer der städt. Straßenbahnen, Korporal im k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 1.
Anton Trepolka, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Vormeister im k. u. k. Feld-Art.-Regiment Nr. 1.
Alois Tschernay, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Kanonier im k. u. k. Feld-Kanonen-Reg. Nr. 13.
August Uvira, Wagenführer der städt. Straßenbahnen, Infanterist im k. k. Landst.-Inf.-Regiment Nr. 1.
Gustav Weinold, Laufbursch der städt. Straßenbahnen, Infanterist im k. u. k. Infanterie-Regiment Nr 4.
Franz Woldrich, Hilfsarbeiter der städt. Straßenbahnen, Schütze im k. k. Schützen-Regiment Nr. 1.
Josef Zahnel, Schaffner der städt. Straßenbahnen, Feldwebel in der k. u. k. Sanitäts-Stamm-Kompagnie Nr. 6.
Moritz Josef Zelenka, städt. Gärtnergehilfe, Gefreiter im k. k. Landsturm-Infanterie-Regiment Nr. 1.

R. I. P.

Amtsblatt der Stadt Wien
H/III 1918
63

Neue Freie Presse
4./XII. 1918

64

†

Frau **Lina Mayer**, Universitätsprofessors-Witwe, gibt im eigenen sowie im Namen ihrer Söhne, Stabsarzt Dr. **Friedrich Mayer** und Bezirkskommissär Dr. **Ewald Mayer**, im tiefsten Schmerze Nachricht von dem Hinscheiden ihres heissgeliebten Sohnes

Dr. phil. Alexander R. Mayer

Oberleutnants d. Res. des Dragonerregiments Nr. 7. Besitzers des M.-V.-K. 3. Kl. m. d. K.-D., der silbernen M.-V.-M. zum zweitenmal, der bronzenen M.-V.-M., sämtliche m. Schw., des K. T.-K. und der Verw.-Med.

welcher nach vierjährigem Frontdienst am 2. Dezember 1918 im 30. Lebensjahre der Grippe zum Opfer fiel.

Die entseelte Hülle des teuren Verblichenen wird Mittwoch den 4. d. M. um ½3 Uhr nachmittags vom Trauerhause: I., Weihburggasse 10, in die evangelische Stadtpfarrkirche A. B., I., Dorotheergasse 18, überführt, daselbst feierlich eingesegnet und sodann auf dem Hietzinger Friedhofe im eigenen Grabe provisorisch bestattet.

Wien, den 2. Dezember 1918.

Reichspost

5./XII. 1918

Die Bezüge des Kaisers als Armeeoberkommandant.

Der 1½ Millionen-Verleumdungsfeldzug.

Von einem ehemaligen Hofbeamten wird der Korrespondenz Wilhelm geschrieben: Die 1½ Millionen Kronen, die Karl I. als Armeeoberkommandant bezogen hat, dienten zur Deckung der Kosten, die aus der Kommandoführung des Kaisers entstanden. Daß der Kaiser persönlich gar nichts von den 1½ Millionen hatte, erhellt für jeden nur halbwegs Kundigen schon daraus, daß dieses Geld nicht von der Generaldirektion der Privat- und Familienfonds, sondern vom Obersthofmeisteramte empfangen und verwendet wurde. Das Obersthofmeisteramt nun hat mit dem persönlichen oder Familienvermögen des Monarchen gar nichts zu tun. Es fragt sich nun, welcher Natur die militärischen Auslagen des Kaisers sein konnten. Ein Paar Posten und Ziffern — Vollständigkeit ist ausgeschlossen, da ich mich nicht mehr an alles erinnere — können zur Genüge dartun, daß die Rechnung der militärischen Ausgaben des Kaisers als Armeeoberkommandant (es wurden im ganzen 3 Millionen ausgewiesen) mit einem argen Defizit abgeschlossen haben muß. Kaiser Franz Josef, der ein eigenes Vermögen besaß und, wie jedermann, eine so lange Dauer des Krieges nicht voraussah, hat sich bei Kriegsbeginn entschlossen, die Kosten der Kriegsdekorationen von der Zivilliste oder aus eigenen Geldern zu bestreiten. Die Auslagen für Orden und Militärverdienstkreuze betrugen in den Jahren 1915 bis 1917 nahezu 4·7 Millionen. Rechnet man die Kosten der Orden ohne Kriegsdekorationen ab, die für die Kriegsdekorationen in der zweiten Hälfte des Jahres 1914 und für das Jahr 1918 hinzu, so ergibt sich gewiß ein Betrag von annähernd 6 Millionen Kronen, der vom Herrscher bezahlt werden mußte, beziehungsweise vom Obersthofmeisteramte. Die Etablierung des Armeeoberkommandos in Baden machte die Herrichtung des Kaiserhauses notwendig, das seit langem nicht mehr bewohnt war. Beschränkte sich der Monarch auch, wie ein schlichter Bürger, auf vier bescheidene Räume, so kostete die Adaptierung doch mit Rücksicht auf die „Kriegspreise" eine ansehnliche Summe. — Der Kaiser hat das Oberkommando — namentlich während größerer Aktionen — nicht vom grünen Tische aus geführt, sondern hat oft an der Front geweilt. Hiebei war er stets von einem Teil des Armeeoberkommandos (Chef des Generalstabes mit seinen Gehilfen) begleitet. Die Auslagen während der siegreichen Herbstoffensive 1917 betrugen allein aus diesem Titel (Verpflegung, vorübergehende Unterkunft, Fahrten usw.) über 100.000 Kronen. Hievon bestritt das Militärärar nur 70.000 Kronen. Die Reise ins deutsche Hauptquartier und der Aufenthalt dortselbst anfangs April 1917 kosteten annähernd 20.000 Kronen. Addiert man die zahlreichen, den Interessen der Kriegführung dienenden Reisen während der Regierungszeit Kaiser Karls, in die die Offensive gegen Rumänien, weiters . . . die Offensive gegen Italien und die von den Italienern begonnenen Isonzoschlachten, dann die Befreiung Ostgaliziens und der Bukowina fielen, so ergibt sich wieder eine sehr beträchtliche Summe. Die Kosten für Pneumatiks und Benzin werden jedenfalls auch sehr beträchtlich gewesen sein. Entfielen von den Auslagen für Kriegsdekorationen bloß 3 Millionen auf die Zeit des Kaisers Karl, so wären also die Bezüge als Armeeoberkommandant schon verbraucht, ohne daß der Kaiser davon auch nur einen Heller gehabt hätte.

Diese Auslageposten belasten das Budget des Obersthofmeisteramtes. Die Zentraldirektion der Privat- und Familienfonds, also die Privatschatulle des Kaisers, bestritt dagegen die zahlreichen und oft sehr hohen Widmungen des Kaisers für das „Rote Kreuz", für Soldatenheime (allein 200.000 Kronen), Liebesgabensammlungen, Invaliden-, Witwen- und Waisenfonds zahlreicher Truppenkörper usw.

Jene, die in einer Zivilliste von jährlich 22·6 Millionen Kronen einen ungeheuer hohen Betrag erblicken, könnten nun noch die Frage aufwerfen, ob die vorstehend dargelegten Posten nicht von der Zivilliste hätten bestritten werden können. Ihnen diene zur Kenntnis, daß die von der Zivilliste zu bestreitenden Auslagen für soziale und kulturelle Zwecke die gleiche Erhöhung erfuhren, wie sie jeder Haushalt in Kriegszeiten ertragen mußte. Die Bezüge der 18.000 Bediensteten — unter denen mindestens 15.000 dem Arbeiterstande angehören — mußten erhöht werden, die Hoftheater wiesen ein Millionendefizit auf, die Hofmuseen und die Hofbibliothek verschlangen im Jahre 1917 über eine Million, die Instandsetzung der hofärarischen Gebäude, die Kulturschätze sind, der Hofgärten, der Schönbrunner Menagerie, des Palmenhauses und aller anderen Administrationen und Dienste wurden von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat teurer.

Für Kaiser Karl wurden vom Kriegsministerium unter dem Titel der Armeeoberkommandoführung in den Jahren 1917 und 1918 je 1½ Millionen Kronen angewiesen. Was ist das für ein Betrag gegenüber den tatsächlichen Auslagen. Jene Angriffe enthielten also wohl ein schweres Unrecht.

Die Zeit
6./XII. 1918

(Wilhelm von Habsburg — ukrainischer Beamter.) Aus Mährisch-Ostrau, 5. d., wird uns telegraphiert: Die Mährisch-Ostrauer Zeitung erhält von einem aus Lemberg heimgekehrten Offizier folgende Mitteilungen: Erzherzog Wilhelm, der Sohn des ehemaligen Erzherzogs Karl Stephan, traf in den letzten Tagen der Kämpfe zwischen Polen und Ukrainern in Lemberg ein und stellte sich dem ukrainischen Oberkommandanten zur Verfügung. Beim Einzug der Polen in Lemberg — am 22. November — verbreitete sich das Gerücht, daß Wilhelm von Habsburg vom polnischen Militärkommando standrechtlich zum Tode verurteilt und erhängt worden sei. Dieses Gerücht war jedoch falsch. Tatsache ist, daß der ehemalige Erzherzog Wilhelm in der Nacht des 21. November mit den ukrainischen Behörden Lemberg verlassen hat. Er soll sich gegenwärtig in Kolomea befinden und in Zivilkleidern beim politischen Kreisamt Kolomea die Stellung eines Konzeptsbeamten bekleiden.

Neue Freie Presse

6./XII. 1918

Nach kurzer Krankheit verstarb in einem Lazarett in Ungarn mein geliebter jüngster Sohn, unser lieber Bruder und Schwager, Herr

Ernst Auspitzer

Leutnant im österr. Dragoner-Reg. Nr. 12

im Alter von 25 Jahren.

Helene Auspitzer geb. **Heller.**
Richard Auspitzer und **Frau** geb. **O'Meard.**
Alfred Auspitzer.
Erich F. Laeisz und **Frau** geb. **Auspitzer.**
Max W. Wiedmann und **Frau** geb. **Auspitzer.**

Österr. Volkszeitung
11./XII. 1918

Selbstmord eines Marineoffiziers.

Wegen Gehorsamsverweigerung eines Volkswehrbataillons.

Durch den Zusammenbruch und die Uebergabe der ehemaligen österreichisch-ungarischen Marine wurden die meisten Seeoffiziere brotlos, hinausgeschleudert aus ihrem Berufe, der ihnen eine glänzende Laufbahn verhieß und an dem sie mit Freude und mit beispielgebendem Pflichtbewußtsein hingen. Die meisten von ihnen sind jetzt angewiesen, in anderen Erwerbszweigen, die weitab von ihrer früheren Berufssphäre liegen, sich neue Existenzen zu schaffen.

Gestern nachts hat sich nun hier einer dieser Marineoffiziere, ein Korvettenkapitän, erschossen. Der Unglückliche, der im 39. Lebensjahre stand, hatte im Kriege glänzende Dienstleistungen vollführt. Da er nach der Uebergabe der Flotte an den jugoslawischen Staat bei einem anderen Volke nicht Militärdienst leisten wollte, kam er nach Wien, um hier Beschäftigung zu suchen. Trotz aller Bemühungen gelang ihm dies nicht, und deshalb wandte er sich an das Staatsamt für Heerwesen mit der Bitte, ihm irgendeine militärische Stellung zuzuweisen. Der Korvettenkapitän erhielt das Kommando über ein aus Marinesoldaten gebildetes Volkswehrbataillon und ging vor einigen Tagen mit seiner Mannschaft als Sicherungstruppe an die deutschösterreichische Grenze ab. Dort verweigerten aber die Soldaten den Gehorsam, und nun brach der seelisch deprimierte Mann vollständig zusammen.

Montag kehrte er nach Wien zurück und mietete sich in einem Hotel auf der Ringstraße ein. Hier führte er nun in der Nacht zum Dienstag den Selbstmord aus, indem er aus einem Armeerevolver eine Kugel gegen seinen Kopf abfeuerte. Vor Ausführung des Selbstmordes schrieb der Korvettenkapitän einen Brief, welcher offen in dem von dem Marineoffizier bewohnten Zimmer gefunden wurde. In dem Briefe führte er die Ursachen an, die ihn zum Selbstmord getrieben hatten, und am Schlusse seines Schreibens stellte er das Ersuchen, seinen Namen in der Oeffentlichkeit nicht zu erwähnen. Die Tat des Offiziers hat in den Kreisen seiner Bekannten und Freunde, wo er überaus geschätzt wurde, tiefe Teilnahme hervorgerufen.

Neues Wiener Tagblatt

11./XII. 1918

69

†

Tieferschüttert geben die Unterzeichneten hiemit allen teilnehmenden Freunden und Bekannten Nachricht von dem Hinscheiden ihres innigstgeliebten Gatten, resp. Sohnes, Bruders, Schwagers, Onkels, Großonkels und Neffen, des Herrn

Rudolf Löffler

Oberleutnant d. R., städt. Kontrahent, Genossenschaftsvorsteher, Haus- und Realitätenbesitzer

welcher Dienstag, den 10. Dezember 1918, um ½2 Uhr nachts nach kurzem, schwerem Leiden im 40. Lebensjahre selig in dem Herrn entschlafen ist.

Die irdische Hülle des teuren Verblichenen wird Donnerstag, den 12. Dezember 1918, um ½3 Uhr nachm. vom Sterbehause, 18. Bezirk, Antonigasse Nr. 19, in die Pfarrkirche zu den Heiligen Laurenz und Gertrud getragen, daselbst feierlichst eingesegnet und sodann auf dem Gerstlhofer Friedhof in der Familiengruft zur ewigen Ruhe beigesetzt. Donnerstag, den 16. Jänner 1919, um 8 Uhr früh wird in obiger Pfarrkirche ein heil. Requiem zum Seelentroste des Verstorbenen abgehalten.

Elise Löffler, Gattin **Hermann Löffler sen.**, Vater

im Namen der tieftrauernden Angehörigen.

Neue Freie Presse Abendl
12./XII. 1918

[Todesfall.] Montag nacht ist im Epidemiespital in der Triesterstraße der Major des Ulanenregiments Nr. 3 Emil Velik, 41 Jahre alt, gestorben. Major Velik, der das Eiserne Kreuz erster Klasse und zahlreiche andere im Felde erworbene Dekorationen besaß, hatte den ganzen Krieg an der Front mitgemacht; schweren Strapazen des Rückmarsches aus der Ukraine ist er nunmehr zur Trauer seiner zahlreichen Freunde erlegen.

Österr. Volkszeitung
12./XII. 1918

*** Die Mutter des gewesenen Kaisers.** Die Mutter des früheren Kaisers Karl, Erzherzogin Maria Josefa, hat, einer Meldung des „Prager Tagblatt“ zufolge, ihren Wohnsitz auf dem sächsischen Schlosse Sybillenort bei ihrem Bruder, dem Ex-König von Sachsen, genommen.

Neue Freie Presse

14./XII. 1918

72

Wir geben schmerzerfüllt Nachricht von dem Ableben unseres Juniorchefs, des Herrn

Heinrich Quittner

Rittmeisters i. d. Res.

welcher, nach viereinhalbjähriger, bis zur letzten Minute währender pflichtgetreuester und selbstlosester Frontdienstleistung heimgekehrt, den Folgen der Grippe erlag.

Wir werden dem auf so tragische Weise Dahingeschiedenen, einem der edelsten und besten Menschen, der sich auch uns als der aufrichtigste und warmfühlendste Freund erwies, dem unser Wohlergehen stets am Herzen lag, ein treues und ehrendes Andenken bewahren.

Das Personal der Firmen Max Quittner und Brüder Quittner.

Neue Freie Presse
16./XII. 1918

Gramerfüllt geben die Unterzeichneten allen Verwandten und Bekannten die traurige Kunde, dass ihr innigstgeliebter, einziger Sohn, respektive Gatte, Bruder, Schwager, Onkel, Herr

HUGO KAUDERS

Oberleutnant
Besitzer d. Verdienst- u. Eisernen Kreuzes, doppelt. Signum laudis etc.

nach kurzer schwerer Krankheit der tückischen Grippe erlegen ist.

Das Leichenbegängnis findet am Dienstag den 17. Dezember, 11 Uhr vormittags, von der Zeremonienhalle auf dem Zentralfriedhofe (III. Tor) aus statt.

Karoline Kauders geb. **Baumfeld**, als Gattin. **Wilhelm** und **Paula Kauders**, als Eltern. **Helene Kauders, Anda Glanoz, Marianne Arnstein, Eva Szikes, Lizzie Baruch**, als Geschwister. **Sämtliche Schwäger und Schwägerinnen, Nichten und Neffen.**

Von Kondolenzbesuchen wird gebeten, abzusehen.

Österr. Volkszeitung
17./XII. 1918

Ex-Kaiser Karl erkrankt.

Unter Erscheinungen hohen Fiebers bettlägerig.

Wie man uns mitteilt, sind auf Schloß Eckartsau zahlreiche Erkrankungen an Grippe vorgekommen.

Der frühere Kaiser selbst ist unter Erscheinungen hohen Fiebers bettlägerig. Ebenso sind die vier älteren Kinder des Kaiserpaares an Grippe erkrankt. Auch mehrere Bedienstete des Schlosses wurden von der nämlichen Krankheit befallen.

Neue Freie Presse

17./XII. 1918

Internierung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.

Wien, 16. Dezember.

Wie heute aus Budapest gemeldet wird, ist Generalfeldmarschall v. Mackensen, der Ungarn dreimal im Laufe des Krieges vor dem Einbruch der Feinde gerettet hat, nach der Schlacht von Gorlice, durch den serbischen und durch den rumänischen Feldzug, heute in Budapest interniert worden. Die deutschen Truppen, die mit ihm in die Heimat ziehen, werden gezwungen, die Waffen zu strecken. Der Generalfeldmarschall, der heute in Budapest angekommen ist und sich anfangs weigerte, auf die Internierung einzugehen, wurde schroff aufgefordert, sich ins Kriegsministerium zu begeben, wo er sich dann der Maßregel der Internierung fügte.

Neue Freie Presse
18./XII. 1918

Rechtfertigung des FML. Schaible gegen die Angriffe in der Nationalversammlung.

FML. v. Schaible ersucht uns um Aufnahme nachstehender Zeilen:

„In der Sitzung der deutschösterreichischen Nationalversammlung am 5. Dezember hat Abgeordneter Hofrat Hock gegen mich schwere Anklagen erhoben. Abgeordneter Hock dürfte das Material für seine Anschuldigungen einer vom Rittmeister v. Segerc an den Staatsrat gerichteten Eingabe entnommen haben, welche genannter Rittmeister an den Abgeordneten Hock mit dem Ersuchen leitete, sie an kompetenter Stelle zu überreichen. Rittmeister v. Segerc erklärte vor der Untersuchungskommission ausdrücklich, daß er der Interpellation des Abgeordneten Hock völlig ferne stehe.

Das Ergebnis der beim Staatsrate für Heerwesen durchgeführten Untersuchung veranlaßte den Anzeiger Rittmeister v. Segerc, mir nachstehende Erklärung zu übersenden:

„Auf Grund des Ergebnisses der beim Staatsamt für Heerwesen gemäß Kommissionsprotokolles vom 7. Dezember 1918 durchgeführten Verhandlung über meine im Auftrage der Teilnehmer an dem Militärevakuierungstransport (Zug 14/11) der Garnison Lublin vom 9. November 1918 erstatteten Anzeige gegen Herrn FML. Ernst v. Schaible, Heeresbahnkommandanten in Radom in Polen, wegen pflichtwidriger Hintansetzung der Obsorge für evakuierte Heeresangehörige Lublins, erkläre ich, daß ich mich nicht mehr für berechtigt halte, die in dieser Eingabe an den Staatsrat namens der Transportteilnehmer ausgesprochenen Anklagen gegen Herrn FML. v. Schaible aufrecht zu erhalten. Rudolf v. Segerc, Rittmeister m. p."

Ich füge bei, daß ich nicht allein, sondern mit zirka 400 Personen von Radom abreiste, daß bis Granica noch Personen einstiegen und daß ich ferner die Reise in einem Abteil 1. Klasse mit noch fünf Reisegefährten bewirkte und nicht in einem Salon.

Obwohl ich am 6. November von den Polen abgesetzt wurde, bot ich selbstverständlich meinen ganzen Einfluß auf, um die Weiterführung des Betriebes und speziell der Evakuierungszüge zu sichern. Das ist mir auch gelungen, und am 14. November war die Evakuierung beendet. Zurückbleiben mußte niemand. Daß ich mich ganz besonders für die gesicherte und geordnete Heimkehr aller Staatsangehörigen der ehemaligen Monarchie einsetzte, bestätigt auch die nachstehende Erklärung der Herren Eisenbahnbeamten, die seinerzeit beim Heeresbahnkommando in Radom eingeteilt waren:

„Namens der bei der Abrechnungsstelle der Heeresbahn Nord eingeteilten Eisenbahnbeamten erklären wir hiemit aus freien Stücken auf Grund eigener Wahrnehmungen folgendes: 1. Die Evakuierungszüge von Polen nach Wien und Prag sind über Initiative des Kommandanten der Heeresbahn Nord FML. v. Schaible eingeleitet worden. 2. Auf seinen Befehl haben Vertreter bei den maßgebenden Stellen in Warschau, Krakau und Prag die anstandslose Ausfuhr von Hab und Gut der die Evakuierungszüge benützenden Militärpersonen und deren Angehörigen erwirkt. Durch diese Maßnahmen sind Tausende von Personen mit ihrer wertvollen Habe anstandslos von Polen in die Heimat befördert worden.

Diese Tatsachen bestätigen zur Steuer der Wahrheit mit ihren eigenhändigen Unterschriften:

Hugo Deipenbrock, Revisor der Nordbahndirektion.
Ullersberger, Inspektor der Nordbahndirektion."

Wien, am 17. Dezember 1918.

Ernst v. Schaible, FML."

Neue Freie Presse

19./XII. 1918

Unser lieber Sohn, Enkel und Neffe, Herr

Herbert Tauber

Oberleutnant a. D., Besitzer des Signum laudis

ist uns nach kurzem, schweren Leiden am 18. Dezember 1918 im Alter von 23 Jahren entrissen worden.

Die Beerdigung findet Freitag den 20. d. M., halb 10 Uhr vormittags, auf dem Zentralfriedhofe (erstes Tor) statt.

Grete Tauber, als Mutter.
Pauline Kroll, als Großmutter.
Elise Kroll, als Tante.

Es wird gebeten, von Kondolenzvisiten abzusehen.

Neue Freie Presse

19./XII. 1918.

Eine Erklärung des G. d. K. Fürsten Schönburg-Hartenstein.

Wir erhalten folgende Zuschrift: „Verehrliche Redaktion! Durch verschiedene Wiener Tagesblätter ging die Nachricht, daß während des Zusammenbruches an der Piave das 6. Armeekommando (G. d. K. Alois Fürst Schönburg-Hartenstein) nicht zur Stelle gewesen sei, sondern in Bad Gastein geweilt habe. Im Namen und im Auftrage des Herrn G. d. K. Alois Fürsten Schönburg-Hartenstein, gewesenen Kommandanten der 6. Armee, ersuche ich die verehrliche Redaktion, in Ihrem geschätzten Blatte diese Nachricht dahin berichtigen zu dürfen, daß das 6. Armeekommando nicht in Bad Gastein gewesen ist. Das 6. Armeekommando und mit ihm der Armeekommandant selbst haben vielmehr den Standort Vittorio erst im letzten Augenblicke verlassen, als schon die schweren Granaten der Italiener in die Stadt einschlugen. Das 6. Armeekommando ist stets in engster Fühlung mit seiner Front geblieben. Der Armeekommandant hat seine Front während des ganzen Krieges sehr häufig aufgesucht. Das 6. Armeekommando wurde niemals früher oder weiter von den Fronttruppen verlegt, als dies militärische Rücksichten unbedingt erforderten. Indem ich der verehrlichen Redaktion für die Veröffentlichung dieser Richtigstellung im Namen meines Auftraggebers verbindlichst danke, zeichne ich mit dem Ausdrucke vorzüglichster Hochachtung ergebenst

Dr. Bernhard."

Abendbl
21./XII. 1918

83

Rücktritt des Armeeoberkommandanten Köveß.

Aus Budapest wird uns gemeldet: „Déli Hirlap" veröffentlicht heute eine Unterredung ihres Wiener Mitarbeiters mit Feldmarschall v. Köveß, an dem der Journalist die Frage gerichtet hat, wie es sich mit den Mitteilungen über die Auslegung des Waffenstillstandsübereinkommens mit dem italienischen Armeeoberkommando verhalte. Feldmarschall v. Köveß antwortete:

„Eigentlich bin ich nicht darüber unterrichtet, welche Bewandtnis es mit dieser Frage hat. Einerseits steht die Tatsache fest, daß ich das Armeeoberkommando niedergelegt habe. Was die Errichtung einer zwischenstaatlichen Kompetenz anlangt, welche die Aufgabe hätte, bezüglich des Waffenstillstandes mit Italien einerseits, und mit den auf dem Boden der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie entstandenen Nationalstaaten anderseits zu verhandeln, so kann ich nur sagen, daß das eine politische Angelegenheit ist, mit der ich mich nicht befassen kann."

Der Rücktritt des Feldmarschalls v. Köveß vom Armeeoberkommando ist am 19. Dezember erfolgt.

Reichspost

22./XII. 1918

84

Unschuldige Opfer.

Wie das Vaterland dankte.

Von einem heimgekehrten Offizier erhalten wir folgende Zeilen mit der Bitte um Veröffentlichung: Endlich findet auch das sozialdemokratische Parteiblatt Zeit, sich mit der gegenwärtigen Lage des deutschen Teiles des bisherigen Offizierskorps zu beschäftigen und findet es unbegreiflich, daß die deutschen Offiziere das Schicksal, das sie bei der Rückkehr in der Heimat erwartete und die Behandlung, die sie hier erfahren, bitter beklagen. („Arb.-Ztg." vom 20. d. M., Nr. 347). Sie hätten, heißt es dort, kein Anrecht auf den Dank Deutschösterreichs, da sie die viereinhalb Jahre Kriegsstrapazen nur im Interesse der früheren Monarchie ertragen haben und übrigens sei es seinerzeit den Heimkehrern aus Rußland auch schlecht ergangen. Es ist gewiß wichtig für uns heimkehrende Offiziere zu erfahren, daß das sozialdemokratische Parteiblatt erklärt, kein Interesse daran zu haben, wie wir uns mit der Vernichtung unserer Existenz durch den Krieg abfinden und Hunger und Obdachlosigkeit entrinnen. Wir werden trachten, auch ohne dieses Interesse uns unseren Platz in den Reihen unseres Volkes zu sichern. Es soll aber jener Mangel an jedem Gerechtigkeitsgefühl unwidersprochen bleiben, der sich in jenem Hohnartikel der „Arb.-Ztg." ausspricht, und es muß festgestellt werden, daß vor allem die Offiziere von allen Staatsangestellten am wenigsten nach eigenem Gutdünken zu handeln hatten. Sie waren Soldaten und der Soldat hatte zu jener Zeit zu gehorchen. Wenn man aber schon nicht alle Angestellten der früheren Monarchie für Fehler des alten Regimes verantwortlich machen und dafür büßen lassen will, warum gerade die Offiziere? Oder will man vielleicht die Offiziere für den Zusammenbruch der Armee verantwortlich machen, weil sie treu ihrem Eide, so lange als nur tunlich ausharrten? Oder hätten sie vielleicht allein die Gegner aufhalten sollen? Menschen anzugreifen, weil sie unter einem anderen, wenn auch jetzt verpönten System treu ihre Pflicht erfüllten, ist, gelinde gesagt, unmoralisch. Ob die Rückkehr einer Armee, die mehr als vier Jahre lang im Verein mit ihren Bundesgenossen fast der ganzen Welt ruhmreich standhielt, mit der Rückkehr von Kriegsgefangenen, deren unverschuldete Gefangennahme keineswegs in allen Fällen erwiesen ist, den Vergleich aushält, möge dahingestellt bleiben. Die Schlußfolgerung aber: Weil es einem anderen schlecht erging, muß es dir ebenso ergehen, möchte der Artikelschreiber wohl kaum auf sich selbst angewendet wissen. Das Offizierskorps, wenigstens das deutsche, der früheren Monarchie war immer ein Vorbild aller soldatischen Tugenden. Das haben selbst seine größten Feinde zugegeben. Auch die Sozialdemokraten würden keinen Abbruch erfahren, wenn sie dem beipflichten würden. Für Mißbräuche, wie sie im Kriege überall vorkamen, die Gesamtheit verantwortlich zu machen und kühlen zu lassen, werden doch auch sie ungerecht finden. Oder sollte die Parteipolitik diesem Blatte überhaupt keine Logik und kein Gerechtigkeitsgefühl mehr gestatten? Es scheint fast so. Es scheint, daß die Gerechtigkeit und Menschlichkeit kein Mittel ist, um den sozialdemokratischen Wahlzwecken zu dienen. (Name und Adresse des Einsenders sind der Redaktion bekannt.)

Eine Uebersiedlungsfrist für ausgewiesene Beamte!

Von einem Wiener Beamten wird uns zu unseren Bemerkungen anläßlich der Entlassung der deutschen Beamten in Jugoslavien (Nachmittagsausgabe der „Reichspost" vom 19. d.) geschrieben: Die Behandlung jener Staatsdiener, die das Unglück hatten, der herrschenden Nation in den Gebieten ihres Dienstortes — und dies gilt von allen Nationen — nicht anzugehören, ist überall so brutal, wie sie die ganze Geschichte des österreichischen Beamtentums in ähnlicher Form nicht aufzuweisen hat. Ich habe in meiner Laufbahn mit fast allen früheren Beamten österreichischen Völker zu tun gehabt und kann mit Bestimmtheit behaupten, daß — bis auf wenige, ja sehr wenige Ausnahmen — alle österreichischen Beamten ruhige Leute waren, die sich kümmerlich durchbrachten und gerade die deutschen Beamten haben die übrigen Völker fast nie provoziert. Nun plötzlich heißt es: Hinaus aus dem Lande, dem ihr Jahre oder Jahrzehnte treu und billig gedient habt! Jetzt sollen diese Geächteten auswandern, mit Hab und Gut, Weib und Kindern, wie die armen Flüchtlinge zu Anfang des Krieges. In den anderen Ländern sind die Wohnungsverhältnisse, wenigstens jetzt, noch trostloser als in Wien und jetzt ausziehen? Wehe den Armen, die ihr bißchen Hab und Gut der Eisenbahn anvertrauen; das Wenige wird ihm am Transport gestohlen und macht den armen Teufel zum Bettler, weil er sich keinen Ersatz beschaffen kann. Gibt es denn kein Einsehen? Wäre es nicht menschlicher, wenn sich die Minister aller Nationalstaaten endlich einmal zusammensetzen würden und diese Frage nach Menschlichkeit regeln würden? Mit Rücksicht auf die heutige, ungeklärte Weltlage sollte für alle auszuweisenden Staatsdiener in allen Nationalstaaten eine Uebergangszeit von mindestens einem Jahre gestattet werden. Innerhalb dieser Zeit kann sich jeder dieser Geächteten um neuen Wohnsitz und Dienstort umsehen und wenn einmal auch die Verkehrs- und Transportverhältnisse besser werden, auch in einer etwas günstigeren Zeit übersiedeln. Ein solches Vorgehen würde die Bitterkeit der Ausweisung etwas mildern und den ohnehin entsetzlichen gegenseitigen Haß nicht noch mehr schüren. Schließlich könnten sich bei so einer allgemeinen Konferenz die verschiedenen Nationen auch über die Auszahlung der Bezüge auf Rechnung der Nationalstaaten einigen. Nehmen Sie sich weiter aller dieser Geächteten an! Sie werden damit ein Verdienst an der Menschlichkeit sich erwerben.

K. D.

23./XII. 1918

95

† Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst.

Wien, 23. Dezember.

Auf einem Jagdausfluge ist Prinz Konrad Hohenlohe gestern plötzlich gestorben. Die Nachricht wird lebhafte Teilnahme erwecken, da die vielfachen dienstlichen Verwendungen den Prinzen mit weiten politischen und gesellschaftlichen Kreisen in Verbindung gebracht und ihm überall, insbesondere wegen seines offenen, freimütigen Wesens warme Sympathien erworben haben. Prinz Hohenlohe gehörte in dem früheren Oesterreich zu den Persönlichkeiten, auf die sich bei jeder kritischen Gestaltung die Blicke richteten. Landespräsident der Bukowina, Statthalter in Triest, Ministerpräsident, Minister des Innern, gemeinsamer Finanzminister, Präsident des Obersten Rechnungshofes, Erster Oberstthofmeister des Kaisers — alle diese Stellen hat Prinz Hohenlohe bekleidet und damit Gelegenheit erhalten, die Verwaltung in allen ihren Zweigen kennen zu lernen. Schon als Bezirkshauptmann hat sein Einschreiten bei einem Arbeiterstreik die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit erregt. In der Bukowina gelang ihm dann die Ordnung der schwierigen nationalen und konfessionellen Verhältnisse. Auch als Statthalter in Triest konnte er manchen Erfolg erzielen. Rücksichten der auswärtigen Politik führten seinen Rücktritt herbei, als er eine Verfügung gegen die irredentistischen reichsitalienischen Beamten von Triest erließ. Seine Statthalterschaft war durch sein kurzes Wirken als Ministerpräsident unterbrochen. Es war ein großer Beweis des Vertraueys, daß er ausersehen wurde, das Wahlreformwerk zu vollenden. Mit allem Eifer ging er auch an diese Aufgabe, er zögerte aber keinen Augenblick, seinen Abschied zu nehmen, als Ungarn trotz seines Einspruches einen autonomen Zolltarif aufstellte. Auch als Minister des Innern war ihm keine lange Tätigkeit beschieden. Schon damals machte sich das Herzleiden fühlbar, dem er nun erlegen ist.

Die Todesnachricht.

Graz, 23. Dezember.

Während der Jagd im Reitinggebiet bei Trofaiach wurde Samstag der gewesene Oberstthofmeister Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst von einem Herzschlage getroffen und war sofort tot. Ein Treiber fand die Leiche im Kaiserial.

Österr. Volkszeitung
28/XII. 1918

* **Anton August Naaff †.** Einsam wie er gelebt hat, ist gestern der Dichter Anton August Naaff gestorben; er wurde früh im Bette tot aufgefunden. Vor einem Monat hatte er das 68. Lebensjahr vollendet. Seine schriftstellerische Tätigkeit reicht weit zurück. Im Alter von siebenundzwanzig Jahren gab er sein erstes Buch heraus: einen Band humoristischer Erzählungen. Dann folgte eine stattliche Reihe anderer Werke bis zu dem letzterschienenen Gedichtband (1915) „Zwischen den Wettern". Vieles Volksliedhafte ist Naaff glänzend gelungen; manches Lied wurde vertont und hat den Namen des Dichters bekanntmachen helfen. Naaff war Ehrenbürger der Städte Brüx, Komotau und Willomitz in Deutschböhmen und Ehrenmitglied des Schubertbundes.

Ostdeutsche Rundschau

29./XII. 1918

88 D 29

Anton August Naaff †.

Gestern ward uns die Trauerkunde, daß Anton August Naaff gestorben ist. Mit ihm schied ein wackerer Kämpfer für deutsches Wesen, ein trefflicher Dichter und ein eifriger Förderer des Männergesanges aus der Reihe unserer Gesinnungsgenossen. Wohl hatte er sich schon seit einigen Jahren von der öffentlichen Tätigkeit zurückgezogen. Dennoch traf uns die Nachricht von seinem plötzlichen Hinscheiden wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Zu lebhaft ist noch die Erinnerung an sein eifriges Wirken im Dienste unserer nationalen Bestrebungen und die „Ostdeutsche Rundschau" zählte ihn mit Stolz zu ihren geschätztesten Mitarbeitern. Ein geborener Deutschböhme trat er nicht nur für seine engere Heimat mit dem ganzen Feuereifer seiner nationalen Gesinnung ein, sondern für alles, was in Oesterreich nach deutscher Kulturgeltung rang, und wo immer er wirkte und strebte, war ihm die Liebe und Verehrung aller Deutschgesinnten sicher. Er war nicht nur Ehrenbürger der Städte Brüx, Komotau und Willomitz, sondern auch Ehrenmitglied des Wiener Schubertbundes sowie vieler anderer deutscher Vereine und Körperschaften.

Im Jahre 1850 zu Weitentrebitsch in Deutschböhmen geboren, widmete Naaff sich ursprünglich den Rechtswissenschaften an den Universitäten in Prag und Wien. Doch bald wurde ihm die Juristerei zu enge und sein Drang, in die Ferne zu wirken, bestimmte ihn, das „Deutsche Volksblatt" in Komotau zu übernehmen und daneben sich der Poesie zu widmen. Seit dem Jahre 1881 gab er die Musik- und Literaturzeitung „Die Lyra" heraus, die er nach dreißig Jahren dem Allgemeinen Deutschen Sängerbunde zur Vereinigung mit der „Deutschen Sängerbundeszeitung" abtrat. Was er als lyrischer Dichter hervorgebracht, davon geben zahlreiche Gedichtbücher beredte Kunde. Die weiteste Verbreitung und den lebhaftesten Widerhall in deutschen Landen fand wohl die Sammlung „Der Sonne zu". Hier sprach sein Wesen am reinsten und stärksten zu uns und auch seine Gabe, auf die Jugend begeisternd für deutsche Hochziele zu wirken. Daß er sich mit besonderem Eifer für die Pflege des deutschen Chorgesanges einsetzte, versteht sich bei seiner Geistesrichtung und Gemütsanlage von selbst, und seine Liebe zum Kunstgesang hinderte ihn nicht, mit gleicher Wärme für das deutsche Volkslied einzutreten. Wie weit sich dabei seine Wege von denen Dr. Pommers trennen mochten, im letzten Ziele fanden sie sich doch immer wieder zusammen.

Nun Anton August Naaff nicht mehr unter den Lebenden und Wirkenden weilt, wissen wir erst, was wir durch seinen Heimgang verloren haben. Als sollte es ihm erspart bleiben, die schwersten Kämpfe um sein geliebtes Deutschböhmen blutenden Herzens mitzumachen, hat ihn der Tod zu sich genommen, um von ihm die letzten und drückendsten Folgen des unglücklichen Weltkrieges abzuwenden. Wer immer Anton August Naaff persönlich oder nur aus seinen Werken und Taten gekannt hat, wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Der Verblichene hinterläßt neben einer großen Gemeinde gleichgesinnter Freunde in der Schriftstellerin Marianne Eggersberg eine trauernde Witwe, die ihm all die Jahre her eine treue Lebensgefährtin und eine eifrige Mitarbeiterin bei der Leitung der von ihm herausgegebenen Zeit- und Streitschriften für die Reinheit deutscher Art und deutschen Wesens war.

Ostdeutsche Rundschau

29./XII. 1918

89

Ich gebe allen Verwandten, Freunden und Bekannten Nachricht, daß mein teurer Lebensgefährte, der Dichter

Anton August Naaff

am 27. Dezember 1918, morgens 6 Uhr, unerwartet, dem wirren Leben der schweren Zeit entschlummert ist.

Wien, am 27. Dezember 1918.

Frau Marianne Eggersberg-Naaff.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Neue Freie Presse

2./I. 1919

[† Gemeinderat Dr. Alexander v. Dorn.]

Im Alter von 81 Jahren ist heute der Gemeinderat Doktor Alexander Dorn Ritter v. Marwalt gestorben. Seit 20 Jahren gehörte der Verblichene mit einer einzigen kurzen Unterbrechung der Wiener Stadtvertretung an, wo er auch als Obmann des fortschrittlichen Parteiverbandes, von welcher Stelle er allerdings vor geraumer Zeit bereits geschieden war, eine ersprießliche Tätigkeit entfaltete. Namentlich in Approvisionierungs- und eisenbahntarifarischen Fragen galt er als eine auch von den politischen Gegnern anerkannte Autorität. Dr. v. Dorn war von Beruf Publizist und hatte in den siebziger Jahren die „Triester Zeitung" geleitet. Als bei der Feier der Fünfhundertjahrzugehörigkeit Triests zu Oesterreich Oberdank sein Bombenattentat verübte, wurde Dr. v. Dorn von einem Bombensplitter getroffen, der ihm das rechte Bein zertrümmerte. Es dauerte lange Jahre, bis Doktor v. Dorn die Folgen dieser schweren Verletzung überwunden hatte. Nach Wien übersiedelt, gründete er die „Volkswirtschaftliche Wochenschrift" und entfaltete namentlich eine rege Agitation zur Förderung des österreichischen Exports. Er war auch eine lange Reihe von Jahren hindurch Vizepräsident des Exportvereines. Im Jahre 1913 wurde ihm das taxfreie Bürgerrecht der Stadt Wien verliehen. Die „Volkswirtschaftliche Wochenschrift" und der „Volkswirtschaftliche Verlag" werden von dem bisherigen Miteigentümer kaiserlichen Rat Moriz Pozsonyi weitergeführt werden. Das Leichenbegängnis Dr. v. Dorns dürfte am Samstag, den 4. d. stattfinden. Er war ein eifriger Förderer der Feuerbestattung — sein letzter Antrag im Gemeinderat zielte auf die Errichtung eines städtischen Krematoriums ab — und hat letztwillig verfügt, daß seine Leiche zur Einäscherung nach Reichenberg gebracht werde.

Ostdeutsche – Rundschau 94

5./I. 1919

Wie endete Ingenieur Diesel? Aus dem Weltkrieg sind eine ganze Reihe von Fällen bekannt, welche die Brutalität, womit die englische Politik jedes Mittel, selbst den gemeinsten Mord, zur Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Ziele benützt, ins hellste Licht rücken. Man denke an die Anschläge auf Casement, Mirbach und Eichhorn, den rätselhaften Tod Sinlianos und des greisen rumänischen Königs Carol. Man soll nun nicht etwa meinen, daß England sich solcher Mittel nur im Kriege bedient, auch im Frieden schreckte man in London vor keiner Greueltat zurück. Viele Leute werden sich noch der merkwürdigen Begleitumstände entsinnen, unter denen nicht lange vor Ausbruch des

Weltkrieges der Ingenieur Diesel, der geniale Erfinder des Dieselmotors (der Kraftmaschine unserer U-Boote) ums Leben kam. Es lief damals die ziemlich unbestimmte Nachricht durch die Presse, der Ingenieur Diesel hätte sich bei der Ueberfahrt von Frankreich nach England in einem Anfall von Schwermut ins Meer gestürzt. Nun erzählte um die Jahreswende 1914—15 ein dänischer Motorensachmann, mit dem Tode Diesels scheine es eine eigene Bewandtnis zu haben. So viel er von der Sache gehört habe, sei Diesel von französischen und englischen Konsortien aufgefordert worden, sie wegen der Inangriffnahme des Baues von Dieselmotoren aufzusuchen. Diesel sei erst nach Frankreich, dann nach England gefahren. In London angekommen, habe er seiner Frau, die in einer westdeutschen Stadt lebt, telegraphisch seine Ankunft in London mitgeteilt. Am nächsten Tage sei durch die Zeitungen die Nachricht gegangen, der Erfinder des Dieselmotors sei im Kanal ertrunken. — So weit der dänische Gewährsmann. Aber angenommen, diese Angaben wären nicht reine Erfindung, so ergeben sich für uns folgende Erwägungen. Großadmiral Tirpitz hatte seinerzeit festgestellt, daß das Unterseeboot mit dem qualmenden Petroleummotor taktisch unbrauchbar sei. Die Ersatzkraftmaschine fand sich im Dieselmotor. Die Engländer, deren Kriegswille längst vor 1914 feststand, erfuhren durch Spionage, daß die deutsche Marine durch die so verbesserten U-Boote einen Vorsprung gewann. Da England im Bau von Dieselmotoren nicht folgen konnte, lockte es den Erfinder durch Versprechungen oder unter Vorwänden hinüber, und als Diesel in London ankam, forderte man von ihm, daß er die Herstellung von Dieselmotoren für die englische Marine übernehme. Als er sich weigerte, setzte man ihn kurz entschlossen gefangen und verbreitete in der Welt die Nachricht von seinem Tode. Darüber, ob nun Diesel noch lebt oder umgebracht wurde, bieten sich keine Anhaltspunkte. Auf jeden Fall hat er als guter Deutscher seine Kenntnisse dort drüben nicht preisgegeben, denn die englischen U-Boote sind heute noch minderwertig. Es wird eine deutsche Aufgabe der Zukunft sein, Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen. Dieser Fall hat eine Parallele in dem Verhalten Englands gegenüber dem eigentlichen Erfinder des U-Bootes, dem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebenden bayrischen Unteroffizier Bauer. Auch er wurde, als die erfolgreichen Versuche mit seinem „Brandtaucher" bekannt wurden, nach London gelockt, wo er sich der Gefangennahme nur durch eiligste Flucht in Nacht und Nebel entziehen konnte.

Neue Freie Presse

Abendbl. 96

7.I.1919

† Theodor Roosevelt.

Wien, 7. Januar.

Keiner hat in Amerika so bittere, so ungerechte Worte gegen die Mittelmächte während des Krieges gefunden, wie Roosevelt. Keiner hat den schroffsten Standpunkt des Gewaltfriedens gegenüber dem Standpunkt des Präsidenten Wilson so fanatisch vertreten wie er. Vielleicht keines Amerikaners feindselige Gesinnung hat bei uns und namentlich in Deutschland so peinlich und schmerzhaft überrascht wie die Roosevelts. Sein Bildungsgang, seine Reformideen, sein Ursprung aus der republikanischen Partei, an der von ihren Anfängen her die Deutschamerikaner so hervorragend beteiligt gewesen sind, sein ganzer politischer und schriftstellerischer Habitus, dessen Beeinflussung durch das Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts unverkennbar war, ließen lange in Roosevelt einen Wahlverwandten Deutschlands vermuten. Die Vermutung, die übrigens die Vermutung nicht nur der großen Menge war, hat sich als gründlich falsch erwiesen. Es kann vielmehr als sicher gelten, daß Roosevelt bei den Besuchen, die er nach Ablauf seiner Präsidentschaft in England machte, die Grundlagen für ein enges politisches Einvernehmen zwischen Amerika und England legte; der neulich verstorbene Sir Arthur Lee, der bekannte konservative Abgeordnete und Militär, der seit 1898, wo er britischer Militärattachée bei der amerikanischen Armee im Kriege mit Spanien gewesen, mit Roosevelt intim befreundet war, hätte darüber wohl wichtige Aufschlüsse geben können.

Hat aber Roosevelt in seiner auswärtigen Politik uns enttäuscht, so hat er seinen eigenen Landsleuten in der inneren Politik nicht weniger Enttäuschungen bereitet. Er, der 1904 mit der größten Mehrheit, die ein amerikanischer Präsidentschaftswerber je erreicht, zum Präsidenten gewählt worden war und ins Weiße Haus einzog als der erhoffte Befreier des Volkes von der Herrschaft der Trusts; er, von dem man glaubte, daß er mit rücksichtsloser Energie gegen die Trustgewaltigen vorgehen werde, galt in den letzten Jahren seines Lebens geradezu als der intimste Genosse der Truste, wie denn auch tatsächlich seine Beziehungen zu Pierpont-Morgan, diesem größten aller Trustleute, die denkbar engsten waren. Roosevelt als Präsident beschränkte sich auf rednerische Angriffe auf Truste und auf eine Reihe von legislatorischen Maßregeln, die das Geschäftsleben verwirrten und schließlich gegen die Gewerkschaften viel einschneidender angewendet wurden als gegen die Truste; aber an das eigentliche Fundament der Trustmacht, an den Hochschutzzoll, wollte er nicht rühren und blieb bis zum Ende ein unbedingter Hochschutzzöllner. Ein Mann von großer Energie und Rührigkeit, rednerisch und schriftstellerisch gleich begabt und sich vieler Freunde erfreuend, fand er bis in die letzte Zeit immer ein großes Auditorium. Aber er zählte schon seit einigen Jahren nicht mehr recht mit, sein Stern war bereits untergegangen, ehe noch der Wilsons aufstieg.

Theodore Roosevelt war geboren in Newyork am 27. Oktober 1858 aus einer altansässigen begüterten Familie holländischen Ursprungs; und in Stadt und Staat Newyork gelten die Nachkommen der alten holländischen Kolonisten, der „Knickerbockers", als die Aristokratie. Nach Vollendung seiner Universitätsstudien war er zwei Jahre lang Mitglied der Newyorker Staatslegislatur, zog sich dann auf einige Jahre auf eine Puszta in Norddakota zurück, 1886 trat er wieder, und diesmal dauernd, in die Politik ein, immer im Staate Newyork, der, im Gegensatz zur Stadt Newyork, gewöhnlich republikanisch wählt. 1889 bis 1895 war er einer der Bundeskommissäre für die Prüfung von Bewerbern um gewisse Bundesbeamtenstellen; dann zwei Jahre lang Chef der Newyorker Polizei. Zum stellvertretenden Staatssekretär für die Flotte ernannt, trat er bei Ausbruch des Krieges mit Spanien von dieser Stellung zurück und organisierte zusammen mit dem Arzt Leonard Wood, dem nachmaligen General, das „Erste amerikanische Kavallerieregiment", das als „Roosevelt Rough Riders" bekannt wurde. Als Oberst dieses Regiments zeichnete er sich aus; und obwohl die militärischen Leistungen der Amerikaner in Kuba gewiß nicht bedeutend waren, erregte der Krieg, dank einer ganz außerordentlichen Preßkampagne in Amerika eine derartige Begeisterung, daß Roosevelt, ein Meister der Reklame, nach seiner Rückkehr einer der populärsten Männer Amerikas war. Bald darauf wurde er Gouverneur des Staates Newyork und in den Novemberwahlen von 1900 zum Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten gewählt. Durch die Ermordung des Präsidenten Mac Kinley am 14. September 1901 rückte er automatisch zum Präsidenten vor und wurde nach Ablauf des vierjährigen Termins im November 1904 zum Präsidenten mit der Amtsdauer bis 1909 gewählt. Obwohl er Vizepräsident unter Mac Kinley gewesen war, dessen Präsidentschaft den Höhepunkt der Trustherrschaft in Amerika bedeutete, insofern als damals die ganze Intelligenz der Universitäten, die Nationalökonomen und die Soziologen die amerikanischen Zustände als musterhaft empfanden und schilderten, obwohl also, wie gesagt, Roosevelt Mac Kinleys Vizepräsident gewesen war, gelang es ihm, sich an die Spitze der Revolte gegen die Trustherrschaft zu stellen. Unter allgemeinem Zujauchzen trat er 1905 seine Präsidentschaft an, von Millionen als der Führer im Kampfe gegen die Trusts begrüßt. Bei den Wahlen von 1909 war aber nicht mehr Roosevelt, sondern sein bisheriger Intimus Taft Präsidentschaftskandidat der republikanischen Partei und wurde auch gewählt. Bei den Wahlen von 1912, wo Taft wieder kandidierte, stellte sich ihm Roosevelt als Kandidat der zu diesem Zwecke gegründeten „Fortschrittspartei" entgegen, bewirkte aber damit nur, daß Taft von dem demokratischen Kandidaten Wilson geschlagen wurde. Seit 1909 hat Roosevelt viel gereist und noch mehr geschrieben. Seine Forschungsreise in Brasilien und ihre Ergebnisse, die er publizierte, sind in geographischen Kreisen sehr kritisch beurteilt worden.

Roosevelt, ein starker, schwerfällig gebauter Mann, der sich durch angestrengteste Leibesübung frisch zu erhalten suchte, war seit einiger Zeit leidend; wiederholt hieß es während des Weltkrieges, daß er die Führung amerikanischer Truppen übernehmen werde, doch sein Gesundheitszustand machte es immer wieder unmöglich.

Roosevelts Laufbahn hat als Enttäuschung geendet für ihn sowohl, wie für so viele seiner Landsleute, die fest an ihn geglaubt hatten. Vielleicht sein Bleibendstes werden einzelne seiner Erstlingsbücher sein, wie zum Beispiel „Winning of the West", ein entzückendes Buch, das Einsicht eröffnet in die Seele jener Pioniere, die, von einem unstillbaren Drange getrieben, immer weiter nach Westen vorstießen und so Amerika gründen halfen. Ein Buch übrigens, daß auch die bedeutende Rolle der Deutschen gerade in dieser Phase der amerikanischen Entwicklung klar zeigt.

Die Todesnachricht.

Newyork, 5. Januar.

Der frühere Präsident Roosevelt ist an den Folgen einer rheumatischen Erkrankung Sonntag früh gestorben.

Ostdeutsche) – Rundschau
8./I. 1919

98

Statt jeder besonderen Meldung.

Am 4. Jänner 1919 verschied um 1 Uhr nachmittags unser geliebter Vater, Herr

Cornelius Vetter

Buchhändler, ehem. Gemeinderat der Stadt Wien

im 66. Lebensjahre nach kurzem Leiden an den Folgen eines Schlaganfalles. Das Leichenbegängnis fand Dienstag den 7. Jänner 1919 um 4 Uhr nachmittags von der Einsegnungshalle des Wiener Zentralfriedhofes aus statt.

Cornelius Vetter. Ing. Robert Vetter, Dr. Oskar Vetter, akad. Arch. Guido Vetter als Söhne im Namen sämtlicher Verwandter.

Einem letztwilligen Wunsche des Hingeschiedenen entsprechend, wird gebeten, von Kranzspenden abzusehen.

Für Kranzspenden zugedachte Beträge bitten wir völkischen Zwecken zuzuwenden.

Ostdeutsche – Rundschau

8./I. 1919

99

Kornelius Vetter gestorben. Sonnabend den 4. d. M. ist Buchhändler Kornelius Vetter nach kurzem Leiden im Alter von 66 Jahren gestorben. Das ganze antisemitisch gesinnte Wien kannte ihn. Er war ja in führender Stellung, mit dabei, als die Bewegung gegen den überhandnehmenden Einfluß des Judentums auf wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiete entstand. Mit Dr. Vaitai ist er zusammen gegangen und der von ihm gegründete und geleitete „Reformer" war wohl die erste antisemitische Zeitung Deutschösterreichs. Nach ihm haben sich andere die Vorarbeiten, die Kornelius Vetter für die neue politische Richtung geleistet hatte, zunutze gemacht. So treu bei der Sache und fest in der Gesinnung sind aber nicht alle geblieben. Es ist wohl am Platze, ganz besonders daran zu erinnern, daß Vetter einer der ersten auf Grund des antisemitischen Programms gewählten Gemeinderäte Wiens war. Als es galt, die Wiener Ratsstube dem Judenliberalismus zu entreißen, hat Vetter selbstlos seinen ganzen Mann gestellt. Die Früchte seiner Arbeit haben allerdings andere genossen. Kornelius Vetter blieb bis zum letzten Atemhauche der alte, der sich durch nichts von seiner Gesinnung abbringen ließ, er war Kämpfer für seine Ueberzeugung bis zu seinem Ende. Diese Treue soll unvergessen sein. In der Deutschnationalen Partei nahm er an allen politischen Arbeiten regen Anteil. Wenn es galt, in Versammlungen zu sprechen, war Vetter immer bereit, trotz seines Alters ein junger kampffroher Streiter für die Rechte des deutschen Volkes. Daß er der von der „Ostdeutschen Rundschau" vertretenen Parteirichtung mit besonderer Wärme anhing, danken wir ihm über das Grab hinaus. So wird Vetters Gestalt fortleben in allen national gesinnten deutschen Kreisen.

Ostdeutsche Rundschau
8./I. 1919

100 0 8

Dr. Karl Beurle, dessen schwere Erkrankung wir Sonnabend gemeldet haben, ist nun g e s t o r b e n. Aus der Partei Schönerers hervorgegangen, gehörte er zu den führenden Politikern in Oesterreich. Er war einer der Begründer der Deutschen Volkspartei, die in den achtziger Jahren im Gegensatz zur liberalen Partei entstand. Die starke jungdeutsche Bewegung, die damals zunächst die Alpen- und Donauländer erfaßt hatte, brachte ihn auch ins Abgeordnetenhaus. Hervorragend war sein organisatorisches Talent, das sich in den ersten Jahren des Bestandes der neuen nationalen Partei betätigen und bewähren konnte. Sein scharfes politisches Denken sicherte ihm einen hervorragenden Platz in nationalen Kreisen. Aus dem Abgeordnetenhause schied er nach der Schaffung der neuen Wahlreform. Er blieb aber dann auch nicht untätig und hat an allen wichtigen politischen Beratungen teilgenommen. Später wurde er ins Herrenhaus berufen und wußte sich auch hier erfolgreich zur Geltung zu bringen. Deutschösterreich verliert in ihm einen klugen Politiker und ob seines Wissens und seiner Erfahrungen guten Berater. — Er war Alter Herr der Burschenschaft „Libertas" und nahm im burschenschaftlichen Leben Deutschösterreichs eine hervorragende Stelle ein.

Neue Freie Presse
8.II.1919

Die Verwundung des Erzherzogs Max auf dem Dosso Alto.

Von dem Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Eduard Coumont erhalten wir nachstehende Zuschrift:

„Verehrliche Redaktion! In einigen Blättern war kürzlich zu lesen, daß Herr Erzherzog Max am 15. Juni 1918 an der Südwestfront ein „Ehrenkommando" innehatte, an welchem Tage eine Sturmkompagnie den im Bereiche seines Abschnittes gelegenen Dosso Alto nahm, dessen Behauptung — der Dosso Alto wird dabei ein „Steinhausen" genannt — 200 Mann an Verwundeten und Toten gefordert habe. Als dem Erzherzog die Eroberung des Dosso Alto berichtet worden war, fing angeblich „auf Perlone ein Fressen und Saufen an, das an unserem jungen Helden auch nicht spurlos vorüberging. Im Rausche stieß er an eine betonierte Traverse der Offizierskaverne an und schlug sich eine Beule". Diese Tatsache habe dann zu dem Berichte von einer Verwundung des Erzherzogs Max geführt.

Als Vertreter des Herrn Erzherzogs Max bitte ich nun die verehrliche Redaktion um den Abdruck der nachstehenden Feststellungen in Ihrem geschätzten Blatte:

Der Dosso Alto — kein „Steinhausen", sondern ein stark ausgebauter, kavernierter Stützpunkt der Italiener —, beherrscht die Loppiostraße. Solange er sich im italienischen Besitz befand, machte er den Verkehr zwischen dem Becken von Arco und dem von Loppio beinahe unmöglich. Die Notwendigkeit, diese Linie frei zu machen, führte zu dem Entschlusse, den gegnerischen Stützpunkt zu nehmen. Dank der in tagelanger Arbeit getroffenen sorgfältigen Vorbereitungen, der vorzüglichen Wirkung der Artillerie und des verständnisvollen, auf die Artilleriewirkung Rücksicht nehmenden Vorgehens der tapferen Infanterie wurde der Dosso Alto in relativ kurzer Zeit genommen und eine ansehnliche Anzahl von Gefangenen gemacht. Das Gruppenkommando — nicht das „Ehren"kommando — führte nicht nur am 15. Juni 1918, sondern auch durch Monate vorher und nachher Herr Erzherzog Max, der den Angriff und die spätere Abwehr vom Beobachtungsstand auf Perlone Tag und Nacht leitete. Schweres feindliches Feuer auf den Beobachtungsstand zwang den Erzherzog und seinen Stab, Deckung in der darunterliegenden Kaverne zu suchen. Hiebei erlitt der Herr Erzherzog durch den Luftdruck beim Aufschlag einer Granate einen schmerzhaften Defekt im Ohre, der auch längere Zeit währende Schwerhörigkeit im Gefolge hatte. Die behaupteten Exzesse auf Perlone haben niemals stattgefunden.

Ich danke im voraus für die freundliche Aufnahme der vorstehenden Zeilen und zeichne mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung

Dr. Coumont."

Neues Wiener Tagblatt

Abendblatt
8. I. 1919

Peter Altenberg gestorben.

Peter Altenberg ist heute vor 11 Uhr vormittags auf der Klinik des Professors Chwostek im Allgemeinen Krankenhause gestorben. Seine letzte Krankheit war nur von kurzer Dauer. Er wurde, wie wir berichtet haben, Montag abend in bereits bedenklichem Zustande auf die Klinik gebracht. Man vermutete zunächst eine Bromvergiftung, doch ergab die sofort vorgenommene genaue Untersuchung keine bestimmten Anhaltspunkte für diese Annahme. Hingegen wurde eine beiderseitige Lungenentzündung festgestellt, die bei dem geschwächten Zustande des Patienten schwere Besorgnisse für das Leben Altenbergs hervorrief. Im Laufe des gestrigen Tages besserte sich das Befinden des Kranken; gegen Abend trat jedoch eine rapide Verschlimmerung ein. Der Kranke kam nur mehr für Augenblicke zu klarem Bewußtsein. Nachmittags weilten sein Bruder und Professor Hammerschlag an seinem Krankenbett, die er aber kaum mehr erkannte. In der Nacht trat tiefe Bewußtlosigkeit ein, aus der Peter Altenberg nicht mehr erwachte. Einige Minuten vor 11 Uhr vormittags mußte die behandelnde Aerztin Frau Doktor Weiß den eingetretenen Tod feststellen.

Altenberg hat ein Alter von 60 Jahren erreicht.

* * *

Altenberg war der Dichter der Wirklichkeitsmärchen; das Märchen wurde ihm zur Wirklichkeit, die Wirklichkeit zum Märchen. Sein kindliches, reines Herz blieb ewig gleich dem Herzen Adams, da Gott ihm zum erstenmal das Paradies zeigte und alle Bäume und Blüten. „Was ihm der Tag zutrug," das gestaltete sich diesem allerempfänglichsten Genius als „Vita ipsa", als das Leben selbst, zur wunderbarsten Entrückung. Was wir andern blind gar nicht bemerkten, woran wir achtlos vorübergingen, kleine alltägliche Vorkommnisse, jene tausend, fast schon automatenhaft erstarrten Reflexbewegungen unsrer Existenz: in der Religion und Frömmigkeit dieser naturartigen Seele wuchs dies alles zum seltsamen Schicksalvoll unterirdischer Beziehungen empor, zu den Schwingungen einer unendlichen Melodie, zum elementaren, unverlierbaren Erlebnis. Mit einem zweiten Gesicht wandelte dieser Dichter über die häßlichen, besudelten Straßen unsrer Welt, die Füße watend durch den Staub des Daseins, aber sein Haupt mitten unter den ewigen Sternen des Aethers. Seine Augen sahen alle Dinge gleichsam transparent mit den Hintergründen ihres verborgenen Lebens.

Ohnmächtig gegen die brutalen Attacken der täglichen Sorge, mußte auch Altenberg die bösen Stunden der Verbitterung und des Zweifels kennen lernen. Dann machte er sich zuweilen Luft, indem er die Spießer verblüffte und in bizarren Einfällen vor den grausam verständnislosen Augen der Menge bunte Räder schlug. Aber, so oft er auch unter Tränen lustige Grimassen schneiden mochte, sein Leben selbst verzerrte sich ihm nie zur häßlichen Fratze und die innerste Substanz seines Schaffens, sein besseres Ich, blieb stets unberührt von dem ätzenden Gift der Skepsis und den brennenden Wundmalen der Zerrissenheit. Daher hat er es auch in verzweifelter Laune nie unternommen, zu zerstören und zu zerbrechen, stets wollte er nur bekehren und bessern, ob es sich nun um Sein und Nichtsein, um die letzten Dinge handelte, oder bloß um ein harmloses Kochrezept, um die Hygiene in der Kleidung. Dieser von Sorge und Not jahrzehntelang so erniedrigte und gedemütigte Künstler, der gezwungen war, in Kabaretts Halsketten aus Glasperlen zu verkaufen und in einem seltsam aphoristischen Stil Referate über Varietevorstellungen zu schreiben,

dieser Peter Altenberg war in Wirklichkeit ein Herr des Lebens und ein Herrscher über unsichtbare Königreiche.

Ecce poeta!

Die Zeit

Abendbl. 8. I. 1919

Peter Altenberg gestorben.

Heute gegen 11 Uhr vormittags ist der Dichter Peter Altenberg in der Klinik Kovacs im Allgemeinen Krankenhaus an den Folgen einer Bromvergiftung gestorben.

Ueber den Verlauf der Krankheit erfahren wir folgende Einzelheiten:

Peter Altenberg lag seit heute nachts in Agonie. Bereits gestern abends war ein Lungenödem konstatiert worden, als dessen Folgeerscheinung eine schwere Lungenentzündung auftrat.

Der Dichter kam seit gestern abends nicht mehr zum Bewußtsein. In seiner Gesellschaft befanden sich zuletzt sein Bruder Georg Engländer und Dr. Gomperz. Verschiedene Heilmittel, die man ihm im Laufe der Nacht einflößte, hatten keinerlei Wirkung mehr.

* * *

In einem Nachschlagewerk, das auch die Lieblingsbeschäftigungen der registrierten Persönlichkeiten verzeichnet, gab Peter Altenberg als seine Lieblingsbeschäftigung an: „Den Sommer in Gmunden verbringen und den See anstarren vom Morgen bis zum Abend." Und als seine Adresse bezeichnete er: „Wien, 1. Bezirk, Herrengasse, Café Zentral."

In diesen beiden Aeußerungen, schrullenhaft und von entschiedener literarischer Pose, ist Peter Altenbergs Lebensform eingeschlossen. Er war auch als Mensch nichts anderes als Dichter, und das heißt: ein Spaziergänger durchs Leben, stets von den großen und kleinen Wundern des Daseins ergriffen, immer kontemplativ und häufig ekstatisch. Er fand die Wunder dort, wo die anderen nur den Alltag zu erblicken vermochten, vor einem Blumenbeet, bei den Kinderspielen im Volksgarten, in den Produktionen von Artisten, in den zagen Regungen kleiner Mädchen. Hier winkten und wurden ihm jene Offenbarungen von Mensch und Gott, die er dann in ein paar Zeilen mit höchster künstlerischer und philosophischer Vollendung verarbeitete. Nie versuchte er eine größere Arbeit. Aber auf dem engen Gebiet, das seinem scheuen, mimosenhaften Wesen adäquat war, herrschte er als Meister mit einer Unumschränktheit der Ausdrucksmittel, wie sie nur die Echtheit des Empfindens gewährt.

Peter Altenberg wurde am 9. März 1859 zu Wien geboren. Er war der Sohn gutbürgerlicher Eltern, seine Erziehung war vortrefflich. Als er sich seine Stellung im Leben erobern sollte, versagte er, wurde er gewahr, daß er ein Dichter war, daß er nichts anders sein konnte als ein Beschauer und Deuter. Er studierte Jurisprudenz, versuchte sich in der Medizin, wurde Buchhändler. Aber überall stand er sich und den anderen im Wege, und so gab er denn das sogenannte praktische Leben auf. In seinem 36. Lebensjahr erschien sein erstes Buch „Wie ich es sehe". Es erregte Aufsehen und warb eine Gemeinde, die größer ist als man ahnt und die treu zu „P. A.", ihrem feierlichen und dabei doch so liebenswürdig lächerlichen Propheten stand und steht. „Was der Tag mir zuträgt", „Prodromos", „Märchen des Lebens", „Bilderbögen des kleinen Lebens", „Semmering" und „Vita ipsa" sind die Titel seiner Bücher, die alle den gleichen Stil, die gleiche liebevolle und unerhört feingestimmte Anschauungsgabe und den gleichen Menschen zeigen.

Als es in Wien noch ein Nachtleben gab, war Peter Altenberg einer der standhaftesten Bekenner des nächtlichen Wien. Er war in allen Cafés, Bars und Tanzlokalen zu Hause, saß dort mit seinen Freunden, denen er tiefe und groteske Weisheiten über Leben und Liebe, Welt und Weib mit seiner zitternd beschwörenden Stimme zurief. Aber immer war er nur der Zuschauer, und aus den unter der gerunzelten Stirn weit geöffneten Augen blickte das leise, fast ehrfürchtige Staunen des Außenstehenden, des Ueberwinders. Seit diesen erkenntnisreichen Nächten kursiert eine Unzahl von Altenberg-Anekdoten. Sie klingen alle sehr närrisch, und sie alle zeigen einen ganzen Menschen und einen großen Dichter.

Fremdenblatt
9./I. 1919

* (**Peter Altenberg †.**) Nach kurzer Krankheit ist gestern mittags Peter Altenberg im Allgemeinen Krankenhause auf der Klinik des Professors Chvostek gestorben. Altenberg war Montag abends unter Anzeichen einer Bromvergiftung dorthin gebracht worden. Es ergab sich jedoch bald, daß er an einer beiderseitigen Lungenentzündung erkrankt war, die mit Rücksicht auf seinen geschwächten körperlichen Zustand zu ernsten Besorgnissen Anlaß gab. Bei sorgsamster Pflege schien sein Befinden sich bessern zu wollen, doch trat Dienstag abends eine derartige Verschlimmerung seines Zustandes ein, daß mit der Erhaltung seines Lebens nur nach Stunden zu rechnen war. Er verfiel im Laufe der Nacht in Agonie und gestern mittags trat der Tod ein. Die Beerdigung findet Samstag 4 Uhr nachmittags von der Leichenhalle des Zentralfriedhofes, wo die Leiche aufgebahrt wird, aus statt.

Abschied von Peter Altenberg.

Mein lieber Peter,

nun bist du tot, und man hat mich gebeten, etwas über dich zu schreiben. Man erwartet wohl etwas Feierliches, große und klangvolle Worte, wie sie eben ein Freund finden wird angesichts des Todes, angesichts usw.

Aber ich weiß, mein lieber Peter, du erwartest das nicht von mir. Du warst selbst gegen alles Feierliche. In deinen Büchern erscheinst du dem Leser oft pathetisch. Aber wer einmal den Klang deiner Stimme gehört hat — o, welche schöne Stimme hast du gehabt! —, dem erschien deine Schreibweise das Natürlichste von der Welt, direktement nonchalant.

Aber ich soll dich den Leuten erklären. Man weiß von dir nur, daß du bei Tage schliefst und bei Nacht in den Vergnügungslokalen herumsaßest.

Also ein Lump, einer, der sein Geld vergeudet! Aber nein, das warst du nicht; du warst der Sparsamste der Sparsamen. Jeden Morgen, bevor du dich zur Ruhe legtest, zähltest du dein Geld. Ueber jeden Heller konntest du dir Rechenschaft geben. Jeden ersparten Groschen trugst du in die Sparkasse. Und als du einmal — es war in Gmunden — von einem Hoteleinbruch hörtest, da wurde auch der letzte Heller deponiert, und du hast folgendes Telegramm an deinen Bruder aufgegeben:

„Lieber Georg, schicke mir 100 Kronen, habe mein ganzes Geld auf die Postsparkasse getragen und starre nun dem Hungertod entgegen."

Also ein Geizhals. Nein, bei Gott, das warst du nicht. Stets hattest du eine Kleinigkeit für alle die mißhandelten Kinder, von denen P. A. in den Zeitungen erfuhr. Peter Altenberg — 10 Kronen. Das war eine ständige Notiz in den Ausweisen der Kinderschutz- und Rettungsgesellschaft. Und man frage die Kellner, Marköre und Stubenmädchen. Nein, kein Kavalier gab größere Trinkgelder, als P. A. Und wenn es sich darum handelte, jemandem eine Herzensergießung rasch zukommen zu lassen, dann wurde der Hausdiener in der Nacht aufgeklingelt, und er mußte ein zehn Seiten langes Telegramm am Hauptamt aufgeben, für das die hundert Kronen fast aufgingen, die er von dir mitbekam. Inhalt: Ich liebe dich! Aber auf Altenbergisch.

Also doch ein Verschwender! Nein, denn die letzten zwei Jahre hast du nur von Kartoffeln, drei Portionen täglich, gelebt, weil du es für eine irrsinnige Verschwendung gehalten hast, zehn Kronen für eine Fleischspeise auszugeben.

Also ein Genügsamer, dem alles recht war! Nein, das warst du schon gar nicht. Nie hat die Welt vor dir einen empfindlicheren, sensibleren Feinschmecker gesehen als dich. Unter Hunderten von Aepfeln konntest du mit Todsicherheit den köstlichsten herussuchen, nicht mit deinen Händen, nein, mit den Augen. Mit deinen Augen erkanntest du den zarten Krebs, den Nierenbraten. Von jedem Tier aßest du nur das leichtestverdauliche Stück: das Filet. Vom Rebhuhn und Fasan hast du nur das Brustfleisch gegessen; das schwarze Fleisch blieb liegen. Spargel, ja, aber nur den edelsten Solospargel. Und als du einmal, nachdem du den Kellner schon zum drittenmal zurückgeschickt hattest, dir doch den Nierenbraten einreden ließest, da versuchtest du ihn, ließest den Braten stehen, bezahltest ihn und bliebst hungrig. Peter, willst du denn gar nichts essen? — Nein, mein Budget für heute ist bereits erschöpft.

Also warst du genußsüchtig. Denn du warst am liebsten dort, wo Zigeunermusik spielte, Champagner getrunken wurde und die Mädchen tanzten. Also warst du ein Alkoholiker, mein Lieber. Aber nein, kein Mensch hat den Alkohol so tief gehaßt, wie du. Wie die Kinder die bittere Medizin verabscheuen, so graute dir vor Wein und Schnaps, Getränke, die literweise auf deinem Nachttisch standen und von denen du glasweise trinken mußtest, um dir den Schlaf zu verschaffen. Aber bei Tisch hätte es niemand vermocht, dir ein Gläschen Likör einzureden. Bier und Champagner? Als aber das erstere zum Schlafmittel wurde — vierundzwanzig Flaschen für die Nacht —, da mußtest du auch deinen philisterhaften Stammtischschoppen aufgeben.

Also waren es die Frauen, die dich hinzogen. Aber du saßest in einem Winkel und sprachst mit Freunden und kümmertest dich nicht um die Mädchen. Der Walzer war dir verhaßt. Nur wenn eine amerikanische oder englische Melodie ertönte, da konntest du zuhören, begeistert zuhören und mitsingen. Wie eine Oboe klang deine Stimme, manchmal gefiel dir auch ein Mädchen. Aber reden wolltest du mit ihr nicht. Mit deinen Augen wolltest du sie genießen — jedes Wort, das sie sprach, brachte dir eine Enttäuschung.

Also warst du ein Weiberfeind? Ja und nein. Aus deinen Büchern wollten die Leute herausgelesen haben, daß du der letzte Troubadour seiest. Wie enttäuscht waren sie, wenn sie dich sprechen hörten. Denn du konntest die Frau, du, der du eine Frauenseele in deinem Männerkörper trugst. Eine perverse Frauenseele allerdings, so daß für die Welt alles in Ordnung schien. Nur dein Verhältnis zu den Kindern mußten sie mißverstehen. Sie wußten nicht, daß es ein weibliches, mütterliches Verhältnis war.

Weiblich war deine peinliche Ordnungsliebe, deine Reinlichkeitsliebe für deine Sachen. Deine Wohnung ist rührend, und ich fordere Wien, die Stadt Wien auf, diese Wohnung im Museum der Stadt Wien unterzubringen. Diese Kammer, in der P. A. gehaust hat, wird doch noch Platz finden. Die Tapete, die er ausgesucht hat, wird noch aufzutreiben sein. Und alles an die alte gehörige Stelle, samt dem kleinen Weihwasserbecken, dem Rosenkranz und dem Bilde der Muttergottes aus Mariazell um zehn Kreuzer, das ihm das Stubenmädchen mitgebracht hat.

Die Stubenmädchen! Sie werden heute im Grabenhotel alle weinen. Aber auch der Hausdiener. P. A. war ein Tyrann. Aber noch nie wurde ein tyrannischer Herr so geliebt wie dieser, weil er der menschlichste unter allen Tyrannen war.

Habe ich mit diesen paar Zeilen dich den Leuten verständlich gemacht? Ich glaube nicht. Und wenn auch! Keine Stimme wäre stark und mächtig genug, den Wienern begreiflich zu machen, daß seit dem Begräbnistag Grillparzers kein größerer ihrer Söhne zu Grabe getragen wurde.

Adolf Loos.

Die Zeit 9.I.1919

Neue Freie Presse
11. I. 1919

† Hofrat Professor Dr. Friedrich Schauta.

Wien, 10. Januar.

Wenige Monate vor Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres ist heute abend der hervorragende Gynäkolog der Wiener Universität Hofrat Professor Dr. Friedrich Schauta gestorben. Obgleich es in Wiener medizinischen Kreisen bekannt war, daß der ausgezeichnete Gelehrte bereits seit geraumer Zeit kränkelte und es seiner näheren Umgebung und seinen Freunden kein Geheimnis war, daß die Arterienverkalkung, an der Schauta laborierte, seinen Zustand bedrohlich erscheinen ließ, kommt die Nachricht von seinem Tode überraschend und erschütternd.

Mehr als 27 Jahre hindurch hat Schauta als Nachfolger Karl v. Brauns an der Wiener Universität gewirkt und der große Ruf der ersten gynäkologischen Klinik, der seinem Vorgänger zu danken war, ist unter ihm ungeschmälert geblieben, ja noch erhöht worden. Schauta war ein gebürtiger Wiener und hat in Wien, Innsbruck und Würzburg seine Universitätsstudien absolviert. Bevor er an der Wiener Universität lehrte, ist er an den Hochschulen in Innsbruck und in Prag, an der letzteren als Nachfolger Breisky's tätig gewesen. Schauta hatte auch eine ungemein ausgebreitete Privatpraxis und seine frauenärztliche Hilfe wurde in den vornehmsten Kreisen der Stadt nach Gebühr geschätzt.

Die Krankheit Schautas hatte vor ungefähr sieben Wochen eine gefährliche Wendung angenommen, und alle ärztliche Kunst erwies sich als erfolglos. Hofrat Professor Dr. v. Oriner, Dr. Ritter v. Steinitzer und Schautas langjähriger Assistent Dr. Frankl mußten sich damit begnügen, die Leiden des Patienten möglichst zu mildern.

Am Sterbelager Schautas standen seine Schwester, Frau Stöhez und seine Nichten, die Töchter des verstorbenen Chemikers Hofrat Professor Skraup. Ueber die Leichenfeier Schautas sind bisher noch keine Bestimmungen getroffen worden.

Reichspost

12. II. 1919

K. k. Bezirksschulrat Wien.

— **Ein Ehrengrab für Peter Altenberg.** Nach einem Antrage des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner beschloß der Stadtrat in seiner heutigen Sitzung, dem verstorbenen Wiener Dichter Peter Altenberg ein Ehrengrab des Zentralfriedhofes zu widmen.

Reichspost
12. I. 1919

110

K. k. Bezirksschulrat Wien.

Widmung eines Ehrengrabes für Hofrat Schauta. Der Stadtrat hat heute nach einem Antrage des Bgm. Dr. Weiskirchner beschlossen, dem gestern in Wien verstorbenen Professor der Gynäkologie, Hofrat Dr. Friedrich Schauta, ein Ehrengrab am Zentralfriedhofe zu widmen.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Frau **Lina Stöber** gibt im eigenen und im Namen ihrer Schwester, **Hermine Baronin L'Estocq**, sowie aller übrigen Verwandten schmerzerfüllt die traurige Nachricht von dem Hinscheiden ihres geliebten Bruders, beziehungsweise Schwagers, Onkels, Grossonkels und Urgrossonkels, des Herrn

Hofrat Dr. Friedrich Schauta

o. ö. Universitätsprofessors, Vorstandes der I. Universitäts-Frauenklinik in Wien usw.

welcher am 10. Januar 1919 um ¼7 Uhr abends nach langem, qualvollem Leiden, versehen mit den Tröstungen der heiligen Religion, im 70. Lebensjahre verschieden ist.

Der teure Verstorbene wird Sonntag den 12. d. M., präzis 2 Uhr nachmittags, vom Trauerhause: VIII., Alserstrasse 45, aus in die Pfarrkirche zur Allerh. Dreifaltigkeit (VIII., Alserstrasse) überführt, um ¼3 Uhr nachmittags feierlich eingesegnet und sodann auf dem Zentralfriedhofe in einem von der Stadt Wien gewidmeten Ehrengrabe beigesetzt.

Die heilige Seelenmesse wird Dienstag den 14. d. M. um 10 Uhr vormittags in obgenannter Pfarrkirche gelesen werden.

Wien, am 11. Januar 1919.

Für die Teilnehmer am Leichenbegängnisse wird ein Sonderzug der städt. Strassenbahnen Ecke Garnisongasse und Universitätsstr. bereitstehen.

Neue Freie Presse 12.I.1919

Neue Freie Presse
14./I. 1919

112

Oberinspektor der Staatsbahnen i. P. **Ludwig Bossler** gibt im eigenen wie im Namen sämtlicher Verwandten Nachricht von dem am 9. Januar erfolgten Ableben seiner lieben, guten Schwester

Marie Baronin Bruck.

Die Einsegnung wird Sonntag den 12. d. M. um 3 Uhr nachmittags in der eigenen Wohnung, Lessingstrasse 14, und darauf die Beisetzung im Familiengrabe auf dem evangelischen Friedhofe stattfinden.

Statt jeder besonderen Anzeige.

Städt. Bestattungsanstalt, Graz, Grazbachgasse 43.

Hofrat Professor Schauta.

Von Primararzt **Dr. Edmund Waldstein.**

Vor etwas mehr als 25 Jahren, damals Student der Medizin, sah ich Schauta zum erstenmal. Schauta war ein Lehrer wie wenige. Mit dem Operationsmantel angetan, trat er in den dicht gefüllten Hörsaal, berichtete in kurzen Sätzen über die Vorkommnisse an seiner Klinik und schilderte das, was sich abgespielt hatte, in so anschaulicher Weise, daß der Student das ganze Getriebe der Klinik mitzuerleben glaubte, die Geistesarbeit, die diesem zugrunde lag, im Geiste miterlebte. Nach diesen sich täglich wiederholenden Referaten stellte Schauta Fälle vor, Schulfälle und solche von besonderer Eigenart, unterwies die Studenten in den Untersuchungsmethoden, lehrte das Wesentliche vom Unwesentlichen trennen, führte durch logisches Zusammenfügen der charakteristischen Momente das geistige Gebäude auf, als das schließlich die Krankheit vor den Augen seiner Hörerschaft erschien. Nur das unbedingt Charakteristische des Falles, das differential-diagnostisch Bedeutungsvolle wurde scharf hervorgehoben, zum Aufbau verwendet; individuelle Nebensächlichkeiten wurden beiseite gelassen.

Schauta lehrte nicht nur sein Fach, er lehrte das Erfassen medizinischer, ja überhaupt naturwissenschaftlicher Probleme. Die Methodik ärztlicher Arbeit, die Schautas Schüler mit ins Leben nahmen, gehörte zum wertvollsten Gut, das sie zu selbständigem Urteilen und Handeln in ihrem künftigen Beruf befähigte.

Auf seinen weiteren und engeren Schülerkreis wirkte er mit der Macht einer urwüchsigen Persönlichkeit, die ihn zum Pfadfinder und Alleingeher befähigte; er verstand es, jung zu bleiben, seinen Blick auf das Neue und Neuzuschaffende zu richten. Darin lag die große Anziehungskraft, die er auch auf die Jugend ausübte. Das Gewöhnliche, Konventionell-Phrasenhafte war oft die Zielscheibe seines Angriffes in Rede und Wechselrede. Vor beiläufig Jahresfrist noch hat Schauta in einer ärztlichen Versammlung gelegentlich der Aussprache über Scheinindikationen zur Vornahme von Schwangerschaftsunterbrechungen und deren polizeilicher Bekämpfung das erlösende Wort gesprochen, indem er die aufgerollte Frage als eine Teilerscheinung menschlich komplizierter und menschlich zu erfassender Verhältnisse hinstellte.

Schauta hatte einen ungewöhnlich schönen Vortrag, wobei der Zweck: Lehren und Ueberzeugen, ihm die Worte gab; Schauta war ein schlagfertiger vornehmer Debatter; sein ihm eigenes Gebiet waren jedoch nicht Worte und Theorien, seine Werkstatt war das Operationszimmer und das Krankenhaus.

Schauta, 1849 geboren, entstammt einer Wiener Patrizierfamilie. Sein innerer und äußerer Mensch waren von echtem, kernigem Wienertum erfüllt; im persönlichen Verkehr von vornehm zurückhaltender Bescheidenheit, anregend, froh, witzig, urwüchsig in seinen Anschauungen, übertrug er die temperamentvolle Kraft seines Wesens auf seinen Beruf in der Weise, daß er sich vor allem der aufstrebenden operativen Seite der Geburtshilfe und Gynäkologie hingab. Ende der siebziger Jahre war er es, der als damaliger Assistent von Späth den ersten Kaiserschnitt in Wien nach italienischem Vorbild ausführte. Gern gedachte Schauta auch noch in späteren Jahren, da schon Serien tausender Bauchschnitte von ihm ausgeführt waren, jenes schweren ersten Falles, mit dem er die Grenze der konservativen — wie er sie auch gern nannte „zusägenden" — Behandlungsweise überschritt, um sich im Reich chirurgischen Handelns zu betätigen. Hier war er Pionier und Pfadfinder. Manuell technisch sehr begabt, konnte er sein tatenfrohes Ich in den Kampf gegen Leid und Krankheit stellen. Ursprünglich Autodidakt auf chirurgisch-gynäkologischem Gebiet, suchte er Förderung bei A. Martin, dem er auf neu erschlossenen Bahnen chirurgischen Handelns folgte, mit dem er im Ausbau spezifisch gynäkologischer Operationsmethoden wetteifernd, in neidloser Freundschaft verbunden blieb.

1883 wurde Schauta nach Innsbruck, 1887 nach Prag, 1891 als Nachfolger Karl v. Brauns nach Wien berufen. In diese Zeit fallen Schautas Arbeiten „Ueber operative Geburtshilfe", ein Werk von mustergültiger Erschöpfung des Stoffes und klarer Darstellung, sowie seine Bearbeitung der Beckenanomalien in Peter Müllers Handbuch. Durch diese Veröffentlichungen war Schautas Weltruf begründet, den er durch eine sehr große Anzahl wertvoller Publikationen noch erhöhte. Kaum ein Kapitel der Geburtshilfe und Frauenheilkunde blieb von Schauta unberührt, sei es, daß er persönlich oder durch seine Schüler dazu Stellung nahm. Seine Tatenlust war schier unbegrenzt; in Innsbruck, Prag und Wien bezog er veraltete Räume und schuf an den drei Stätten seines Wirkens neue mustergültige Anstalten. Alle Widerstände, und deren gab es viele, überwand er und freute sich dessen mit der Freude an der zum Ziel geführten Sache.

Mit Schauta ist eine Persönlichkeit gestorben, die das Leben in seinen Härten, in seinen Freuden kannte und genoß. Dem Gelehrten, wie dem Menschen ein ehrendes Andenken!

Die Zeit 14/7. 1919

Die Zeit
K. k. Bibliothek Wien.

15./I. 1919

114

Ex-Kaiser Karl.

Mitteilungen über seine jetzige Lebensführung.

Aus Budapest, 14. d., wird uns telegraphiert:

„Budapesti Hirlap" veröffentlicht interessante Mitteilungen über die Lebensweise des gewesenen Monarchen, die der Wiener Redakteur des Blattes von einer eingeweihten Persönlichkeit erhielt. Hiernach entspricht die Nachricht den Tatsachen, daß Ex-Kaiser Karl krank sei. Mitte Dezember erkrankte er an spanischer Grippe, nachdem einige Tage vorher seine vier ältesten Kinder bereits die Krankheit bekommen haben. Zu Weihnachten erkrankte auch das jüngste Kind Karl Ludwig. Während die Kinder des Ex-Kaisers sehr bald genasen, ist er selbst noch immer krank. Wenn auch die Fieberzustände nachgelassen haben, ist sein Organismus von einer außerordentlichen Schwäche befallen. Am Neujahrstag machte er einen Versuch, das Bett zu verlassen, fiel jedoch vor Schwäche ohnmächtig zusammen, nachdem er einige Schritte im Zimmer gemacht hatte. Infolgedessen hütet er seitdem das Bett. Nach Ansicht der Aerzte haben die außerordentlichen Strapazen der letzten Zeit, insbesondere die Aufregungen im Monat Oktober und November, seine Nerven zerrüttet. Bei schönem Wetter wird das Bett des Kranken zum Fenster geschoben. Sonst verbringt er den ganzen Tag mit Lesen.

Der gewesene Monarch empfängt fast niemanden. Es erscheinen höchstens ein oder zweimal Mitglieder seiner früheren engsten Umgebung, die jedoch mit Politik nichts zu tun haben. Er empfing nicht einmal die zur Abschiedsaudienz erschienenen Mitglieder der Regierung Lammasch, auch den gewesenen Kriegsminister Stöger-Steiner nicht. Selbst der ehemalige Kabinettschef Dr. Seidler wurde von ihm nicht empfangen, als dieser sich zum Abschied meldete. Seit seiner Abdankung, seit dem 11. November, verkehrt er nur mit seiner Familie.

Verschlimmerung im Befinden.

Wie die „Deutschösterreichischen Mitteilungen" von einer der Umgebung des Ex-Kaisers nahestehenden Persönlichkeit erfahren, ist in dem Befinden des Ex-Kaisers Karl in den letzten Tagen eine wesentliche Verschlimmerung eingetreten. Ex-Kaiser Karl, der bekanntlich an einer schweren Grippe erkrankt war, ist kurz nach Weihnachten neuerlich erkrankt und seit zwei Wochen wieder bettlägerig. Neben starken katarrhalischen Erscheinungen und Fieber macht sich eine allgemeine Körperschwäche geltend, deren Wirkungen um so fühlbarer sind, als Ex-Kaiser Karl während seiner schon geraumen Zeit andauernden Krankheit und infolge des damit verbundenen Zwanges, das Bett hüten zu müssen, von einer tiefen Gemütsdepression befallen wurde.

Fremdenblatt

17. I. 1919

Die Haft Mackensens.

Wie wir von authentischer Seite hören, befindet sich Generalfeldmarschall Mackensen nicht, wie gemeldet wurde, in Belgrad, sondern er ist in strenger Haft auf Schloß Futak bei Ujvidek (Neusatz), welches dem Grafen Chotek gehört, festgehalten.

Es handelt sich nicht um eine bloße Internierung, sondern um eine eigentliche Haft. Das Schloß ist von fünfhundert Spahis bewacht und niemandem erlaubt, es zu betreten. Generalfeldmarschall Mackensen darf nur in einem durch ein Drahtgitter abgesperrten Raum freie Luft schöpfen. Es ist dem Generalfeldmarschall untersagt, mit irgend jemandem zu sprechen, ohne Anwesenheit des wachthabenden Offiziers.

Wie uns hiezu aus Budapest von besonderer Seite mitgeteilt wird, ist die strenge Behandlung auf Anregung des Grafen Karolyi und des ungarischen Kriegsministers erfolgt. Es wurde nämlich in maßgebenden ungarischen Regierungskreisen befürchtet, daß bei der großen Popularität des Generalfeldmarschalls Mackensen eine Bewegung gegenrevolutionärer Natur zum Durchbruch kommen könnte, die sich des Generalfeldmarschalls Mackensen bedienen würde. Diese Befürchtung veranlaßte den Grafen Karolyi, bei den Franzosen darauf zu dringen, Mackensen unschädlich zu machen, da seine Anwesenheit eine Gefahr bedeute. Die französischen Offiziere, welche den Befehl erhielten, die Verhaftung Mackensens vorzunehmen, verhehlten diesem gegenüber nicht ihren Unwillen über diese Maßregel.

Milit. Wr. Extrablatt

Fremdenblatt

20.I.1919

Erzherzog Ludwig Viktor †.

Salzburg, 19. Jänner. (Tel. d. „Fremden-Blatt".) Gestern abends ist der jüngste Bruder des Kaisers Franz Joseph Erzherzog Ludwig Viktor in der Einsamkeit des Schlosses Kleßheim bei Salzburg, das der Erzherzog schon seit einer Reihe von Jahren mit dem Palais auf dem Schwarzenbergplatz in Wien, in das das Militärkasino übersiedelt ist, als Wohnsitz vertauscht hatte und das er seither nur zu Besuchen in Salzburg und in der nächsten Umgebung verlassen hat, gestorben.

Erzherzog Ludwig Viktor war am 15. Mai 1842, nach Erzherzog Franz Joseph, Erzherzog Ferdinand Max und Erzherzog Karl Ludwig, als vierter Sohn des Erzherzogs Franz Karl und seiner Gemahlin Erzherzogin Sophie geboren. Die militärische Karriere begann er als Oberleutnant im Dragoner-Regiment Kaiser Franz Joseph Nr. 3; am 16. Jänner 1860 wurde er Oberstinhaber des 65. Infanterie-Regiments, am 23. Juli 1865 Generalmajor, am 1. November 1884 Feldmarschalleutnant, hierauf noch General der Infanterie. In jungen Jahren hatte sich der Erzherzog dem administrativen Dienste gewidmet und zwei Jahre bei der Statthalterei in Salzburg gearbeitet. So lange der Erzherzog in Wien sein Palais auf dem Schwarzenbergplatz bewohnte, gehörte er zu den populärsten Erscheinungen der Stadt. Er hatte großes Interesse an der Kunst, war in allen Ausstellungen zu sehen und übte als Schutzherr vieler Vereine eine weitgedehnte Tätigkeit. Seit 1904 wohnte der Erzherzog beständig in Kleßheim. Sowohl seinen Wiener Hofstaat, als seinen Hofhalt in Salzburg hatte er aufgelöst. Veranlassung war ein tiefer Zwiespalt zwischen dem Erzherzog und Kaiser Franz Joseph, der damit endete, daß der Kaiser kraft seiner Befugnisse als Chef des Hauses die Verbannung des Erzherzogs aus Wien aussprach. Erst nach geraumer Zeit erfolgte seine Versöhnung, und der Kaiser kam von Ischl nach Schloß Kleßheim, um dem Bruder die Hand zur Versöhnung zu reichen. Trotzdem blieb der Erzherzog auch in Zukunft in der Abgeschiedenheit des Kleßheimer Schlosses. Zu seinem Kreise gehörten Fürst Wrede, der Tiermaler Franz v. Pausinger und Baronin Gerstäcker, die ehemalige Erzieherin der Erzherzogin Marie Valerie, dann der Priester Schroll von der Domkirche. Nach Salzburg kam er nie, da seine Beziehungen auch zu der Familie des Großherzogs von Toskana gespannt waren. Auch auf alle seine Würden hat der vormalige Erzherzog zur Zeit der Auflösung seines Hofhaltes verzichtet und nur das Protektorat über den Salzburger Kunstverein beibehalten. Der Erzherzog war schon seit langer Zeit sehr kränklich; auch bei dem Tod des Kaisers Franz Joseph ist er nicht nach Wien gekommen. Im Herbste v. J. machte er eine schwere Lungenentzündung durch. Sein plötzlicher Tod scheint eine Folge der damaligen Erkrankung zu sein.

Erzherzog Ludwig Viktor ist unvermählt geblieben.

Die Einsegnung findet Dienstag vormittags statt, worauf die Leiche nach Siezenheim überführt wird, wo die Beisetzung in einer vom Verstorbenen schon vor Jahren angekauften Grabstätte erfolgt.

Neues Wiener Tagblatt
20. I. 1919

* **(Der frühere Erzherzog Ludwig Viktor gestorben.)** Am 18. d. ist auf Schloß Klesheim bei Salzburg der frühere Erzherzog Ludwig Viktor, der jüngste Bruder des verstorbenen Kaisers Franz Josef I., im 77. Lebensjahre gestorben. Er ist in der Oeffentlichkeit seit vielen Jahren nicht mehr hervorgetreten, besonders nicht in Wien, das er seit vielen Jahren infolge eines Zwistes mit seinem kaiserlichen Bruder und wegen verschiedener unliebsamer Zwischenfälle meiden mußte. Sein Hofhalt in Wien sowie in Salzburg wurde aufgelöst und er lebte zurückgezogen auf seiner Besitzung Klesheim, die er nur selten verließ. In jungen Jahren hatte Ludwig Viktor bei der Statthalterei in Salzburg Dienst getan, wurde 1860 Oberstinhaber des Infanterieregiments Nr. 60 und im Jahre 1884 zum Feldmarschalleutnant ernannt, obwohl sein Interesse für militärische Dinge nicht besonders rege war. Seit längeer Zeit kränkelnd, machte der nun Verstorbene im vergangenen Herbst eine Lungenentzündung durch, von der er sich nicht mehr erholen konnte. Nach Salzburg kam der frühere Erzherzog nie, da seine Beziehungen auch zu der Familie des Großherzogs von Toskana gespannt waren. Auch auf alle seine Würden hat der vormalige Erzherzog zur Zeit der Auflösung seines Hofhaltes verzichtet. Die Einsegnung der Leiche findet morgen Dienstag vormittag statt, worauf sie nach Siezenheim überführt wird, wo die Beisetzung in einer vom Verstorbenen schon seit Jahren angelegten Grabstätte erfolgt.

Neue Freie Presse

20. I. 1919

119 20

Einleitende Rede zur Konstituierung des Vereines „Reichenbach".

Das Schwabenland lieferte Wien im vorigen Jahrhundert zwei wissenschaftliche Geistesheroen, Gall und Reichenbach. Ersterer eine wissenschaftliche Größe von Shakespeare-Niveau, hat als erster den Bau und das Wesen des Seelenorgans, des Gehirns, und von dessen Hülle, dem Schädel, zur Höhe der richtigen Erkenntnis gebracht und dadurch eine Umwälzung der Seelenkunde bewirkt. Er mußte, des Materialismus verdächtigt, aus Wien flüchten und war durch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode in Deutschland und Wien versemt, bis es bei der Schaffung der Kriminalanthropologie gelegentlich von Wien aus gelang, ihn auf das hohe Piedestal zu stellen, wie es ihm gebührt.

Reichenbach geriet, fast zufällig, auf eine der größten Errungenschaften der höheren Erkenntnislehre, nämlich zu dem Satze, daß aus jeder Materie ätherfeinste Ausstrahlungen stattfinden.

Ich kam zu diesem Satze auf anderem Wege, zur Zeit als die Wissenschaft in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unvergleichlich mehr durch die Auffindung zahlreicher Strahlungsphänomene, besonders bei der Radioaktivität, viel besser vorbereitet war. Ich ging von der souveränen Lehre der Atomistik aus, die von den großen griechischen Philosophen Leukipp und Demokrit begründet wurde, und welche aussprach, daß jede Materie (Stoff) aus feinsten Teilchen (Atomen) besteht, welche untrennbar mit Kraft (Energie) ausgerüstet ist und sich in fortwährender Bewegung befinden. Diese untrennbare Dreieinigkeit der alten Lehre wurde durch die genannten Fortschritte verfeinert und erweitert. Das Wegschwingen feinster Teilchen von der Oberfläche jeder Materie ist eine natürliche und notwendige Folgerung dieser Tatsachen und Anschauung. Es kam mir bald in Erinnerung, daß dieser Satz von Reichenbach in seiner Odlehre bereits ausgesprochen ist, und ich entschloß mich, die große Leistung des Meisters zu Ehren zu bringen und dies soll auch der neue Verein leisten.

Die größte Schwierigkeit bestand für Reichenbach und seine Kritiker darin, daß er auf Aussagen „Sensitiver", die noch dazu meist pathologisch waren, angewiesen war und es muß uns zur Verwunderung hinreißen, wie er durch Ausdauer und kritische Sichtung zur Festlegung der Erscheinungsgesetze kam. Auch wir sind heute noch auf die Mithilfe Sonderbefähigter, aber gesunder angewiesen. Aber die Reaktionen von Rute und Pendel sprechen selber. Die große kulturelle Bedeutung der Emanationslehre besteht in erster Linie darin, daß wir die Zirkulation von Stoff und Energie im Weltall begreifen, da alle Gebilde sich in ununterbrochenem Auf- und Abbau befinden und eine allgemeine Beziehung unter ihnen besteht. (Gesetz von Mach.) Dieser Auf- und Abbau hängt im hohen Grade von den Aus- und Einstrahlungen der ätherfeinen Teilchen ab.

Auf Emanationstatsachen beruht die Möglichkeit, die unter der Oberfläche befindlichen Naturschätze mittels der Rute aufzufinden und besonders die Wasserförderung auf dieser Weise ist eine seit Jahrtausenden bekannte Erfahrungstatsache. Durch die Rute hat Oberstleutnant Beichel es ermöglicht, daß täglich bis zu 20.000 Tonnen gesunden Wassers der Armee an der Südwestfront zugeführt werden konnten. Auch Kohle, Erze und Petroleum usw. können und sind durch die Rute gefunden und erbohrt worden, und bei gehöriger Ausnützung wird das verarmte Europa wieder blühend werden. Das Beispiel der Errungenschaften in Deutschland gerade in der letzten Zeit ist im Emanationsphänome ist die Kunstgeschichte, das von

Eine andere wichtige Leistung auf der Basis der Emanationslehre ist die klinisch-diagnostische, da wir krankhafte Prozesse und deren Natur erkennen können, die zu rechtzeitigen Eingriffen führen können. Wenn die internationale Gemeinschaft der wissenschaftlichen Arbeit wieder hergestellt sein wird, dann wird diese Wiener Leistung bald

Eine Gedenkfeier für Reichenbach.

Am Sonntag den 19. d. waren es 50 Jahre, daß ein bedeutender, aber von der Allgemeinheit fast vergessener Naturforscher aus dem Leben schied. Freiherr Dr. Karl von Reichenbach war eine der volkstümlichsten Wiener Gestalten, aber — wie dies eben beim Volk oft der Fall ist — weniger durch seine von der Wissenschaft anerkannten Leistungen als durch sein „Od" und seine „Sensitiven" stadtbekannt. Ungefähr um dieselbe Zeit, in der die Märzrevolution einsetzte, trat Reichenbach mit seiner neuen Entdeckung eben dieses „Ods" hervor und es gelang ihm alsbald, deutsches Land und Ausland dafür zu interessieren, aber nicht, den darob entfachten Streit siegreich zu Ende zu führen. Voll der bittersten Enttäuschung schied er im Jahre 1869 von dieser undankbaren Erde.

Wie ist es zu diesem unglückseligen Ausgang seiner heißesten Bestrebungen gekommen? Ist Reichenbach von seiner Zeit als Naturforscher überschätzt worden und hat erst seine letzte Verirrung, das „Od", seine Unfähigkeit gezeigt? Nein, Reichenbach hat als Botaniker sowohl wie als Chemiker und Schrittmacher der Industrie dauernde Werte hinterlassen, und dies wird auch heute restlos anerkannt, trotzdem bereits seit 50 Jahren von seiner Odlehre kaum mehr die Rede war. Es bleibt so ein Widerspruch offen, und es hat seinen besonderen Reiz, in diese Frage tiefer einzudringen; anders wäre es auch nicht verständlich, daß, wie es am Gedenktag selbst geschehen ist, sich eine akademische Versammlung im Hörsaal der Poliklinik einfand, um einen Verein „Reichenbach" eigens zu dem Zwecke zu gründen, um den Inhalt seiner Odlehre gründlich und kritisch nachzuprüfen. Der Verein ging von der Erwägung aus, daß die sonst so vielfältig erprobte Beobachtungsfähigkeit eines Mitgliedes unserer Akademie der Wissenschaften, eines Geologen, dessen Forschungen sich erst in den letzten Jahren wieder glänzend bewährt haben, eines Chemikers, der so wichtige neue Produkte wie Paraffin, Kreosot usw. herstellte, — kurz, daß Reichenbachs Glaubwürdigkeit im wissenschaftlichen Sinne auch nicht so unvermittelt versagt haben konnte, wenn er sich auf ein bisher fremdartigeres Gebiet begab. Er ist nicht ohne maßgebende Anerkennungen geblieben; immer fand sich dieser oder jener urteilsfähige Gelehrte, der seine Ergebnisse verteidigte, aber bei der Eigentümlichkeit dieses Gegenstandes ist es schließlich doch dazu gekommen, daß er unterlag.

Das so heftig umstrittene „Od" war nach Reichenbach eine „neue Naturkraft", die allem und jedem Körper innewohnte, die besonders an den Lebewesen zutage trat, und von den „Sensitiven" unter der Form von Gesichts-, Geschmacks- und Tasteindrücken wahrgenommen werden konnte, wenn man von ihnen die störenden Einflüsse des Tageslichtes abhielt. Die Sensitivität war nach Reichenbach zwar in gewissem Grade jedem Menschen eigen, aber den Sensitiven im engeren Sinne doch in nennenswert erhöhtem Maße. Hunderte von solchen Sensitiven, viele Nervenkranke unter ihnen, aber auch zahlreiche Gesunde, hat Reichenbach in seiner zweifachen Dunkelkammer im Untergeschoß seines Schlosses am Kobenzl auf ihre Odempfindlichkeit geprüft und in zahllosen Paragraphen ihre übereinstimmenden Aussagen zu einem System der Odlehre vereinigt.

Heute klingt es uns schon in gewissem Maße als selbstverständlich, daß „alles strahlt". Damals war noch nicht von Emanationen oder Radioaktivität die Rede; Reichenbach warf seine Saat auf harten, unvorbereiteten Boden. Heute wissen wir auch, dank der differentiellen Psychologie, daß die Grenzen menschlicher Sinnesempfindlichkeit äußerst veränderliche sind, daß wir Menschen keineswegs alle das gleiche Weltbild durch die Sinne empfangen, sondern jeder ein anderes. Reichenbachs „Sensitive" könnten heute mit ungleich größerer Gelassenheit als eine allfällige extreme Spielart übernormal Empfindlicher in Betracht gezogen werden, und dies wird wohl auch die Reichenbach-Vereinigung mit ihren dem Begründer der Odlehre weit überlegenen wissenschaftlichen Experimentalmitteln tun. Ihre Hauptbestrebung dürfte wohl darauf gerichtet sein, so wie man dies fürs unsichtbare Ultraviolett und Infrarot getan hat, auch das fragliche Od aus dem subjektiven Gesichtskreis der Sensitiven in den objektiven Bannkreis unserer chemisch-physikalischen Behelfe herabzuholen und die Aufzeichnung der für das Durchschnittsauge dunklen Vorgänge in den Bereich selbsttätig arbeitender Registrierinstrumente zu rücken.

Prof. Benedikt hat eine Anregung in diesem Sinne gegeben und es ist zu hoffen, daß es der Vereinigung recht bald gelingen möge, Klarheit in der Reichenbach-Frage zu schaffen.

Dr. F. Wehofer.

Die Zeit 22. Apr. 1919

24. I. 1919

121

Meine Rolle vor dem Kriege.

Von **FM. Graf Conrad v. Hötzendorf.**

Wien, 23. Januar.

„Danzers Armeezeitung" (Herausgeber Major v. Horstenau) bringt in der am 24. d., abends, erscheinenden Nummer nachfolgenden Artikel, den FM. Conrad v. Hötzendorf auf Einladung des Blattes geschrieben hat:

Wer jetzt noch nicht erkennt, daß die Entente zielbewußt seit Jahren auf die Zertrümmerung Deutschlands und des mit ihm verbündeten Oesterreich-Ungarn hingearbeitet hat — der ist entweder blind oder er will nicht sehen.

Wer heute noch glaubt, daß ein einzelner eine solche epochale Bewegung, wie der Weltkrieg es ist, herbeiführen oder verhindern kann, der verkennt die großen bewegenden Kräfte des Staaten- und Völkerlebens.

Die großserbische Frage war der Angelpunkt für das Einsetzen der feindlichen Mächte.

Sie konnte nur innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie oder gegen diese gelöst werden.

Das erstere geschah nicht, bis schließlich der Monarchie das Messer an die Brust gesetzt wurde und dies zu einer Klärung drängte — weil sonst die großserbische Propaganda Dimensionen angenommen hätte, bei welchen die Monarchie wehrlos geworden wäre, indem diese Propaganda auch in der Armee die slawischen Elemente verseucht hätte.

Wäre das Ultimatum restlos von Serbien angenommen worden, so hätte diese Annahme das Prestige der Monarchie und damit den Einfluß auf die eigenen Slawen gehoben und sie von staatsfeindlicher Haltung abgehalten.

Ein Hinausschieben dieses Auftretens gegen Serbien oder ein Verzichten darauf hätte den Krieg nicht verhindert, sondern nach einem Jahr oder zweien die sichere Folge gehabt, daß Russen und Serben in Budapest und Wien erschienen wären und wahrscheinlich auch Italiener, da Italien dann gleich von Haus aus eingegriffen hätte — während es 1914 militärisch noch nicht bereit war.

Es ist jetzt Mode geworden, vor den Feinden, die uns zertrümmert haben, zu kriechen und der Entente sich dadurch gefällig zu machen, daß man die Schuld von ihr ab auf die eigenen Leute zu wälzen trachtet; — es ist dies besonders bedauerlich, wenn dies von Deutschen geschieht — da es sich ja doch auch um die Zertrümmerung des Deutschtums gehandelt hat, — also jene Männer betrifft, die sich für letzteres ebenso eingesetzt haben, wie für das alte Reich Oesterreich-Ungarn.

Man wirft den beiden Reichen (Deutschland und Oesterreich-Ungarn) eigentlich vor, daß sie sich Bundestreue gehalten haben, als sie von allen Seiten bedrängt wurden.

Im übrigen sind verantwortlich nur die Minister; Militärs werden nur fallweise zur Erteilung von Auskünften militärischer Natur beigezogen, — und haben also keine entscheidende Stimme und keine Kenntnis des gesamten diplomatischen Aktenwechsels, speziell dem Chef des Generalstabes gegenüber wurde dieser stets eifersüchtig gehütet.

Abgesehen davon, daß mir eine entscheidende Stimme nicht zukam, wäre es auch vom psychologischen Standpunkt aus grotesk, mir zuzumuten, daß ich einen Krieg vom Zaune gebrochen habe, — da ich vier felddienstpflichtige Söhne hatte, an denen ich mit ganzem Herzen hänge, für deren Leben ich zitterte.

Der Aelteste ist trotz jahrelangem Lungenleiden dreimal ins Feld gerückt, bis er im Kriege gegen Rumänien zum drittenmal rezidiv wurde und dann in Arosa starb.

Der Zweitälteste ist bei Przemysl verwundet worden.

Der Drittälteste hat bei Rawa Ruska den Heldentod gefunden.

Nur der Jüngste ist — abgesehen von einer im Dienste erhaltenen Armverletzung, die ihn gleichfalls auf den Operationstisch brachte — glatt durchgekommen.

Ich muß es aus sachlichen und persönlichen Gründen zurückweisen, aus mir jetzt einen Sündenbock machen zu wollen — ich habe siebenundvierzig Jahre meines Lebens ganz und gar in den Dienst unseres alten Vaterlandes gestellt, stets mit Zurücksetzung meiner privaten Interessen und mir keinen anderen Lohn verlangt, als das Zugeständnis meiner Mitbürger, daß ich nach bestem Können meine Pflicht getan habe.

Gleich 1906 — als ich gegen meinen Willen zum Chef d Generalstabes ernannt wurde — habe ich darauf hingewiesen, d wir einem gleichzeitigen Kriege gegen Rußland, Serbien, Mon negro und Italien nicht gewachsen sind, daß man es also nie do kommen lassen dürfe.

Dem entgegen vertrat die Diplomatie den Standpun daß Italien Bundesgenosse sei, und verließ sich darauf; u zwar nicht nur unsere, sondern auch die deutsche.

Meine Warnung wurde nie akzeptiert; ich habe sie trotzd stets aufrechterhalten.

Als dann die Entente immer enger die Schlinge um u gezogen hatte und wir durch Serbien herausgefordert wurden war die Diplomatie zu einem entscheidenden Schritt gedrängt.

Ich war auch dann nur militärischer Experte, habe solcher erneut auf meinen stets vertretenen Standpunkt hi gewiesen.

Die Frage, ob unser militärisches Verhältnis unser Feinden gegenüber besser werden würde, mußte ich leider mit d Erklärung beantworten, daß ich keine Hoffnung darauf hab könne, weil:

1. die Bewilligung der Mittel für die Armee bei uns we zurückblieb und
2. die nationale Zersetzung in die Armee einzudringen u sich zu verbreiten drohe.

Dagegen war es für mich auf Grund aller Nachrichten kla daß die Feinde rastlos daran arbeiteten, ihre Rüstungen vo Jahr zu Jahr gewaltig zu steigern. Auch auf diese Tatsache muß ich, wann immer ich von Amts wegen gefragt wurde, pflich gemäß hinweisen.

Folgerungen aus meinen Darlegungen zu ziehen, war dan Sache der Politiker.

Ostdeutsche Rundschau 123
26. II. 1919

Kaisers Geburtstag.

Wilhelm von Hohenzollern liegt krank in Holland. Am 27. Jänner hätte das deutsche Volk seinen 60. Geburtstag festlich begangen, wenn der Umsturz nicht dem Kaiserreiche ein Ende gemacht hätte. Dennoch werden an diesem Tage Hunderttausende von Deutschen ihres Kaisers gedenken. Auch bei uns am alten Nibelungenstrome.

Der 20. März 1890 hat viele nationalgesinnte Deutsche in Widerspruch zum jungen Kaiser gebracht, der an diesem Tage den Fürsten Bismarck aus seinen Aemtern entließ. Schon damals wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht an diesem historischen Tage von dem jungen Kaiser ein geschichtliches Unrecht begangen wurde. Heute gibt es wohl keinen vaterländisch gesinnten Deutschen mehr, der sich über diese Frage im Unklaren ist. Denn mit dem 20. März 1890 verließ der junge Monarch die Bahnen, die der Reichsgründer vorgezeichnet hatte, ein neuer Kurs wurde gesteuert — wohin er führte, sehen wir heute schaudernd ...

Und dennoch können wir Wilhelm von Hohenzollern unsere aufrichtige Anteilnahme nicht versagen. Geradezu widerlich und ekelerregend sind die Schmähungen, die von der roten Internationale jetzt ausgestoßen werden gegen den ehemaligen Träger der deutschen Kaiserkrone. Auch die alljüdische Presse, die damals beim Sturze Bismarcks an byzantinischer Kriecherei das Höchste leistete, weil der gehaßte Kanzler der goldenen Internationale nicht mehr die Kreise verderben konnte, gefällt sich jetzt in pöbelhaften Schmähungen des Kaisers. Wir Deutschnationalen haben seine Politik stets bekämpft, aber immer anerkannt, daß Kaiser Wilhelm das Beste wollte und daß er von den reinsten Absichten geleitet wurde. Wir haben die hohen geistigen Fähigkeiten Kaiser Wilhelms stets anerkannt, auch sein vorbildliches echt deutsches Familienleben. Aber die Kunst, den richtigen Mann an das Steuerruder des Staates zu stellen, diese beste Kunst eines weisen Monarchen hat leider dem letzten Hohenzollern gemangelt.

Es ist ein wahrhaft tragisches Geschick, daß Kaiser Wilhelm seinen 60. Geburtstag so einsam, so verlassen, so unglücklich begehen muß. Ein so tief religiöser Mann wie er wird wohl an diesem Tage der Worte gedenken: „Gottes Würfel fallen, wie sie auch fallen, immer auf die rechte Seite." Gegen die Entscheidung unserer Geschichte gibt es keine Berufung. Was helfen dem deutschen Volke heute die herrlichen Siege eines Hindenburg? Was nützt dem Deutschland von 1919 der Heldenmut seiner Landessöhne vier Kriegsjahre hindurch? Russisches Geld hat den Umsturz vorbereitet, deutsche Meuterer haben ihn vollendet. Das Wort Lord Kitcheners ist wahr geworden: Trotz aller gewonnenen Schlachten haben die Deutschen den Krieg verloren. Wer trägt die Schuld, daß die Revolution so leicht gelang? Jene Ratgeber, die im Namen des Kaisers die Geschicke des deutschen Volkes lenkten. Das arme deutsche Volk wurde 1914 von einem Kanzler geleitet, der ahnungslos in dieses Weltenringen taumelte, dem alle Kartenhäuser zusammenstürzten, als England so ganz unerwartet den Krieg erklärte. Der unselige Bethmann war ein Günstling des Kaisers Wilhelm. An dem System Bethmann ist das Deutsche Reich zugrunde gegangen. Schiller läßt es in der „Braut von Messina" aussprechen: Die Diener tragen alle Schuld. An dieses nur zu wahre Mahnwort wird Wilhelm von Hohenzollern an seinem 60. Geburtstage denken ...

Es ist die schwere untilgbare Schuld der Ratgeber des Kaisers, daß sie in diesen Krieg hineingetappt sind, der eine Welt in Waffen gegen Deutschland schuf. Bismarck hätte durch seine vorausschauende Staatskunst die Einkreisungspolitik unserer Feinde zu verhindern gewußt. Wenn sich heute die Franzosen pralerisch brüsten, sie hätten das Bismarckreich durch die Kraft ihrer Kriegskunst in Stücke geschlagen, so kann man darauf nur ruhig erwidern: Wenn die Franzosen allein den Waffengang mit den Deutschen gewagt hätten, so würden die Gallier in wenigen Monden entscheidend aufs Haupt geschlagen worden sein. Selbst Englands Hilfe hätte Frankreich vor dem Untergange nicht gerettet. Aber weil Amerika vom ersten Tage des Krieges an mit Geld, Munition und Lebensmittel unsere Feinde unterstützte, weil Lord Northcliffe ebenfalls vom ersten Tage des Krieges an die Stimmung im deutschen Hinterlande vergiftete, weil dann schließlich unter dem Eindruck der amerikanischen Kriegserklärung und der Propaganda des Lord Northcliffe, unter den Wirkungen der Hungerblockade und dem Wucher der Kriegsgewinner die Stimmung im deutschen Volke gründlich zermürbt war, deshalb darf sich Marschall Foch heute mit dem Siegerdegen schmücken, nur deshalb. Das deutsche Hinterland half Frankreich siegen. Weil die Deutschen ein Volk ohne Politik und ohne Führung waren, deshalb sind sie der feindlichen Uebermacht erlegen. Hätte Kaiser Wilhelm die Bahnen eines Bismarck nie verlassen, so würde er seinen 60. Geburtstag umgeben von einem treuen Volke in Glück und Frieden gefeiert haben.

Gottes Würfel sind gefallen, unser Schicksal ist auf Jahrzehnte hinaus entschieden. Aber wenn wir jetzt den Mann schmähen und beschimpfen, der selbst so schwer am Unglücke der Deutschen trägt, dann beweisen wir nur, daß wir noch immer politisch unreif sind. Deshalb senden wir heute aufrichtige Grüße nach dem stillen Schloß in Holland, in dem der schwergeprüfte Mann weilt. Möge es ihm vergönnt sein, den Aufstieg seines Volkes noch zu erleben! Was er gefehlt, büßt er schwer. Weil er das Beste wollte, wünschen wir ihm von ganzem Herzen, er möge noch einmal das Glück seines von ihm so heiß geliebten deutschen Volkes erleben! Wir gönnen es ihm und uns.

Teut.

Ostdeutsche - Rundschau

26./I. 1919

124

D 26

Dr. Rudolf Sommer †.

Wiewohl Sie in Ihrem geschätzten Blatte unmittelbar nach dem Ableben unseres Freundes und Mitkämpfers Dr. Sommer die Lebensstadien des Verstorbenen kurz gekennzeichnet haben, sei es mir gestattet, zur Erinnerung des leider so früh Dahingeschiedenen einige Worte treuen Angedenkens zu widmen.

Der Tod des Herrn Dr. Sommer hat uns wohl nicht unerwartet, aber deswegen nicht weniger schmerzlich getroffen. Schon im November 1917 mußten die behandelnden Aerzte die traurige Mitteilung machen, daß an eine vollständige Wiedergenesung nicht zu denken sei; trotzdem konnte sich niemand, der die Laufbahn Dr. Sommers von seiner Studentenzeit kannte und verfolgte, mit dem Gedanken vertraut machen, daß die herrliche Gestalt Dr. Sommers für immer aus den Reihen der nationalen Kämpfer geschieden sein sollte.

Herr Dr. Sommer war aus keineswegs günstigen materiellen Verhältnissen hervorgewachsen. Er hatte schon als Mittelschüler, aber auch als Hochschüler einen harten Kampf des Lebens zu führen, doch ragte Sommer schon als Mittelschüler, insbesondere aber als Hochschüler, durch einen tiefen Lebensernst, durch eine hervorragende Befähigung und Tüchtigkeit hervor. Während der Hochschulstudien trat er dem Verein deutscher Studenten aus Nordmähren in Wien als Mitglied bei und zählte nicht nur in den Reihen der nordmährischen Studentenschaft, sondern auch unter der gesamten deutschnationalen Studentenschaft in Wien zu den führenden Persönlichkeiten.

Die bewegten Zeiten der neunziger Jahre brachten ihn selbstverständlich mit Politik in Berührung und er betätigte sich alsbald vor allem in Nordmähren und der heißumkämpften Heimatstadt Olmütz führend an den nationalen und politischen Kämpfen.

Zunächst war sein Betätigungsfeld der Bund der deutschen Nordmährer; dabei unterließ er es nicht, seine nationale und politische Gesinnung alsbald auch schriftstellerisch zu vertreten, so vor allem in der „Ostdeutschen Rundschau" und in dem „Deutschen Nordmährerblatt", welches seit den neunziger Jahren in Olmütz erschien und dessen politische Leitung er zeitweilig vollständig übernommen hatte.

So kam es, daß sein Name nicht nur in nationalen, sondern auch in politischen Kreisen allmählich den besten Klang fand, und daß man es geradezu als selbstverständlich hinstellte, daß Herr Dr. Sommer bei der ersten sich ergebenden Gelegenheit als Volksvertreter ins Parlament einziehen werde. Dies geschah auch, als in der Stadt Troppau im Jahre 1905 eine Nachwahl vorgenommen werden mußte.

Sein vielseitiges, tiefgehendes Wissen, seine ungemein sympathische Persönlichkeit, vor allem aber seine glänzende Beredsamkeit sicherten ihm bald im ganzen nationalen und politischen Leben Deutschösterreichs eine hochgeachtete Stellung, insbesondere auch im Parlament selbst.

Er war ein treues Mitglied der Deutschradikalen Partei, zu deren Stärkung er als Versammlungsredner, insbesondere anläßlich von Neuwahlen, stets Hervorragendes leistete. Dabei wahrte er sich, und das war an Herrn Dr. Sommer dasjenige, was nicht bloß von seinen Parteigenossen, sondern auch den übrigen Politikern so sehr geschätzt wurde, eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit des politischen Denkens.

Dem Getriebe des politischen Parteigetriebes suchte er sich nach Möglichkeit fern zu halten. Wenn er aber in irgendeiner umstrittenen Angelegenheit das Wort ergriff, so drang seine Ansicht zumeist durch und er wußte dabei durch seine vornehme, überzeugende Art eine gute Sache zu vertreten, andere Anschauungen leicht zu seiner Ueberzeugung zu bekehren.

Er war nicht so sehr politischer Führer im engeren Sinne, wohl aber hervorragend ein geistiger Führer in des Wortes bester Bedeutung.

Im Parlament war er bei allen Parteien hochgeschätzt und geachtet. Er widmete sich den Arbeiten des Parlaments stets mit Eifer und Ernst und wußte sich insbesondere durch seine Rednergabe eine Position im „hohen Hause" zu schaffen.

Hervorragendes leistete er im Wehrausschuß, in welchem er anläßlich der Wehrreform Referent war. Er hat damals mit der Tradition der üblichen Militärfeindlichkeit gebrochen und allen Anfeindungen zum Trotze einer besonderen Fürsorge für die Kriegsmacht das Wort gesprochen in der Erkenntnis und Ueberzeugung, daß die Stellung der Monarchie gegenüber den äußeren Feinden am besten durch ein starkes Heer und durch eine tüchtige Marine gesichert sei. **Wie recht Herr Dr. Sommer hatte, haben die späteren Ereignisse leider zu deutlich gezeigt.**

Im Weltkriege holte sich Herr Dr. Sommer anläßlich der bekannten „Affäre Luzi", bei der er knapp der Gefangennahme entronnen ist, ein schweres Herzleiden, das im Oktober 1918 einen Schlaganfall im Gefolge hatte. Die von seinen Freunden ersehnte und erhoffte Wiederherstellung trat nicht ein, im Gegenteil, er wurde noch von zwei weiteren Schlaganfällen getroffen, nach welchen er unrettbar dahinsiechte und am 20. Jänner l. J. seine Erlösung fand.

Mit tiefer Wehmut gedenken die Freunde Dr. Sommers der vielversprechenden Hoffnungen, welche sich an die Persönlichkeit für das deutsche Volk in Oesterreich knüpften.

Dr. Sommer war eine Lichtgestalt mit glänzenden Eigenschaften des Geistes und des Gemütes.

Er hinterläßt besonders in diesen schweren Zeiten eine fühlbare Lücke in der Reihe der nationalen Kämpfer.

Ein treues, ehrendes Angedenken ist ihm bei seinen Freunden und Kollegen gesichert.

Die heimatliche Erde sei ihm leicht!

Fiducit, Dr. Rudolf Sommer! Frithjof.

Ostdeutsche Rundschau
26. I. 1919

125

In Olmütz verschied am 20. Jänner infolge eines Herzleidens, das er sich im Felde zugezogen hatte, unser lieber A. H.

Prof. Dr. Rudolf Sommer

Reichsr. und Ldt. Abgeordneter, Hauptmann des Landst., Besitzer des bronz. und silbernen Signum laudis und des Truppenkreuzes.

Tief betrauern wir den Tod unseres lieben Farbenbruders, der als berufener und bewährter Streiter für die Rechte unseres Volkes und unserer so arg bedrängten Heimat gerade in dieser Zeit der Not uns allen fehlen wird. Ein treues Gedenken ist ihm sicher.

Die Erde seiner Heimat sei ihm leicht.

Für den Verein deutscher Studenten aus Nordmähren in Wien:

Dr. Josef Ballner Dr. Wilh. Maschke

Ostdeutsche Rundschau
28.II.1919

127

Die angebliche „Flucht" Kaiser Wilhelms.

Nach dem 9. November 1918, diesem schwärzesten Tage in der deutschen Geschichte, erhoben die Blätter der roten und goldenen Internationale heftige Anklagen gegen Kaiser Wilhelm, er habe sich durch seine „Flucht" die letzte Sympathie der Bevölkerung geraubt. Nun haben anläßlich des 60. Geburtstages des Kaisers Wilhelm die nationalen Blätter im Reiche den Beweis geführt, wie unschuldig Kaiser Wilhelm in den Verdacht gekommen ist, sich durch eine feige „Flucht" seinen Pflichten entziehen zu wollen. Als Erbe der Hohenzollerntradition wollte der Monarch das Heer auf keinen Fall verlassen. Aber Prinz Max von Baden mit dem „Weltgewissen", diese ohnmächtige Puppe in den Händen der roten Parteiregierung, hatte in Berlin, ohne Wissen des Monarchen, die Abdankung des Kaisers verkündet, um jeden anderen Entschluß unmöglich zu machen. Der Monarch hat erst durch den Fernsprecher erfahren, daß die Regierung in Berlin diesen Entschluß faßte, um einen Bürgerkrieg und blutigen Straßenkampf in Berlin zu vermeiden. General Groener war es, der dem Kaiser nahelegte, weil die Truppen nicht mehr zuverlässig seien, das Heer zu verlassen und sich nach Holland zu begeben.

So ist der wahre Hergang, wie er verbürgt von den Wissenden erzählt wird. Genosse Scheidemann als Reichsregent, hatte den Prinzen Max so bearbeitet, daß dieser willenlos dem Diktat der roten Häuptlinge folgte. Der Kaiser wollte das Heer in Ordnung in die Heimat zurückführen, weil er wußte, welche Zustände in der Heimat eintreten mußten, wenn der Kaiser Heer und Land verläßt. Der Hohenzoller hatte die Lage ganz richtig erkannt: Die Zucht im Heere ist erst zusammengebrochen, als der Kaiser abdankte. Graf Rüdiger von der Goltz, der diese letzten Tage an der Front miterlebte, bringt folgende Aufklärung, die wir auch unseren völkisch gesinnten Lesern in Deutschösterreich bekanntgeben wollen:

Das Bleiben ist Kaiser Wilhelm vom General Groener verhindert worden. Kaum wohl, weil Groener wirklich an keine andere Lösung zugunsten des Kaisers glaubte, als „unter nachdrängendem Feinde in vieltägigen Märschen ohne Verlegung das Westheer zum Bürgerkrieg nach Deutschland zu führen". So etwa lautete die Losung, zu der zahlreiche nach Spaa berufene Regiments-, Brigade- und Divisionskommandeure ein Urteil über ihre Truppen abgeben sollten — eine Lösung, für die natürlich keine Truppe je zu haben gewesen wäre, die auch der Kaiser mit aller Entschiedenheit ablehnte, da er „unter keinen Umständen Bürgerkrieg wolle", und an die sicher auch die Oberste Heeresleitung nicht glaubte. Allerdings hatten einzelne dieser Truppenbefehlshaber ausgesagt, ihre Regimenter seien nicht mehr zuverlässig; überwältigt durch den Eindruck, der durch den Rückmarsch verschlechterten und durch die nahe deutsche Grenze verseuchten Etappentruppen in und um Spaa. Jedenfalls hat der Vortrag des Generals Groener, daß die Truppe nicht mehr zuverlässig sei und „nicht mehr hinter dem Kaiser stehe", daß das Heer „unter seinen Oberbefehlshabern und kommandierenden Generalen geordnet in die Heimat zurückmarschieren werde, aber nicht unter Führung Seiner Majestät", daß „Fahneneid und Kriegsherr nur eine Idee" seien, den Kaiser bewogen, wie er selbst es etwa ausgedrückt hat, „nach schwersten innseren Kämpfen das zusammengebrochene Heer zu verlassen".

Nicht aus persönlicher Angst und Feigheit sind also all diese Entschließungen des Kaisers erfolgt, sondern aus Liebe zu dem Volke, dem auch vorher sein ganzes Leben und Wirken gegolten hatte und das ihm jetzt anscheinend dies alles vergessen hat. Dem Volke hat er den Bruderkrieg ersparen, dem Heere die sichere Rückführung nach dem Urteil seines Generalquartiermeisters gewährleisten wollen und sich selbst da entfernen wollen, wo er nur im Wege zu stehen glauben mußte. Daß seine Handlung objektiv ein schwerer Fehler war, kann an seinem Charakter und besten Willen nichts ändern.

Wir wissen, daß die alten Tage Wilhelms 2. nicht wiederkehren werden, daß wir gerade im Sinne unseres Kaisers und seiner letzten opferbewußten Tat handeln, wenn wir Ordnung und Gedeihen des Vaterlandes auch auf dem Boden jeder anderen Staatsform unbedingt und vor allem andern zu fördern suchen und den Staat selbst über die Staatsform stellen. Aber wir können und müssen fordern, schon im Interesse unseres nationalen Stolzes und Ehrgefühls, daß die alte Zeit, der wir mehr danken als jetzt öffentlich anerkannt wird, nicht durch bewußte Unwahrheiten in den Staub gezogen wird.

Arbeiterzeitung

29. II. 1919

128

Der Tod Nikolaus Romanows.

Von einem Genossen, der als Kriegsgefangener in Jekaterinburg war, wo der gewesene Zar zuletzt lebte, erhalten wir folgende Darstellung:

Um den wiederholten Befreiungsversuchen der Kontrerevolutionäre einen Damm zu setzen, wurde der Ex-Zar aus Tobolsk nach Jekaterinburg im Ural gebracht. Hier wurde er in der pompös eingerichteten Villa eines russischen Großkapitalisten, die mitten in der Stadt mit einem wundervollen Ausblick auf den die Stadt flankierenden kleinen See lag, interniert. Seine Familie war, weil man neuerliche Befreiungsversuche befürchtete, in Tobolsk geblieben. Es war ein Komplott aufgedeckt und damit der Nachweis erbracht worden, daß auch die Ex-Zarin in enger Fühlung mit den „Zarbefreiern" stand und große Summen zur Bestechung der Wachorgane besaß. Der Zar hatte als Gesellschafter in Jekaterinburg zwei seiner ehemaligen Minister bei sich. Die „Zarenvilla", wie sie in der Stadt allgemein genannt wurde, war von einer hohen, aber einfachen Bretterwand umgeben und wurde von Mannschaften des vierten Ural-Schützenregiments bewacht. Auf dem Dachboden standen Maschinengewehre in Feuerstellung, um jeden Befreiungsversuch sofort vereiteln zu können. Es war dem Zaren gestattet, Besuche zu empfangen, jedoch nur im Beisein eines Mitgliedes des Zentralsowjets der Uralrepublik. Außer seinem Kammerdiener wurde dem Zaren noch ein österreichischer Kriegsgefangener, ein netter, reiner, junger Mann, der von der damals eben gegründeten sozialdemokratischen Parteiorganisation der Kriegsgefangenen empfohlen worden war, als Aufwärter beigestellt. Er blieb bis zum Tage der Verurteilung Nikolaus'. Die Beköstigung des Ex-Zaren war einfach, aber kräftig und gut. Morgens Tee, weißes Brot mit Butter, Honig, delikate Fischkonserven; mittags und abends Fleischbrühe nach russischer Art, Braten mit Beilage und Mehlspeise. Als Lektüre standen ihm eine reichhaltige Bücherei und die täglich erscheinenden Zeitungen Jekaterinburgs und Moskaus zur Verfügung. Mitte Juni 1918 kam seine Familie von Tobolsk nach Jekaterinburg, da die Zarin an den Sowjet ein Bittgesuch gerichtet hatte, ihren Mann besuchen zu dürfen. Schon damals war die militärische Lage für die Stadt sehr bedrohlich. Aus diesem Grunde wurde die Zarin mit den Kindern von Jekaterinburg nach acht Tagen wieder fortgebracht. Sie wurden mit Auto während der Nacht zu einer entfernten Bahnstation geführt. Der Zar verblieb aber in der Stadt.

In der ersten Juliwoche war kein Zweifel mehr, daß die Stadt von den Sowjettruppen nicht [illegible]

Fehlers der Armeeleitung war es den Tschecho-Slovaken gelungen, über die Westuralbahn Truppen vorzuschieben, die sich nun wie ein Ring um die Stadt legten und sie nicht nur von Sibirien und dem ganzen Uralgebiet, sondern auch von Petersburg und Moskau abzuschneiden drohten. Es war eine formvollendete Abschnürung der Uralrepublik, die sich da vorbereitete und die zu verhindern die Sowjettruppen zu schwach waren. Der Sowjet wollte den Ex-Zaren noch im letzten Augenblick aus der Stadt in ein anderes sicheres Gewahrsam bringen, um für alle Fälle eine gute Geisel in der Hand zu haben. Es blieb aber ein Wagnis, denn es bestand die größte Gefahr, daß die Zarenfreunde ihn in ihre Hände bekommen. Aus diesem Grunde verlangten die Sozialrevolutionäre, Menschewiki und der anarchistische Flügel des Zentralsowjets, daß der Ex-Zar kurzerhand vor das Tribunal zur Aburteilung gestellt werde, da ja die Anklage lange genug in Schwebe war. Samstag, den 13. Juli 1918 wurde in einer Versammlung der Sowjets diese Frage zur Diskussion gestellt und mit mehr als zwei Dritteln der Stimmen der Beschluß gefaßt, den Zaren vor das Tribunal zu stellen, das Urteil zu erwirken und sofort zu vollstrecken. Noch am selben Tage trat das Tribunal zusammen, und auf Grund der erhobenen Anklage wegen Volks- und Landesverrats, gemeinen Mordes an russischen Bürgern wurde er einstimmig schuldig gesprochen und zum Tode durch Erschießen verurteilt. Um 8 Uhr abends wurde ihm das Urteil verkündet. Die Urteilsverkündung erfolgte im Salon der Villa, in der er in Haft gehalten wurde, durch das Revolutionstribunal, das vollzählig bei ihm erschienen war. Er nahm es ziemlich gefaßt entgegen und erwiderte: „Wenn es Gott so gefällt, dann möge wenigstens mein Blut Rußlands Glück begründen." Nach einer Pause fügte er noch hinzu: „Ich bitte euch, verschont aber mein Weib und meine Kinder vor diesem Lose, sie sind ja unschuldig."

Das Urteil wurde Sonntag früh um 4 Uhr im Keller der Villa vollstreckt, damit der Schall der Schüsse draußen nicht gehört werde. Der Leichnam wurde im Auto fortgeführt; wohin, das wissen wohl nur die Mitglieder des Revolutionstribunals. So der Sachverhalt. Ich kann versichern, daß alle anderen Berichte, die jetzt durch die Presse die Runde machen, unwahr sind. Auch der angebliche Diplomat, der die Wiener Presse informierte, hat eben nur das erzählt, was in der Stadt schon lange vor der Verurteilung des Zaren als Sensationsklatsch breitgetreten wurde. Der Herr hatte ja doch mit niemandem von den Sowjets Fühlung; dabei war es ja so ungeheuer schwer, etwas über das Befinden des kostbaren Gefangenen zu erfahren, da aus leicht begreiflichen Gründen selbst in russischen Parteikreisen nichts darüber gesprochen wurde. Was einzelne Blätter über schlechte Behandlung, ja sogar über Vergewaltigung der Zarin und ihrer Töchter zu berichten wissen, gehört in das Reich der Phantasie. Es gab wohl in Rußland keinen anständigen Menschen, der Verlangen hatte, die „Saschka", die sich zwei Jahre hindurch von dem verfossenen, schmutzigen Pferdedieb Rasputin die perversesten Liebesbezeigungen bieten ließ, die dann auch in ihrer abscheulichen Verworfenheit ihre Töchter der wilden Lust dieses Scheusals auslieferte, zu besitzen. Die Zarin stand längst in den Augen der russischen Männerwelt nur auf der Stufe einer gewöhnlichen Dirne, eigentlich noch tiefer, da sie als Mutter gegen ihre Töchter handelte, wie ein Tier selbst nicht zu handeln vermag ...

Zusammenfassend muß gesagt werden, daß wohl noch nie ein notorischer Mörder — und das war ja Nikolaus — so gut behandelt wurde wie eben der bluttriefende Romanow von seinen geschworenen Feinden. Wer jemals Gelegenheit hatte, eine Villa eines russischen Großkapitalisten zu betreten, kann sich einen Begriff davon machen, mit welchem Luxus der Gefangene und seine Familie umgeben waren. Wenn man noch in Betracht zieht, daß er sich täglich unbehindert einige Stunden in dem die Villa umgebenden Park ergehen konnte, dann wird mancher Leser den stillen Wunsch äußern, einmal einige Monate solchen Gefangenenlebens durchmachen zu dürfen.

Fremdenblatt

31. I. 1919

Bismarcks Rücktritt.

Briefwechsel zwischen Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm.

In dem am 1. Februar zur Ausgabe gelangenden Hefte der „Oesterreichischen Rundschau" veröffentlicht der Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Sektionschef Dr. Hans Schlitter, einen in diesem Archive erliegenden Briefwechsel zwischen Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Wilhelm II. über Bismarcks Rücktritt. Der Inhalt dieser Briefe deckt sich im wesentlichen mit der bisher bekannten Anschauung nicht und läßt den Rücktritt Bismarcks sowie die Haltung des Kaisers in ganz neuem Lichte erscheinen.

Bismarck schrieb nach seiner Demission am 29. März 1890 unter anderem an Kaiser Franz Joseph: „Ich bin stets bestrebt gewesen, der persönlichen Monarchie qui règne et qui gouverne, bei uns ihr verfassungsmäßiges zu Unrecht verdunkeltes Recht zu schaffen, und wenn ich an den Tag zurückdenke, wo ich im September 1862 meinen hochseligen Herrn vor der von ihm vollzogenen Abdikationsurkunde fand und sein Minister wurde, so darf ich behaupten, daß seitdem die monarchische Autorität in Preußen und im übrigen Deutschland wieder eine stärkere geworden ist."

Kaiser Wilhelms eingehender Brief an Kaiser Franz Joseph, geschrieben vom 3. bis 5. April 1890, enthält eine klare Schilderung seines Verhaltens zu Bismarck in letzter Zeit. „Im voraus will ich gleich bemerken," — schreibt er — „daß es keine Frage der auswärtigen Politik ist, die zwischen dem Fürsten und mir zu Meinungsverschiedenheiten Veranlassung bot, sondern rein innere, meist taktische Gesichtspunkte." Der Kaiser legt vorerst dar, daß seine und Bismarcks diametrale Haltung beim Kohlenstreik im Mai 1889 den ersten Anlaß zur Differenz gegeben habe. Bismarck wollte den „Streik austoben und sich gründlich ausbrennen lassen", er faßte die Arbeiterbewegung „als zum Teil auch revolutionär, total unberechtigt auf, die nur mit Blut und Eisen, das heißt mit Kartätschen und Repetiergewehren gehemmt und geheilt werden müsse." Der Kaiser schildert dann ausführlich Bismarcks Kulissenkrieg gegen ihn, seine weitgehende Geduld und zeigt sich in dieser Frage als Arbeiterfreund. Bismarck opponierte weiter, verhinderte die Immediatvorträge der Minister gegen den Willen des Kaisers und verbreiterte dadurch sowie durch seine Abmachungen mit Windthorst die Kluft zwischen ihm und dem Kaiser, der hierüber schreibt: „In tiefem Schmerz und wunden Herzens sah ich nun klar, daß der Dämon der Herrschsucht den hehren großen Mann erfaßt hatte und daß er jede Angelegenheit, welcher Natur sie war, benützte zum Kampfe gegen den Kaiser. Er wollte allein alles machen und herrschen und dem Kaiser nicht einmal unterbreiten dürfen. Mit dem Augenblicke war es mir klar, daß wir uns trennen mußten, sollte nicht alles moralisch ruiniert und zugrunde gerichtet werden."

Die Vorlage eines Befehls zur Kassierung der Kabinettsordre vom Jahre 1852, wonach kein Minister ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten Immediatberichte dem Kaiser vorlegen dürfe, lehnte Bismarck mit dem Bemerken ab, er brauche diese „gegen seine Minister". „Da riß mir die Geduld." schreibt Wilhelm II. am Schlusse seiner Darlegung. „Mein alter Hohenzollerscher Familienstolz bäumte sich auf; jetzt galt es, den alten Trotzkopf zum Gehorsam zu zwingen oder die Trennung herbeizuführen; denn jetzt hieß es, der Kaiser oder der Kanzler bleibt oben. Ich ließ ihn noch einmal bitten, die Aufhebung der Order einzusenden und sich meinen ihm früher ausgesprochenen Wünschen und Bitten zu akomodieren, was er glatt verweigerte. Damit war das Drama zu Ende; der Rest ist dir bekannt."

Neue Freie Presse
2. II. 1919
130

[† Generaloberst Eduard Graf Paar.] Heute nacht ist der ehemalige Generaladjutant des Kaisers Franz Josef Generaloberst Graf Eduard Paar in seiner Wohnung, Wollzeile 30, nach längerem schweren Leiden im 82. Lebensjahre gestorben. Der Verblichene entstammte einem uralten italienischen Geschlechte, das mit Zenio Scurino, genannt Paar, zum erstenmal 1450 urkundlich erscheint. Er war am 5. Dezember 1837 als dritter Sohn des Fürsten Karl Paar in Wien geboren. Seine Mutter war eine Fürstin Liechtenstein. Er wurde 1857 als Unterleutnant aus der Wiener-Neustädter Akademie ausgemustert, trat ins Ulanenregiment Nr. 1 ein und machte den Krieg vom Jahre 1859 als Hauptmann mit. Im April 1887 wurde Graf Paar, der es inzwischen in der militärischen Karriere bis zum Feldmarschalleutnant gebracht hatte, Generaladjutant des Kaisers Franz Josef, blieb auf diesem Posten fast drei Jahrzehnte und genoß im hohen Grade das Vertrauen des Kaisers. Schon als Flügeladjutant war Graf Paar im Gefolge des Kaisers beim Besuche der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 und bei der Begegnung des Kaisers mit Napoleon III. In Wien war Graf Paar sehr bekannt, da er Kaiser Franz Josef immer auf seinen Ausfahrten begleitet hat. Die Leiche des Grafen Paar wird Dienstag den 4. d. um 11 Uhr vormittags im fürstlich Paarschen Palais, 1. Bezirk, Wollzeile 30, eingesegnet und zur Beisetzung in der Familiengruft nach Bechyn in Böhmen gebracht.

Neues Wiener Tagblatt
3./II. 1919

Abg. Ministerialrat Kuranda gestorben.

Gestern vormittag ist in einem Sanatorium der bisherige Vertreter des Wiener Kaiviertels im Abgeordnetenhause, beziehungsweise der Nationalversammlung Ministerialrat in Pension Kamill Kuranda an den Folgen einer schweren Blasenoperation verschieden. Die Todesnachricht kommt nicht überraschend. Man wußte seit Monatsfrist, daß die Tage Kurandas gezählt seien, und auch er selbst fühlte sein Ende herankommen. Er zog sich ganz plötzlich aus der Oeffentlichkeit zurück, obwohl er noch tags vorher im Kreise seiner Freunde seine Aussichten in dem bevorstehenden Wahlkampfe besprochen hatte. Mit Kuranda hat die Volksvertretung eines ihrer unterrichtetsten Mitglieder verloren. Ohne Unterstützung seitens einer politischen Partei hat er sich im Hause dank seines Wissens, seiner Ueberzeugungstreue, seines wegen politischen Eifers eine geachtete Stellung zu erringen verstanden, und in wirtschaftspolitischen Fragen, namentlich finanziellen und verkehrstechnischen, wurde sein Rat von allen achtungsvoll und gern gehört und befolgt. Sein Hinscheiden weckt lebhafte Teilnahme in allen fortschrittlichen Kreisen.

Kamill Kuranda war am 7. Februar 1851 in Wien geboren. Er war ein Sohn des hervorragenden Publizisten Ignaz Kuranda. Kamill Kuranda absolvierte an den Universitäten in Wien und Tübingen das rechtswissenschaftliche Studium und trat dann in den Staatsdienst. Zunächst war er im Handelsministerium tätig; später trat er als Sektionsrat in das Eisenbahnministerium über. 1898 wurde er in diesem Ministerium Ministerialrat extra statum. In diesem Range war er bis Ende des Jahres 1906 Vorstand des Departements, dem die aus dem Staatshoheits- und Staatsaufsichtsrecht entspringenden Agenden zugewiesen waren. Dem parlamentarischen Leben gehörte er erst seit dem Jahre 1907 an. Er wurde in Wien in der Innern Stadt, im Kaiviertel, als Kandidat der deutschen Fortschrittspartei zum Reichsratsabgeordneten gewählt und bei den allgemeinen Neuwahlen im Jahre 1911 mit großer Majorität wiedergewählt. Im Abgeordnetenhause fungierte er unter anderm als Berichterstatter über das Baugesetz und war Autor der nach ihm benannten Lex Kuranda. Die Leiche wird morgen um 11 Uhr vormittags auf dem Döblinger Friedhof beigesetzt.

Ostdeutsche Rundschau

4. II. 1919

132 0 4

Die Frage des Aufenthaltsortes Kaiser Karls. Die Meldung ungarischer Blätter, Staatskanzler Doktor Renner habe bei Kaiser Karl in Eckartsau vorgesprochen und ihm auf Beschluß des Staatsrates der Republik Deutschösterreich nahegelegt, Eckartsau zu verlassen und nach Amstetten zu übersiedeln, ist in dieser Form und in dem Zusammenhange, in welchem Kaiser Karl mit einer angeblichen monarchistischen Propaganda in Deutschösterreich in Verbindung gebracht wird, nicht richtig. Es liegt kein Anlaß vor, anzunehmen, daß in Deutschösterreich eine monarchistische Propaganda betrieben werde, in die Kaiser Karl etwa hineingezogen worden wäre. — Wie uns von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, hat allerdings Staatskanzler Dr. Renner bei Kaiser Karl in Eckartsau vorgesprochen und ihm empfohlen, als Aufenthaltsort anstatt Eckartsau Amstetten oder Wallsee zu wählen. Die Gründe für diesen Rat liegen aber durchaus nicht auf politischem Gebiete, etwa in einer Befürchtung, daß Kaiser Karl in Eckartsau in eine monarchistische Propaganda verwickelt würde, sondern sind in der Bedachtnahme auf die persönliche Sicherheit des Kaisers zu suchen. Eckartsau liegt in der Nähe von Preßburg, wo bekanntlich die Tschechen sich aufhalten.

Die Zeit

4. II. 1919

Dr. Renner in Eckartsau.

Zu den Meldungen über einen angeblichen Besuch des Staatskanzlers Dr. Renner bei Kaiser Karl wird uns von gutunterrichteter Seite mitgeteilt, daß diese Meldungen, beziehungsweise die daran geknüpften Kombinationen der Begründung entbehren.

Wie wir erfahren, war Staatskanzler Dr. Renner anfangs Januar dieses Jahres allerdings in Eckartsau, doch fand dort lediglich eine Besprechung zwischen dem Hausverwalter Fregattenkapitän Schauta und dem Staatskanzler wegen der Art der Unterbringung der kaiserlichen Familie statt. Es soll nämlich über diesen Punkt in Eckartsau eine gewisse Unzufriedenheit geherrscht haben. Der Staatskanzler hat jedoch niemals irgendwelche Zwangsmaßnahmen vorgeschlagen und auch keinen derartigen Beschluß des Staatsrates mitgeteilt.

Neues Wiener Tagblatt
4./II. 1919

* **(Der Aufenthalt des ehemaligen Kaisers Karl.)** Die „Parl. Korr." bringt folgende Mitteilung: „Die Meldung ungarischer Blätter, Staatskanzler Dr. Renner habe bei Kaiser Karl in Eckartsau vorgesprochen und ihm über Beschluß des Staatsrates nahegelegt, Eckartsau zu verlassen und nach Amstetten zu übersiedeln, ist in dieser Form nicht richtig. Wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, hat Dr. Renner allerdings bei Kaiser Karl vorgesprochen und ihm empfohlen, als Aufenthaltsort anstatt Eckartsau Artstetten oder Wallsee zu wählen. Die Gründe für diesen Rat liegen aber nicht auf politischem Gebiete, sondern sind in der Bedachtnahme auf die persönliche Sicherheit des Kaisers zu suchen.

Ostdeutsche Rundschau
6./II. 1919

135

Zur Veröffentlichung des Briefwechsels über Bismarcks Sturz.

Ein historischer Briefwechsel ist vor die Oeffentlichkeit gebracht worden, der selbst in unserer ungeheuerlichen Zeit noch als eine Sensation gewirkt hat: die Briefe, die Kaiser Franz Josef mit Bismarck und mit Kaiser Wilhelm anläßlich des Sturzes Bismarcks getauscht hat.

Wir möchten diese Dokumente nach ihrer geschichtlichen und politischen Bedeutung nicht werten, wir möchten nur die Veröffentlichung an sich betrachten, weil sie wirklich ein Zeichen der Zeit ist.

Wer und was hat diese vor- und unzeitige Publikation herbeigeführt, vorzeitig, da doch der eine der Briefschreiber noch lebt, unzeitig, da sich doch jegliches deutsche Empfinden dagegen sträubt, daß die größte und die vielleicht tragischeste Gestalt deutscher Geschichte von einem neuen grellen Lichte beleuchtet, wieder in die Leidenschaften der Stunde hineingestellt werde?

Die Herausgabe des Briefwechsels hat der bisherige Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Sektionschef Dr. Hans Schlitter, besorgt, die „Oesterreichische Rundschau" vom 1. Februar hat ihre Spalten diesem Unternehmen bereitwillig geöffnet. Hat vielleicht dabei der Ehrgeiz gewirkt, diese historische Pikanterie der Oeffentlichkeit zu servieren, ehe ein anderer zum glücklichen Finder wird und den billigen Ruhm erwirbt, den die Ausstellung solcher historischer Raritäten einbringt?

Dergleichen ist meist mit wenig Mühe für den „Autor" verbunden und im vorliegenden Falle hat man sich sogar das bischen Nachdenken über das Selbsterlebte erspart. Die Stelle im Briefe Wilhelms 2. vom 14. April 1890: „Das junge Paar strahlt vor Glück und Zufriedenheit" wird in einer Fußnote mit „Kronprinz Rudolf und Stephanie" ausgedeutet. Den seit dem 30. Jänner 1889 verstorbenen Kronprinzen in einem Briefe vom 14. April 1890 als „glückstrahlend" herauszuinterpretieren, dergleichen sollte doch auch in der Eilfertigkeit des Geschäftes einem historischen Herausgeber nicht passieren.

Der Briefwechsel trägt einen höchst persönlichen Charakter, nichts von einem Staatsakt haftet ihm an, und es ist fast erstaunlich, daß er überhaupt im Haus-, Hof- und Staatsarchiv hinterlegt worden ist. Die Bestände dieses Archivs, welche bisher vom Jahre 1848 ab, der wissenschaftlichen Forschung verschlossen waren, sind unter dem neuen Regime auch in ihren Reservatabteilungen — und dahin hat der vorliegende Briefwechsel zweifellos gehört — der Benützung eröffnet worden. Bei einer solchen Sachlage konnte freilich die Herausgabe dieser Stücke nicht verhindert werden und es galt, sich zu beeilen, damit nicht ein anderer zuvor den Fischzug tue. Allein es mutet doch befremdend an, daß gerade derjenige, dem ein solches Gut unter der Bindung durch gewichtige amtliche Würde anvertraut worden war, nun unbedenklich auf die Straße hinausträgt, was bei jeder privaten Briefsammlung nur unter Verletzung des Ziemlichen ungefragt hätte hinausgegeben werden dürfen. Erlischt das gewöhnliche Gefühl für das Ungehörige vielleicht in unserer neuen Zeit, weil der Briefschreiber hier ein kaiserlicher ist? Der Stand unserer Archivare, deren Händen der Schutz so vieler staatlicher und persönlicher Belange anvertraut ist, dürfte sich durch ein solches Vorgehen kaum sehr gehoben fühlen. Unwillkürlich muß man dabei an die Praktiken französischer Domestiken denken, die aus den Kommoden ihrer geflüchteten Herrschaft vor die Augen des Hasses und der Verunglimpfung zerrten, was bestimmt war, als ein Gut der Familie im Schutze einer bergenden Lade zu verbleiben. Die historische Wahrheit heraus! wird man erwidern. Gewiß, aber erst bis der Zeitabstand gewonnen ist, der sie eben zur Geschichte macht. Was hier geschehen ist, ist nicht Geschichtsforschung, das ist — im besten Falle — Politik, Politik, die dem schwergeprüften Deutschen Reiche noch eins am Zeug flicken möchte und uns Deutschen das Gefühl trüben möchte, für die Größe der entschwundenen Herrlichkeit, für die Tragik der Gegenwart.

Neue Freie Presse

6./II. 1919

137

Frau **Anna Fux** gibt im eigenen Namen sowie Namen ihres Sohnes Ingenieur **Herbert Fux** allen Freunden und Bekannten tief erschüttert Nachricht, dass ihr Sohn, beziehungsweise Bruder, Herr

Oberleutnant Emil Fux

Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes III. Klasse mit der Kriegsdekoration und den Schwertern zum zweitenmal, der silbernen Militär-Verdienstmedaille mit den Schwertern zum zweitenmal, der bronzenen Militär-Verdienstmedaille mit den Schwertern, des Karl-Truppenkreuzes, der Verwundetenmedaille, des preussischen Eisernen Kreuzes II. Klasse, des mecklenburgischen Militär-Verdienstkreuzes II. Klasse, des bayerischen Ludwigs-Kreuzes II. Klasse mit den Schwertern, der bulgarischen Tapferkeitsmedaille, des Eisernen Halbmondes, der Liakamedaille etc. etc.

am 3. Februar 1919 um 2 Uhr nachmittags an den Folgen einer im Felde zugezogenen Krankheit nach kurzem Leiden verschieden ist.

Die Beerdigung findet am Freitag den 7. d. auf dem Zentralfriedhofe (2. Tor links) um 3 Uhr nachmittags statt.

Wien, im Februar 1919.

Anna Fux

XIX., Grinzingerstrasse 17.

Zeit entzogen worden ist. Andere Banknoten würden doch nur dann in größeren Mengen nach Deutschösterreich strömen,

Friedrich Ebert.

Friedrich Ebert ist zum Präsidenten der deutschen Republik gewählt worden, der Sohn eines Heidelberger Schneidermeisters, der alles, was er geworden ist, nur sich selbst verdankt, seinem Charakter und seinem Fleiß. Er war als armer Leute Kind in Heidelberg, der Stadt der Freude und der Lust, der Stätte studentischen Frohsinns und internationaler Eleganz geboren. Die ganze Umgebung hat auf seine Jugend einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, ihn jedoch nicht dazu verführt, den anderen nachzuäffen und, wenn auch nur zum Scheine äußerlich so zu werden wie sie oder sich aufzubäumen im wilden Trotz gegen die Ungerechtigkeiten dieser Welt. Er hat das Sattlerhandwerk gelernt und in seinen Jugendjahren an sich selbst den Druck gefühlt, mit welchem die Ausnahmsgesetze gegen die Sozialdemokratie auf allen Arbeitern lastete. Es ist eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß gerade er einer von jenen, die nach den Februarerlässen, einer der ersten selbständigen Handlungen Wilhelms II., erleichtert aufatmeten, der Nachfolger Wilhelms als Lenker der Geschicke Deutschlands ausersehen war. Als Friedrich Ebert am 4. Februar 1871 geboren wurde, ging der Sturm der Begeisterung durch die deutschen Lande. Die westliche Gefahr schien beseitigt, das Deutsche Reich, das nicht erobern wollte, sondern nur die westliche Grenze sichern, war vom altgewohnten Druck befreit und regte die Schwingen zum ersten freien Flug in die Welt. Und heute, da Friedrich Ebert sich anschickt, den Sorgenstuhl des Präsidenten der deutschen Republik zu besteigen, bringt diese selbe Gefahr, die damals gebannt schien, mit unerhörtem Stoß bis in das Herz Deutschlands. Deutschland selbst aber ist anders geworden, ein Teil jener Ideale, die den jungen Ebert getrieben haben, sich der Sozialdemokratie zuzuwenden, haben sich erfüllt, die durch Sondergesetze gefesselte Sozialdemokratie ist zur Macht gekommen und verkörpert heute die Idee und die Regierungsgewalt Deutschlands.

Die bisherige Laufbahn Eberts war die gewöhnliche eines jungen Mannes, der mit genügender Intelligenz ausgestattet, fleißig an sich selbst weiterarbeitend, innerhalb der sozialdemokratischen Organisation den Weg zur Führerschaft zurücklegt. Achtzehnjährig wendet sich Ebert der Sozialdemokratie zu, wenige Jahre später, im Jahre 1894, betätigt er sich bereits in Bremen als Redakteur, steigt im normalen Tempo auf der Stufenleiter der sozialdemokratischen Hierarchie empor, wird Arbeitersekretär, 1900 Mitglied der Bremer Bürgerschaft und bewährt sich in dieser Eigenschaft so, daß er im Jahre 1905 in den Parteivorstand gewählt wird. Damit ist die erste Periode seines Lebens abgeschlossen. Er hat nunmehr Gelegenheit, nach außen hervorzutreten und auf die sozialdemokratische Politik entscheidenden Einfluß zu nehmen. Erst jetzt beginnt Ebert, das zu zeigen, was er kann, wozu er sich in langjähriger Arbeit die Befähigung aus sich selbst heraus erworben hat. Ebert ist nicht einer jener Redner, deren Beredsamkeit mitreißt, die durch das Wort, durch den Klang der Stimme wirken. Er spricht lebhaft, überzeugend, weil er selbst überzeugt ist und sachlich überzeugend zu sprechen versteht. Aber er stellt in Wort und Tat jederzeit die Sache über das Wort und die Tat über die Sache und weiß sich auch im neuen Rahmen seiner Tätigkeit durchzusetzen. Er gehört zu jener Art von Menschen, die das Hauptgewicht ihrer politischen Tätigkeit nicht auf das negative, Niederreißende, sondern auf das positive Aufbauende legen, er ist immer bestrebt, innerhalb der in seiner Partei weit auseinanderstrebenden Meinungen das Einigende zu finden und allen persönlichen Konflikten zum Trotz auch durchzusetzen. Ebert ist mit Scheidemann vielleicht einer der wenigen sozialdemokratischen Führer, die über den Internationalismus hinweg, sich das Gefühl für Volk und Heimat bewahrt haben und dadurch sich und ihrer Partei mehr genützt haben, als die Helden der Augenblickspopularität der Straße.

Auch ihm sind Enttäuschungen nicht erspart geblieben. Als er im Jahre 1912 von Elberfeld-Barmen in den Reichstag entsendet wurde, fand er dort viele persönliche Freunde und die Stätte zu einer Wirksamkeit, wie er sie sich vorgestellt hat, wohl vorbereitet. Aber er fand auch innerhalb der eigenen Partei Feinde und Widersacher, Nörgler und Popularitätshascher, die um jeden Preis, selbst um den Preis der Einheit der Partei und der Schmähung der Parteigenossen sich selbst in den Vordergrund drängten. Er hat einen schweren Kampf gegen alle zersetzenden Elemente geführt. Es ist ihm bis heute noch nicht gelungen, vollständig Sieger zu bleiben. Jedermann erinnert sich noch jenes denkwürdigen vierten August 1914, als die Haltung der deutschen Sozialdemokratie den Anlaß zur Revolution in den eigenen Reihen bot. Ebert und Scheidemann stellten sich ohne Zögern hinter die Regierung und haben der Regierung die Treue gehalten. Sie haben unbeirrt alle Anfechtungen über sich ergehen lassen und haben nicht gewankt, als die Zerwürfnisse in der Partei die Oeffentlichkeit zum Tribunal für Parteistreitigkeiten heranzogen. Innerhalb der sozialdemokratischen Partei haben sich damals große Umwälzungen vollzogen. Haase, dem es nicht gelingen wollte, die Sozialdemokratie in den Strudel seines Radikalismus zu ziehen, wurde seiner Stelle als Vorsitzender der Partei entsetzt und Ebert trat an seine Stelle. Damit war ihm die Möglichkeit geboten, alle Fäden der sozialdemokratischen Politik in seiner Hand zu vereinen. Die radikale Woge innerhalb der Parte geht hoch und droht, alles zu verschlingen. Aber Ebert weiß, unbeirrt vorwärtsschreitend, immer wieder sich und die Partei durchzusetzen. Es gelingt ihm, Vorsitzender des Hauptausschusses im Reichstag zu werden und damit zum erstenmal offiziell den Einfluß der Sozialdemokratie in der auswärtigen Politik des Deutschen Reiches zur Geltung zu bringen. Graf Hertling tritt zurück und Prinz Max von Baden wird sein Nachfolger. Prinz Max, der an den unvermeidlichen Zusammenbruch nicht glauben will, sucht in Ebert eine feste Stütze für sich und für das Reich. Beide halten viel von einander und suchten einander zu helfen, der eine in der Hoffnung, das Deutsche Reich zu dem zurückzuführen, was es gewesen war, der andere in dem Bestreben, das hereinbrechende Unglück zu mildern und die Entwicklung zur Neu-

Frankenblatt 12. Feb. 1919 138

Neue Freie Presse

139

20./II. 1919

Statt jeder besonderen Anzeige.

†

Ein unerbittliches Geschick hat mir den zärtlichen und treuesten Gatten und meinen Kindern den besten, liebevollsten Vater, betrauerungswerten Bruder, Schwager und Onkel, Herrn

Willibald Wagner v. Freynsheim

Oberst i. P., Offizier des Franz Josefs-Ordens mit der Kriegsdekoration, Ritter des Franz Josefs-Ordens, Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes, des Signum laudis mit der Kriegsdekoration, Ritter des preussischen Roten Adler-Ordens 3. Klasse etc.

entrissen, welcher nach schwerer, im Felde zugezogener Erkrankung im 69. Lebensjahre, versehen mit den Tröstungen der hl. Religion, im Sanatorium Judendorf am 16. Februar 1919 ruhig entschlafen ist.

Die feierliche Einsegnung findet am Samstag den 22. d. M. um 4 Uhr nachmittags in der Stadtpfarrkirche zu St. Othmar in Mödling statt, worauf die Beisetzung in der Familiengruft nach abermaliger Einsegnung auf dem städtischen Friedhofe erfolgt.

Die hl. Seelenmesse wird Montag den 24. d. M. um 8 Uhr früh in der Hietzinger Pfarrkirche (Wien, XIII., Am Platz) zur Seelenruhe des Verstorbenen gelesen.

Wien-Hietzing, XIII., Lainzerstrasse 33.

Betty Wagner v. Freynsheim, verw. **Thürfelder**, als Gattin.
Kurt und **Bruno**, als Söhne.
Hofrat Bruno Wagner v. Freynsheim, **Oberst Guido Ritter v. Ferro**, als Brüder.
Hedwig Edle v. Grossauer geb. **Wagner v. Freynsheim**, als Schwester.
Medizinalrat Dr. Wilhelm Waneck, **Oberst Franz Edler v. Grossauer**, als Schwäger.
Mathilde Wagner v. Freynsheim, **Hermine Edle v. Ferro**, als Schwägerinnen.
Und sämtliche Neffen und Nichten.

Der Abend
22. II. 1919

141 A 22

In Eckartsau.

Es ist hoch an der Zeit, daß nun auch die jüngsten Habsburger Legenden, die auf Stimmungsmache hinzielenden Märchen aus Eckartsau zum Verflüchtigen gebracht werden. Der amtliche Pressedienst der allerhöchsten Herrschaften ist verstummt, aber seither hat ein freiwilliger eingesetzt und spült immerzu Hofnachrichten über die Bevölkerung. „Mangel am Nötigsten in Eckartsau — Wäsche- und Milchknappheit — die armen Kinder — der völlig verdüsterte Kaiser — und neuestens: die Anwesenheit eines englischen Ehrenkavaliers im Schlosse dient zum persönlichen Schutze des Kaisers." Mit all dem soll wahrscheinlich, nach Absicht der Regisseure das, weiß Gott, heute schon völlig erstorbene dynastische Gefühl zu beleben versucht werden. Geht's nicht anders, so auf dem Wege des Mitgefühls. Sehen wir zu, wie die Verhältnisse in Eckartsau tatsächlich liegen. Einer unserer Mitarbeiter weilte kürzlich in Eckartsau und berichtet uns (wie er sagt: unter bewußtem Verzicht auf jeden sprachlichen Zierrat, jede „pikante Nuance" und Stimmungsmalerei, zu denen gerade dieser Gegenstand, ein wahrer Sonntagsbraten bürgerlicher Feuilletonisten, verlocken würde) im sachlich-nüchternen Tone über die Eckartsauer „Fragen" wie folgt:

Soll die Republik vor dem Exkaiser oder soll der Exkaiser vor der Republik geschützt werden? Das mit dem englischen Ehrenkavalier ließe vermuten, daß Karls Sicherheit als bedroht erachtet wird. In Wahrheit sind seiner Bewegungsfreiheit nicht die geringsten Schranken auferlegt; er und seine Frau sind bis vor Weihnachten, also bis zu seiner Erkrankung, fast täglich viele Kilometer weit ausgeritten; bis nach Wagram, Stopfenreith, ja bis Orth a. d. Donau. Vormittags pflegte das Exkaiserpaar jagen zu gehen, nachmittags saßen die beiden ungeniert an einem „Faden" genannten Donauarm und huldigten dem Fischereisport. Briefe und Drahtnachrichten werden ungehindert und völlig unzensiert vom Schlosse und in das Schloß befördert; auch Wiener Zeitungen jeder Parteirichtung. Niemand der vielen Landleute und Soldaten hat dem Exkaiserpaar jemals bei den vielen Ausritten und Ausfahrten die geringste Unfreundlichkeit erwiesen.

Der in Eckartsau organisierte Sicherheitsdienst ist ein dreifacher: den im Schlosse versehen fünf Geheimagenten mit Polizeikommissär Dr. Steidl (der ständig im Schlosse wohnt) an der Spitze. Den im Schloßpark und im Dorfe Eckartsau, bei Ausfahrten u. dgl. fünfzehn Mann der Wiener Sicherheitswache. Überdies ist noch für die weitere Umgebung eine eigene Abteilung Landgendarmerie aufgeboten. Von einer Absperrung durch republikanische Truppen, von Volkswehr u. dgl. ist auch nicht die Spur zu sehen; die Familie — es wohnen davon außer Zita und den Kindern nur noch Karls Mutter, Frau Maria Josefa, im Schlosse — bewegt sich völlig ungehindert im Park, im Dorf, überall, wie etwa reiche Rittergutsbesitzer, die von ihren Dorfbewohnern gleichmütig angeblickt, jedenfalls aber ganz unbehelligt bleiben.

Karls Pläne gehen dahin, im Lande zu bleiben und hier als reicher Privatmann zu leben. Vor kurzem hat er vom k. u. k. Familienfonds das Schloß Eckartsau gekauft; nächstens soll das in Reichenau und das in Brandeis a. d. Elbe erworben werden. Maria Josefa macht schon fleißig Hauskäufe im Dorfe Eckartsau, was auf einen ständigen Aufenthalt in Eckartsau schließen läßt.

Verpflegt ist die Schloßgesellschaft in Eckartsau ausgezeichnet. Es geht ihnen besser als der Mehrzahl der Wiener. Man führt dreierlei Küche, die sogenannte erste Klasse für den engeren Hofstaat (Karl, Zita, Maria Josefa, die beiden Adjutanten Graf Ledochowsky und Korvettenkapitän Schonta, den englischen Ehrendienst, die Hofdame Gräfin Kettenbruck u. a.), eine eigene Kinderküche für die Sprossen, eine zweite Klasse für das immer noch 15 Köpfe zählende Hauspersonale und eine Menageküche für die übrigen Hofbediensteten. Der „Milchmangel" drückt sich darin aus, daß für insgesamt 15 Personen täglich 35 bis 38 Liter Milch und außerdem täglich 10 Liter Kindermilch verbraucht werden. Täglich pendeln zwischen Wien und dem Schlosse eigene, in der Hofsprache „Zehrgartenwagen" genannte mächtige, grünlackierte Gefährte, die der Lebensmittelzufuhr dienen. Die Waren werden in Wien mit Eßwaren vollgepfropft und der Eckartsauer Küchenchef Munt sorgt für reichlichste und schmackhafteste Küche. Ebenso überreichlich ist natürlich auch die Menge an Wäsche und sonstigen Bedarfs- und Luxusgegenständen. Die „armen Kinder", die täglich bei schönem Wetter vormittags in Equipagen oder Schlitten bis Wagram spazieren fahren, sehen so blühend aus, wie wir es nur allen Wiener Kindern wünschen würden. Der Familie, die mit Sport, Spiel und Unterhaltung ihre Zeit verbringt, stehen Leibautos, Reitpferde, den Kindern Zwergesel und Ponnies zur Verfügung.

Es geht ihnen also gut. Wir neiden es ihnen nicht, niemand soll sie stören, aber was soll man dazu sagen, daß die Engländer es für nötig halten, den Ex-Kaiser, für den nach jeder Richtung gesorgt wird, zu „schützen"?

Da ihnen besondere Vorliebe nicht zugemutet werden kann, muß wohl angenommen werden, daß ihre mangelhafte Kenntnis der Volksstimmung von beteiligter Seite mißbraucht worden ist.

Mittagblatt
25. II. 1919

143

Genossenschaftsvorsteher Penz plötzlich gestorben. Der langjährige Vorsteher der Wiener Gastwirtegenossenschaft und Präsident des Gastwirte-Reichs- und Landesverbandes Otmar Penz ist gestern abend nach 7 Uhr infolge Herzschlages plötzlich verschieden. Er befand sich mit mehreren Vorstehern seiner Genossenschaft und einigen Vertretern der Brauereien im Bureau des VB. Rain im Rathaus, woselbst eine Besprechung in Angelegenheit der neuen Biersteuer stattfand. Während der Unterredung sank Penz plötzlich tot zusammen. Penz ist erst vor einigen Wochen 50 Jahre alt geworden. Er war verheiratet und Vater zweier Kinder. Der Verstorbene vertrat als Gemeinderat in den letzten sieben Jahren den Bezirk Margareten und war eines der getreuesten Mitglieder der christlichsozialen Partei. Die Genossenschaft der Gastwirte verliert in ihm einen äußerst rührigen und umsichtigen Vorsteher, dessen unermüdliche Arbeitskraft ganz in den Dienst der Genossenschaft gestellt war.

Österr. Volkszeitung

147 4

4./III. 1919

Der ehemalige Kaiser Karl.

Uebersiedlung von Eckartsau nach Schloß Persenbeug.

Der ehemalige Kaiser Karl soll, wie schon gemeldet, mit seiner Familie aus Eckartsau nach Persenbeug in das dortige Schloß übersiedeln. Die „Parl.-Korr." berichtet dazu: Die Nachrichten, daß der Kaiser und seine Familie in Ueberfluß leben, seien ebenso unrichtig, wie die, daß er Mangel an Lebensmitteln gehabt hätte und seine Familie darben müssen. Kaiser Karl und seine Familie haben in Eckartsau alles, was sie zum Lebensunterhalt benötigen. In der ersten Zeit waren in Eckartsau für den Sicherheitsdienst Burggendarmen, die später durch Wiener Sicherheitswachleute ersetzt wurden. Diese 15 Mann starke Abteilung der Wiener Sicherheitswache befindet sich zwar jetzt noch in Eckartsau, wird aber demnächst eingezogen werden.

Bekanntlich wurde dem Kaiser Karl ein englischer Oberst als Ehrenkavalier gegeben, der mit einem englischen Unteroffizier und seinem Diener in Eckartsau wohnt. Der bis vor kurzem in Eckartsau zugeteilte englische Kolonel Summerhayes, der diese Stelle nur provisorisch bekleidete, wurde durch Kolonel Sturtt ersetzt. Erwähnenswert ist, daß sich die Engländer selbst verpflegen und sich die Lebensmittel von Wien nach Eckartsau bringen lassen.

In letzter Zeit erschienen in Eckartsau auch drei italienische Offiziere und erhoben namens der italienischen Kommission auf Bilder Anspruch, welche sich gegenwärtig in dem von der ehemaligen kaiserlichen Familie bewohnten Schlosse befinden. Die italienische Kommission wurde von dem dem früheren Kaiser zugeteilten englischen Offizier empfangen, der ihnen erklärte, daß die verlangten Bilder nicht ausgefolgt werden würden, weil sie Privatbesitz seien. Daraufhin entfernte sich die italienische Kommission.

Reichspost

4./III. 1919

Abschiedsfeier am Wiener Pädagogium.

Ehrung des scheidenden Direktors Regierungsrates Dr. Hornich.

Durch Pensionierung und Ernennung verliert die große, vielgestaltige Musterschule in der Hegelgasse nicht weniger als sieben Herren des Lehrkörpers auf einmal; in den Ruhestand treten der Direktor Dr. Hornich und die Professoren: Schulrat Köllner, Dr. Badstüber, Uebungsschullehrer Atzler und Uebungsschullehrer Bernhard Merk; als neu ernannte Direktoren scheiden aus dem Hause die Professoren Holzmeister und Dr. Hauschild. Um diesen Herren, die alle ihre einzeln nennens- und rühmenswerten Verdienste sich erworben haben, gemeinsam zu danken und dem „Fähnlein der sieben aufrecht" Scheidenden ein Ehrengeleite zu geben, versammelten sich am 1. März Schüler und Lehrer des Seminars und der Uebungsschule, Dozenten der Lehrerakademie am Pädagogium und Vertreter des n.-ö. Landesrates und des Landesschulrates im Zeichensaal der Anstalt zu einer einfachen Feier in Gesang und Rede. Es sprachen der neuernannte Direktor der Gesamtanstalt Josef Neumair, der Leiter der Uebungsschule Zeitlberger, der Direktor der Lehrerakademie am Pädagogium Dr. Kammel, der Landesschulinspektor Doktor Becker, der n.-ö. Landes-Oberamtsrat Dr. Kastner, der in Vertretung des Landesrates Miklas an der Feier teilnahm, und ein Schüler der Anstalt. Dieser vermochte sich in seiner Umgebung glänzend zu halten und dies mag man zu Ehren der Anstalt besonders hervorheben. In allen Reden wurde den Scheidenden Ehre und Dank und der Anstalt manch schmeichelhaftes Wort zuteil; alle Reden klangen auch in ein Lob des scheidenden Direktors aus.

Regierungsrat Dr. Hornich hat seinen Namen in Wien und Oesterreich und Deutschland; er ist fast der einzige bedeutende Fachmann in Oesterreich auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Pädagogik, ein Systematiker und Praktiker und Programmatiker, ein Schüler Willmanns. Er vereinigt in seiner pädagogischen Art, wie Landesschulinspektor Dr. Becker ausführte, „Empirie und Spekulation und Tradition"; Hornich hat „von Pik auf" gedient, war Bürgerschullehrer, Seminarlehrer, Seminardirektor, bis er als Direktor des Pädagogiums alle Fäden der Lehrerbildung zusammenfaßte; er hat praktisch an der Schule und im Leben, an Lehrerbildnertagungen usw. und auch als Präsident des Katholischen Schulvereines gewirkt und in Zeitschriften und Jahrbüchern und Tagesblättern zu allen praktischen und wissenschaftlichen Fragen des weitverzweigten Faches Stellung genommen. Seiner Anregung verdanken viele einschneidende Neuerungen des Schul- und Lehrerbildungswesens und viele Werke der Schulliteratur ihre Entstehung. Als Herausgeber des „Neuen Oesterreich" hat Hornich seine Arbeit auch auf das politische Gebiet getragen. Noch völlig rüstig tritt er nun in den Ruhestand.

Die „neue" Zeit verlangt, daß der Schulmann mit dreißig Dienstjahren abzugehen habe; mit diesem Schema gehen dieser neuen Zeit viele noch viel versprechende Kräfte verloren; aber es ist zu hoffen, daß, wie Dr. Hornich in seiner Dankesrede es auch versprach, diese sich nicht grollend abseits stellen, sondern auch als Ruheständler mitwirken am Gewebe und Gefüge des Neuen und des Aufbaues. Gerade in Unterrichts- und Erziehungsfragen kann auf die Mithilfe der Erfahrenen nicht verzichtet werden, hier kann besonders nur „Vergangenheit die Zukunft gründen".

Für die Zukunft des Wiener Pädagogiums legten die Ausführungen des Oberamtsrates Dr. Kastner und die Schlußworte des Direktors Neumair eine Art Programm und Versprechen vor; Dr. Kastner stellte die weitere besondere Fürsorge und Munifizenz des Landes Niederösterreich und — ein neues, großes, mit den modernsten Einrichtungen ausgestattetes Gebäude in Aussicht und der neue Direktor bekannte sich zum Geleitspruch: Am guten Alten in Treuen halten, am kräftigen Neuen sich stärken und freuen!

Dem Pädagogium und seiner neuen Leitung und Gestaltung wendet sich freundlich und erwartend das allgemeine Interesse zu.

Fremdenblatt

4. III. 1919

Der Flug des Staatssekretärs Dr. Bauer.

Notlandung in Brieg.

Staatssekretär Dr. Bauer, der, wie gemldet, gestern vormittags in Berlin mit einem Apparat der Hamburg—Amerika-Linie den Flug nach Wien antrat und in den Nachmittagsstunden hier einlangen sollte, ist zu der angegebenen Zeit nicht eingetroffen. Jede Nachricht von ihm und seinen Reisegenossen — Unterstaatssekretär Dr. Riedl und Sekretär Kautsky — fehlte und man hegte schon Befürchtungen bezüglich des Schicksals der Flieger, als in den Abendstunden eine beruhigende Mitteilung in Wien einlangte. Das Flugzeug mußte in Brieg eine Notlandung vornehmen und wird erst heute den Flug nach Wien fortsetzen.

Brieg ist eine Stadt mit 12.000 Einwohnern und liegt im Regierungsbezirk Breslau, ungefähr 60 Kilometer von der Grenze des alten Oesterreich entfernt. Der Apparat dürfte aus unbekannten Gründen etwas nach Osten abgedrängt worden sein, denn Brieg liegt nicht mehr an der direkten Linie Berlin—Wien.

Flugverkehr zwischen Wien und Italien.

Wie gemeldet, sind Sonntag nachmittags auf dem Flugfelde Aspern vier italienische Caproni-Flugzeuge angekommen. Die italienischen Flieger hatten Padua um 1 Uhr mittags verlassen und kamen um 1/46 Uhr abends in Aspern an, nachdem sie die ganze etwa 450 Kilometer betragende Luftlinie Padua—Wien ohne Unterbrechung durchflogen hatten. Während des Fluges hatten die Flieger vielfach unter schlechtem Wetter zu leiden, besonders nach Bruck wurde der Nebel immer undurchsichtiger. Die Apparate, die zu dem Flug verwendet wurden, sind die großen Caproni, wie sie im Krieg zum Bombenabwurf verwendet wurden. Jeder dieser Apparate hat drei Motoren mit insgesamt 450 Pferdekräften. Bereits jetzt sind diese Apparate so ausgerüstet, daß sie fünf Personen, das Gepäck und den Postkurier aufnehmen können. Sämtliche Apparate sind ohne jeden Motorschaden angekommen, und da jedes Flugzeug, wie erwähnt, mit drei Motoren ausgerüstet ist, kann die Reise auch für Privatpersonen als vollkommen gefahrlos betrachtet werden.

Wenn die regelmäßigen Beziehungen zwischen Deutschösterreich und Italien wieder aufgenommen sein werden, wird mit den Apparaten ein regelmäßiger Personenverkehr zwischen Wien und Italien eingerichtet werden. Und zwar sollen täglich je zwei Apparate von Wien und Italien auffliegen. Die Fahrt der italienischen Piloten ging nach ihren Berichten durchwegs glatt von statten, nur einer der Flieger verfehlte die Richtung und ist einige Kilometer abseits von Aspern bei Fischamend gelandet. Die ganze Unternehmung steht unter der Leitung des italienischen Majors Ingenieur Francesco Vece.

Neues Wiener Tagblatt

6./III. 1919

Eine Erklärung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner.

Gegenüber den Mitteilungen, daß Bürgermeister Dr. Weiskirchner irgendein Staatsamt anstrebe, hat dieser seinen Parteiblättern eine Erklärung übermittelt. In dieser heißt es, daß der Bürgermeister nur den Wunsch hegt, sich nach seiner jahrzehntelangen verantwortungsvollen Tätigkeit in der Gemeinde Wien ausruhen zu können. Die Beschäftigung als Nationalrat gebe ihm einstweilen hinreichend Gelegenheit, sich zu betätigen.

Arbeiterzeitung

6./III. 1919

Koerber gestorben.

In dem Sanatorium von Gutenbrunn bei Wien ist Mittwoch nach längerer Krankheit Dr. Ernest v. Koerber gestorben. Er ist 69 Jahre alt geworden, war aber schon längere Zeit ein gebrochener Mann. Die Beamtenlaufbahn Koerbers beginnt im Jahre 1872 und endete im November 1916; es ist also schon der Dauer nach ein langes Wirken. Es hatte auch seine unzweifelhaften Höhepunkte: die fünf Jahre der Koerberschen Ministerpräsidentschaft, von 1900 bis 1905, im tiefsten Sinne zwar unergiebig, zeigen doch Koerber als einen Mann von vielen Gaben und Fähigkeiten. Er verstand viel von der Verwaltung, hatte einen regen politischen Sinn und war vor allem ein moderner Mensch, sozialpolitisch gesinnt und allen freiheitswidrigen Bedrückungen, die vor ihm das Arsenal österreichischer Staatskunst ausgemacht hatten, im tiefsten Wesen abhold. Man kann sagen, daß erst mit seinem Regieren mit den Beschränkungen der politischen Freiheiten gebrochen wurde; daß er als der erste, und damit bahnbrechend, der Preßfreiheit, der Vereins- und Versammlungsfreiheit Raum gewährt hat. Nachdem er gestürzt worden war — durch Ränke der Deutschbürgerlichen, die deren politische Einsichtslosigkeit neu bekräftigten und durch allerlei Hofintriguen — blieb er in der langen Nacht österreichischer Unfähigkeit immer der Mann, zu dem die Hoffnungen zurückkehrten. Deshalb war es eigentlich selbstverständlich, daß er, nachdem das Stürgkhsche System zusammengebrochen war, berufen wurde; man spürte auch da, daß eine frischere und reinere Luft zu wehen begann. Allerdings war, bei dem wetterwendischen Sinne des Kaisers Karl, seines Bleibens nicht lange; der junge Herr entledigte sich des bedeutenden Mannes mit einer einfach unanständigen Hast. Der Vorgang dieser Entlassung ist beglaubigt: es wurde Koerber angekündigt, daß er die von Stürgkh mit Tisza abgemachten Ausgleichsvereinbarungen mit dem § 14 ins Werk setzen müsse, und als er sich zu der Sinnlosigkeit nicht verstehen wollte, und auch für die Oktroyierung in Sachen der versprochenen galizischen Autonomie und der berühmten Belange nicht bereit war, wurde nach der Audienz ein Beamter mit der Weisung zu ihm geschickt, die Regierung Koerber habe sofort ihre Demission zu überreichen. Wonach sich das Mißregieren Karls in voller Blüte entfaltete ... Koerber war auch ein wirkungsvoller Redner, dem manches packende, ja geflügelte Wort gelang; überhaupt in seiner Art eine interessante Persönlichkeit. Sicherlich aber eine der geschlossensten Gestalten, die die altösterreichische Bürokratie hervorgebracht hat, vielleicht der letzte Gipfel, den sie erklommen. Er hat viel Gutes angestrebt und manches auch verwirklicht, und darunter war das meiste der sozialen und geistigen Entwicklung gewidmet. Einer der Besten aus einer Vergangenheit, die sonst nur Schlimmes ausgesät hat, sinkt mit ihm ins Grab.

8./III. 1919

156

Ernest v. Körber.

Von

Stefan Großmann.

Gestern kam die Nachricht, Körber sei gestorben, nachdem vorgestern in Wien verkündet worden, daß das Theresianum aufgelöst werde. Ins Wiener Theresianum schickten Adlige, vornehme Bürger und hohe Beamte ihre Söhne, damit sie sich dort auf eine österreichische Regierungskarriere vorbereiteten. Was brauchte ein Minister des alten Oesterreichs am nötigsten? Geschmeidigkeit! Das Theresianum war eine sehr gute Unterrichtsanstalt, aber das wahrhaft Erstaunliche war doch die unglaubliche Elastizität, Scharmantheit, Glätte, die jeder Zögling mit auf den Lebensweg bekam. Ich erkannte noch nach Jahren bei alten Herren am herzlich-falschen Händedruck die Schule des Theresianums. Die große jesuitisch influenzierte Lebensweisheit, die das Theresianum jedem Zögling beibrachte, hieß: „Tue im Umgang mit anderen Menschen so, als wenn Du überhaupt keine brennenderen Lebensinteressen hättest als die ihren!" Selbstverständlich kann man diese Pfiffigkeit jungen Menschen nicht so ohne weiteres beibringen, das Geradheitsprinzip der Jugend wehrt sich dagegen, die Lehrer und Erzieher mußten den Eleven ein gewisses Maß wirklicher Liebenswürdigkeit — politesse du coeur war das Lieblingswort im Theresianum — einflößen, und auch (zumindest) eine gewisse Neugier am Geschicke des anderen. Der Theresianist erschien dem Fremden als der teilnahmsvollste Mensch, dem er je begegnete. Allerdings haben die Theresianisten, höchst kultivierte Produkte des absolutistischen Systems, nicht gerade dazu beigetragen, den Ruhm der Verläßlichkeit des Wieners zu erhöhen.

Körber war das vollkommenste Produkt des Theresianums. Wenn er einen nach Jahren in Wien wiederbegrüßte, so angewöhnlich warm und lange drückte er die Hand, da dachte man unwillkürlich: Hält er Dich für seinen Stiefbruder oder erkennt er Dich gar nicht? Dieses Unsicherheitsgefühl des Begrüßten wurde dadurch erhöht, daß Körber auf eine phantastische Art schielte. Gerade dann, wenn Du überzeugt warst, daß er an die entgegengesetzte Ecke schaue, verweilte sein Auge sinnend auf Dir. Aber auch dieses muntere Schielen gehörte zum Wesen dieses springbeweglichen, hurtigen, erquickend schnell denkenden Geistes. Besonders als älterer Herr sah er entzückend aus, der kleine, zarte Herr war mit Recht eine Wiener Grabensfigur, stets von peinlichster Eleganz, mit dezidiertem Farbensinn gekleidet, auf der Straße so schnell wie in Gedanken, ein chinesisches Vöglichen in europäischer Tracht, mit einer Knollennase, einem leicht lachenden, weichen Gebiß, der kahle Schädel rund und lustig, die Aeuglein nach vorn und hinten, rechts und links wendend.

Diese den Zuschauer belustigende Hurtigkeit des Geistes besaß er auch als Ministerpräsident. Freilich war er Junggeselle, ein fanatischer Arbeiter. Aber seine handelspolitischen, juristischen, ja hygienischen Kenntnisse waren ihm nur Vorbedingungen zu seiner eigentlichen Lebensfreude, die hieß: Verhandeln. Ein großer Streik, der Ausgleich mit Ungarn, Waffenstillstand zwischen den Nationen Oesterreichs — mit „leidenschaftsloser Beharrlichkeit", wie er es selbst von sich sagte, zwischen den halb Wahnsinnigen vermitteln, da funkelten seine fröhlich schielenden Augen. Und wie konnte derselbe Mann, der tagelang mit Unermüdlichkeit, die Streitenden ganz ernst nahm, hinterher in seinem Arbeits- oder Speisezimmer die Parteien lästern und verulken!

Körbers Karriere brach jählings ab, als Franz Ferdinand, der Düstere, in die Machtsphäre rückte. Ohne Angabe von Gründen pflegte der arme, von Pfaffen streng am Draht gezogene Erzherzog seine Opfer tief in den Abgrund zu versenken. Körber stand im Rufe einer gewissen Liberalität, er ging morgens nicht ostentativ in die Kirche, das genügte dem mit Talenten leicht verschwenderischen Prinzen, Körber abzutun. Nach Franz Ferdinands Ermordung rief der alte Kaiser Körber wieder. Aber es war schwer, neben dem Greise zu arbeiten. „Ach," seufzte er mir damals, 1915, in seinem geheimsten Kämmerchen zu, „der alte Kaiser ist ja sehr rüstig, sehr aufnahmefähig, er erinnert sich an so vieles, aber er will absolut nicht aufgeregt werden. Und wissen S', lieber Großmann, ein Weltkrieg ist ohne Aufregung schlecht durchzuführen."

Der letzte Habsburger, Karl, hat ihn selbst ganz nach theresianischer Methode behandelt. Stürmische Umarmung und, als Körber nicht zur Puppe des Kaisers werden wollte, plötzliches Davonjagen. Aber nachher wieder theresianische Scharmantheit. Der junge Kaiser schickte Körber Orden mit Brillanten. „Als wenn ich eine Balletteuse wär'!" sagte Körber bitter. Er hat über den jungen Kaiser, der so schnell wilhelminische Talente entfaltete, später noch viel giftiger gescherzt. Mit sanfter, ganz liebenswürdiger, fast lobender Stimme konnte er die allerschlimmsten Dinge über den jungen Kaiser sagen, der ihn am tiefsten gekränkt hatte.

Besonders der politische Dilettantismus des blutjung aussehenden Karl verdroß ihn, und so gab er vor Karls Bild mit innigem Behagen einen Scherz zum besten, der dann durch ganz Wien lief: „Er ist dreißig Jahre alt, sieht aus wie zwanzig und redet wie zehn Jahre!"

Ja, der Theresianist war bitter geworden!

160

19. III. 1919

Erinnerungen an Freiherrn v. Gruber.

Von Dr. Alexander Freiherrn v. Spitzmüller.
Minister a. D.

Wien, 18. März.

Mit Freiherrn v. Gruber ist eine Persönlichkeit von seltener Eigenart und nicht gewöhnlichem Zuschnitt, ein Mann von großer und, was in Oesterreich etwas sagen will, tatsächlich wirkungsvoller Autorität dahingegangen. Eine schwere Krankheit, die ihn in verhältnismäßig jungen Jahren befiel, zwang ihn, lange von der Arbeit auszuruhen und seine Zeit mit privatem Studium auszufüllen. Gerade diese Rast schien ihm aber zum Segen zu gereichen und erklärt es wohl, daß er gerade in späteren Jahren, da viele andere schon ruhebedürftig sind, zu rüstigem Schaffen ausholte und bis in seine letzten Lebenstage volle Kapazität und ungeschmälerte Lebhaftigkeit des Geistes sich erhielt. Dr. v. Gruber gehörte zu jenen Menschen, von denen gesagt werden darf, daß eine persönliche dauernde Berührung mit ihnen nachhaltige Spuren zurückläßt. Wenn ich speziell von meiner eigenen finanzpolitischen Erziehung in diesem Zusammenhange sprechen darf, so möchte ich sagen, daß mich Dr. Steinbach, Eugen v. Böhm-Bawerk und Dr. v. Gruber wenigstens in der Zeit, in welcher ich schon praktisch beruflich tätig war, am meisten beeinflußt haben. Die Autorität, die Doktor v. Gruber in erster Linie auf münz- und währungspolitischem Gebiete, dann aber auch in Fragen der Kreditpolitik besaß, war eine so seltene, daß sich jeder vor ihr beugte. Selbst Herr v. Böhm ließ einmal, wie ich mich genau erinnere, als Minister einen Lieblingsgedanken fallen, weil er der sachlichen Opposition des damaligen Sektionschefs Gruber begegnete. Es handelte sich um die Konversion der 4·2prozentigen einheitlichen Rente. Herr v. Böhm wollte neben dem 4prozentigen Typus noch einen niedriger verzinslichen, eventuell 3¾prozentigen Typus schaffen, vornehmlich deshalb, weil ihn die einfache Abstempelung von 4·2 auf 4 Prozent nicht reizte. Ich unterstützte ihn als Referent, Gruber brachte aber diesen Gedanken mit sehr nüchternen Argumenten zu Falle und scheint damit auch recht behalten zu haben. (Diese Aenderung ist durch nachträgliche Einwendungen von einer publizistischen Persönlichkeit beschlossen worden, was auch Freiherr v. Gruber immer anerkannt hat. Anm. d. Red.) Auch die ungarischen Regierungsvertreter ließen der sachlichen Kapazität Grubers vollen Spielraum selbst dort, wo ungarische Interessen auf dem Spiele standen. Die konservative Haltung der österreichischen Regierung in der ganzen Währungsreformaktion, speziell aber in der Barzahlungsfrage, hätte kaum bis zum Ende durchgehalten werden können, wenn nicht ein Mann von so großem Ansehen wie Dr. Gruber vom Beginne der Währungsreform bis zu ihrem Schlusse die Bahn ruhigen Fortschreitens gewiesen und oft mit Starrsinn behauptet hätte. Gruber verstand es ausgezeichnet, seine Mitarbeiter bei der Stange zu halten. Zu der Zeit, in welcher ich als Referent für die Währungsreform, das Bank- und Kreditwesen im Finanzministerium fungierte, hatte Dr. Popovics, der nachmalige Gouverneur und Finanzminister, die analoge Funktion im ungarischen Finanzministerium. Wir hegten beide für Dr. Gruber die Gefühle verehrungsvoller Freundschaft und das Zusammenwirken gestaltete sich, wie ich glaube, wirklich segensreich. Aber wir waren uns manchmal doch bewußt, daß wir uns der überlegenen Autorität beugten, ohne vielleicht völlig überzeugt zu sein. Ein Bureaukrat im strengen Wortsinne ist Dr. Gruber zu seinem Glücke nie gewesen. Manche meinen, daß ihm deshalb die Spitze der bureaukratischen Laufbahn, ein Ministerposten, versagt blieb. Ich halte das für einen Irrtum. Gruber war nicht aus jenem Holze gemacht, aus dem man Minister schnitzt, und kam überdies in die bureaukratische Laufbahn so spät, daß die rechtzeitige Ummodelung seiner so stark gefügten Persönlichkeit kaum mehr im Bereiche der Möglichkeit lag.

Sein Wirken auf währungs- und bankpolitischem Gebiete war ein so eminentes, daß es kaum einer besonderen Charakterisierung bedarf. Nicht minder groß war aber sein Einfluß in kreditpolitischer Beziehung, und zwar schon seit Steinbach, obwohl er auf diesem Gebiete nicht als Fachmann auf den Plan trat. Sein eiserner Fleiß und seine außerordentliche Arbeitskraft bewirkten, daß er auch im praktischen Finanzgeschäfte in relativ kurzer Zeit eine unbestrittene Kompetenz in Anspruch nehmen durfte und von den hervorragendsten Finanziers, wie zum Beispiel Mauthner und Taussig, nicht nur respektiert, sondern sogar gefürchtet wurde. Gerade dann, wenn er in Verhandlungen einer ablehnenden Haltung zum Durchbruch verhelfen wollte, waren ihm eine eigentümliche Präzision und Bestimmtheit zu einer Art zweiten Natur geworden. Der deutsche Professor, der Widerspruch wirksam niederzuhalten versteht, trat da stark hervor. Diese Eigenschaft war unschätzbar, wo große Interessen mit Zähigkeit verteidigt werden mußten, weniger günstig wirkte sie dort, wo Kompromisse am Platze waren.

Was speziell die Oesterreichisch-ungarische Bank anbelangt, so hatte Dr. Gruber zweifellos ein großes Verdienst daran, daß die so vielfach angefochtene paritätische Ausgestaltung der Bank im Ausgleiche des Jahres 1899 im großen und ganzen wenigstens im Frieden keinen erheblichen Schaden brachte. Dagegen glaube ich allerdings, daß die große Enttäuschung, welche die Tätigkeit der Notenbank während des Krieges vielfach hervorgerufen hat, in letzter Linie weniger auf die Qualität der in der Bankleitung tätigen Personen zurückzuführen ist, als auf die Organisation, welche eine im Frieden weniger wichtige, im Kriege aber ein unentbehrliches Bedürfnis darstellende stramme zentrale Leitung — etwa wie bei der Deutschen Reichsbank — so ziemlich ausschloß. Hiezu kam dann noch im letzten Stadium des Krieges das unbegreiflich und unverzeihlich lange Provisorium bei der Besetzung des Bankgouverneurpostens, obwohl gerade diese Personalfrage im Kriege eine möglichst definitive Lösung nach absolut sachlichen Gesichtspunkten erheischte. Freiherr v. Gruber war, wie ich aus einer erst kurz vor seinem Hinscheiden mit ihm gepflogenen Unterredung mit Bestimmtheit ersehen konnte, sich völlig bewußt, daß er als österreichischer Vizegouverneur, in welcher Eigenschaft er die Betrauung der spezifisch österreichischen Interessen angelobt hatte, die Geschäfte des Gouvernements unmöglich reibungslos und unter voller Betätigung seiner Energie und Kapazität führen konnte. Daß er schließlich kurz vor seinem Ableben doch zum Gouverneur ernannt wurde, bedeutete für den ausgezeichneten Mann eine späte, aber gewiß verdiente Genugtuung, die ihm nur dadurch getrübt wurde, daß er dort liquidieren mußte, wo er einst frohgemut schaffend aufgebaut hatte, daß er ohnmächtig zusehen mußte, wie sein Werk, welches immer ein Ruhmesblatt in der Geschichte der österreichischen Volkswirtschaft bilden wird, blindwütigem Chauvinismus und der Selbstbestimmungspsychose zum Opfer fiel.

In der österreichischen Wirtschaftsgeschichte wird Grubers Name als einer der hervorragendsten praktisch tätigen Politiker einen dauernden Platz einnehmen.

20./II. 1919

161

[Für die Nichte Franz Schuberts.] Die „Neue Freie Presse" hat dem Aufrufe des „Schubertbund" für die greise, mittellose Nichte Franz Schuberts Raum gegeben: Gebot der Dankbarkeit der Vaterstadt wäre es, für eine lebenslang gesicherte Rente zu sorgen. Der Männergesangverein, der unser Schubert-Denkmal durch eine Reihe von Aufführungen Schubertscher Werke schaffen half, unsere Schubert-Sänger und -Quartettisten, unsere großen Orchestervereine könnten und sollten mit geringer Mühe gleichfalls die für die Erfüllung dieser Ehrenpflicht nötigen bescheidenen Beiträge aufbringen, da die Schöpfer und Nutznießer des Dreimäderlhauses nicht ohne weiteres zu einer entsprechenden Vermögensabgabe veranlaßt werden sollten und könnten. Diese Anregung bezweckt zugleich ein Weiteres. Nicht nur für diesen grellen Fall der Bedürftigkeit einer nahen Verwandten eines Großmeisters, für den ganzen Musikerstand sollte durch Selbsthilfe in ähnlicher Art Schutz der schuldlos in Not geratenen Invaliden und Hinterbliebenen geschaffen werden, wie das für Schriftsteller durch die heuer in das sechzigste Jahr ihres Bestandes tretende Schiller-Stiftung — allerdings nicht auf einen Schlag — doch durch zähe, beharrliche Arbeit geschah. Die Keimzelle zu einem solchen Bunde scheint ja vorhanden zu sein: in der bald nach Kriegsausbruch ins Leben gerufenen „Kunstfürsorgevereinigung". Nicht der Trägheit und Leichtfertigkeit, der bittersten, unverschuldeten, in Musiker- wie in den Kreisen der bildenden Künstler immer ärger um sich greifenden Not soll Beistand werden. Und wenn für die Wiener Musiker ein derartiger Hilfsverein „Franz Schubert-Stiftung" getauft werden mag, wäre es nur die Erneuerung eines Alt-Wiener Vorbildes: des Tonkünstlervereines „Josef Haydn", der jahrzehntelang bestand, für Witwen und Waisen der Musiker vorsorgte und das späterhin abgelöste Recht zweier Orchesteraufführungen im alten Burgtheater hatte: in meiner Sünden Maienblüte hab' ich mit manchen anderen freiwilligen dilettierenden Spielern als Student bei solchen ziemlich mittelmäßigen Konzertvorführungen der „Schöpfung" und der „Jahreszeiten" Vater Haydns auf dem Bühnenpodium des alten Burgtheaters mitgegeigt. Beim rechten Willen könnte eine „Franz Schubert-Stiftung" rasch begründet und segensreich ausgebaut werden.

25./III. 1919

Paul Kupelwieser.

Der Herr von Brioni.

Mit seinem nach schwerem Leiden am 20. März eingetretenen Tode hat Deutschösterreich einen seiner Besten verloren. Die letzten Monate seines Lebens waren noch der eifrigsten Tätigkeit um die Neugestaltung Deutschösterreichs gewidmet, worüber er seine Vorstellungen in einer an die Oeffentlichkeit gerichteten Denkschrift bekanntgab. Was er aber als die Schlußmission seines tatenreichen Lebens betrachtete, das war das uns allen bisher so fremdartige Problem der künftigen Goldgewinnung unsrer Alpenländer, mit dessen Lösung er als eifriger, erfahrener Montanist sich nach Beratung mit andern Fachmännern aufs eifrigste beschäftigte, und wovon er sich bei dem, wie er meinte, vorhandenen großen Reichtum unsres Vaterlandes an den Erzen dieses Metalles ganz außerordentliche Erfolge versprach.

Paul Kupelwieser war am 2. Februar 1843 als der Sohn des damals berühmten Malers und Akademieprofessors Leopold Kupelwieser in Wien geboren, in dessen streng katholisch und monarchisch gesinnten, patriarchalisch geführter Erziehung er zusammen mit sieben am Leben gebliebenen Geschwistern aufwuchs, wobei die damals den Geschmack beherrschenden Künstlerkreise, vor allen Führich und die verwandten Familien Sonnleithner und Rizy, hervortraten. Seiner Neigung zur Montanistik folgend, hatte er die Leobner Bergakademie unter Tunner absolviert, und war unter Förderung seines Freundes und Gönners Hall, eines die Maschinenfabrik der Südbahn leitenden tatkräftigen Engländers, in frühen Jahren Leiter der Eisenwerke in Ternitz, dann des Teplitzer Walzwerkes und endlich Generaldirektor des größten österreichischen Eisenwerkes in Witkowitz geworden. Seine erst vor kurzem im Buchhandel erschienenen „Lebenserinnerungen" geben ein anschauliches Bild seiner bewegten Tätigkeit als Eisenhüttenmann und gleichzeitig der Geschichte der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so großartig entwickelnden europäischen Eisenfabrikation. Die werktätige Unterstützung seiner gleichgestimmten Freunde Wittgenstein und Kestranek, die ja beide seine Schüler waren, kam ihm außerordentlich zustatten.

Hatten Kupelwiesers Ideen und Vorschläge auch gewöhnlich den Nagel auf dem Kopf getroffen, so stand seiner persönlichen Weichheit und Herzensgüte sein Widerstreben gegen jeden Zwang zur Seite und lähmte bisweilen seine besten Entschließungen, weil er den Widerständen seiner Gegner nicht die gebührende energische Zurückweisung entgegenzusetzen vermochte.

So kam es, daß Kupelwieser im kräftigsten Mannesalter von der Leitung des Witkowitzer Unternehmens zurücktrat.

Da begann er aber ein neues Leben und schuf auf der wüsten Felseninsel Brioni ein herrliches Paradies. Wie sehr ihm diese Herkulesarbeit gelang, hat seinerzeit Richard Voß besungen. Die Entsumpfung der Insel, ihre Errettung aus den Griffen der gefährlichsten Malaria, wozu er den berühmten Robert Koch herbeirief, die Süßwasserversorgung der Insel durch eine unterseeische Herüberleitung vom Festlande her, die Neubepflanzung mit subtropischen Bäumen, der Bau großer Hotelanlagen, der Tierpark, die Straußenzucht, das herrliche Seebad, das gewärmte Winterseebad, alles dieses zeugt von Kupelwiesers Ideenreichtum und entschlossener Tatkraft. Und nun mußte er erleben, daß dieses Juwel seiner Tätigkeit, das ein Vorposten deutscher Zivilisation im fremdsprachigen Gebiete sein sollte, seinem Lande verloren ging. Dem Sterbenden war es aber ein Trost, daß er die unverletzt gebliebene Insel in der musterhaften Verwaltung seines bewährten Sohnes zurücklassen konnte.

Der Thronfolger Franz Ferdinand hatte seinerzeit großes Gefallen an der Insel Brioni gefunden und bemühte sich, mit dem ihm zur Verfügung stehenden Einflusse sie an sich zu bringen, so daß Kupelwieser mit schwerem Herzen sich bereit erklärte, ihm die Insel um den Kostenpreis zu überlassen. Dieser schien aber dem mächtigen Manne zu hoch, und so drohte schon die gewaltsame Entreißung des Besitzes unter dem Vorwande militärischer Unentbehrlichkeit. Es kam nicht dazu, weil Kupelwiesers uneigennütziges Verhalten klar zutage lag und dem Gegner die Waffen aus der Hand schlug.

Dann kam Oesterreichs Zerschmetterung und die Aufrichtung der Republik, die Kupelwieser mit Begeisterung begrüßte. War ja doch der edelste Demokratismus von jeher sein Ideal gewesen. Er veröffentlichte seine Vorschläge für die Neugestaltung Deutschösterreichs und meinte, daß die neuen Führer sich danach richten könnten. Seine ganze Hoffnung aber setzte er auf Wilson, der ihm wie ein Messias erschien, von dem er überzeugt war, daß er der Welt Recht und Gerechtigkeit bringen, den Völkerbund und den Völkergerichtshof zur Wirklichkeit machen werde. Der edle, von reinster Menschenliebe und ernstem Pflichtgefühl erfüllte Mann starb dahin, bevor sein Ideal zur Reife gelangte.

* * *

Ostdeutsche Rundschau
31. III. 1919

163 D 31

Der Abschiedsbrief des deutschen Kronprinzen an Hindenburg.

Feldmarschall v. Hindenburg hat in einem neulich veröffentlichten Schreiben den Schleier etwas gelüftet, der über den Vorgängen im Großen Hauptquartier am 9. November 1918 liegt. Der Einspruch des Feldmarschalls richtete sich gegen die unerhörte Lüge, daß der Kaiser fahnenflüchtig geworden sei. Fast noch unerhörter ist die Art und Weise, wie mit dem Kronprinzen umgesprungen worden ist. Bekanntlich hat dieser die damalige Regierung um ihre Zustimmung ersucht, den Oberbefehl über sein Heer behalten zu dürfen, um es in straffer Zucht und Ordnung in die Heimat zurückführen zu können. Die Antwort der Regierung fiel verneinend aus.

Nach der Antwort der Regierung blieb dem Kronprinzen nichts weiter übrig, als den Oberbefehl niederzulegen. Er hat damals dem Feldmarschall von Hindenburg in folgendem ausführlichen Schreiben seine Stellungnahme auseinandergesetzt:

Hauptquartier Heeresgruppe deutscher Kronprinz

den 11. November 1918.

Sehr geehrter Herr Generalfeldmarschall!

In diesem für meinen Herrn Vater und mich schwersten Tagen unseres Lebens muß ich mich auch von E. E. verabschieden. Tiefbewegt habe ich mich entschließen müssen, von der mir durch E. E. erteilten Genehmigung Gebrauch zu machen, meinen Posten als Oberbefehlshaber niederzulegen und meinen Aufenthalt zunächst im neutralen Ausland zu nehmen. Erst nach harten, inneren Kämpfen habe ich mich zu diesem Schritt durchringen können, trotzdem es mir mit den Fasern meines Herzens widerstrebt, meine Heeresgruppe und meine tapferen Truppen, denen das Vaterland so unendlich viel verdankt, nicht in die Heimat zurückführen zu können.

Ich lege aber Wert darauf, E. E. in dieser Stunde noch einmal meine Stellungnahme in kurzen Zügen zur Darstellung zu bringen, und bitte E. E., von meinen Worten ganz nach Ihrem Gutdünken Gebrauch zu machen.

Im Gegensatz zu vielen ungerechten Stimmen, die mich von jeher als Kriegshetzer und Reaktionär hinzustellen sich bemüht haben, habe ich von Anfang an den Standpunkt vertreten, daß dieser Krieg für uns ein Verteidigungskrieg war. Immer wieder habe ich in den Jahren 1916, 1917, 1918 den maßgebenden Persönlichkeiten gegenüber mündlich und schriftlich betont, daß Deutschland mit allen Mitteln das Ende des Krieges suchen und froh sein müsse, sich gegen die ganze Welt auf dem Statusquo zu behaupten.

Seit Jahr und Tag habe ich in den vielen Unterredungen mit General Ludendorff einem weisen Verständigungsfrieden das Wort geredet und die Auffassung vertreten, daß die Gelegenheit hierfür die günstigste war, als wir vor und auch während der Frühjahrsoffensive macht- und kraftvoll dastanden. Innerpolitisch bin ich der letzte gewesen, der sich einem freiheitlichen Ausbau unseres Staatswesens verschlossen hat. Diese meine Auffassung habe ich auch dem Reichskanzler, Prinz Max von Baden, noch vor wenigen Tagen schriftlich dargetan. Trotzdem bin ich, als die Wucht der Ereignisse meinen Herrn Vater vom Thron stürzte, nicht nur gehört worden, **sondern man ist über mich als Kronprinz und Thronfolger einfach zur Tagesordnung übergegangen.** Ein Verzicht ist von mir weder gefordert noch geleistet worden.

E. E. bitte ich daher, Kenntnis zu nehmen, daß ich gegen die Vergewaltigung meiner Person, meiner Rechte und Ansprüche Verwahrung einlegen muß.

Trotz dieser Tatsachen blieb mein Standpunkt der, weiter auf meinem Posten zu verharren. Ich wollte der Armee eine neue Enttäuschung ersparen. Sie ist bereits durch den Verlust ihres Kaisers und obersten Kriegsherrn und über die alles Erwarten harten Waffenstillstandsbedingungen aufs schwerste erschüttert worden. Dabei hat mich der Gedanke geleitet, durch den Zusammenhalt meiner Heeresgruppe für unser Vaterland, dem wir alle dienen, weitere schädigende und zersetzende Momente zu vermeiden, auch wenn meine Person unter Umständen peinlichsten Folgen und Konflikten ausgesetzt sein könnte. Ich hätte dieses getragen in dem Bewußtsein, dem Vaterlande einen Dienst zu erweisen. Für mein weiteres Verbleiben auf meinem militärischen Posten mußte aber auch die Stellungnahme der jetzigen Regierung maßgebend sein. Von ihr ist mir der Bescheid geworden, daß die Regierung nicht mit einer weiteren militärischen Verwendung meinerseits rechne. Ich glaube daher, so lange auf meinem Posten geblieben zu sein, wie es meine Ehre als Offizier und Soldat es mir vorschrieb.

E. E. wollen gleichzeitig davon Kenntnis nehmen, daß Abschriften dieses Briefes an den Minister des Königlichen Hauses, das preußische Staatsministerium, den Herrn Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses, den Herrn Präsidenten des Herrenhauses, den Chef des Militärkabinetts und einige mir nahestehende militärische Führer gegangen sind.

Mit dem heißen Wunsche, daß unser geliebtes Vaterland aus diesen schweren Stürmen den Weg zur inneren Gesundung und einer neuen besseren Zukunft finden möge, verbleibe ich E. E. . . .

gez. Wilhelm, Kronprinz.

Das war am 11. November. Am 9. November aber verkündete der Erlaß des Prinzen Max bereits den Thronverzicht des Kronprinzen.

Wir haben den Brief des Kronprinzen wiedergegeben, weil er besser als alles andere die albernen Gerüchte widerlegt, die den Kronprinzen als Scharfmacher, Reaktionär und wer weiß sonst noch was hinstellen wollen. Das deutsche Volk soll und wird aus diesem Notschrei des jungen Hohenzollern, der ein flammendes Bekenntnis heißer Vaterlandsliebe und Treue zu Heer und Volk ist, vielleicht erkennen, was es am 9. November eingetauscht hat. Der Kronprinz hat am 28. November dann in aller Form auf Krone und Reich verzichtet, er kommt als zukünftiger Träger der Krone daher nicht mehr in Frage. Aber kommen wird vielleicht noch ein Tag, an dem sich das deutsche Volk zurücksehnt zu Männern, die gleich selbstlos, auch in der Stunde des schnödesten Verrates, an ihrem Volke hingen und ihm die Treue bewahrten, wie der vertriebene Kronprinz Wilhelm von Preußen.

Neue Freie Presse
31./III. 1919

† Hofrat Professor Dr. Edmund Bernatzik.

Wien, 31. März.

Die deutsche und deutschösterreichische Juristenwelt ist durch den plötzlichen Tod des hervorragenden Staatsrechtslehrers der Wiener Universität Hofrat Professor Dr. Edmund Bernatzik in aufrichtige Trauer versetzt. Bernatzik ist nur 64 Jahre alt geworden. Er entstammte einer angesehenen Wiener Familie und sein Vater zählte zu den bedeutendsten Rechtsanwälten unserer Stadt. Edmund Bernatzik hatte ursprünglich die richterliche Karriere eingeschlagen und sich erst verhältnismäßig spät der wissenschaftlichen Laufbahn zugewendet. Er habilitierte sich in Wien für allgemeines und österreichisches Staatsrecht und für österreichisches Verwaltungsrecht und war gleichzeitig als Juristenpräfekt am Theresianum tätig. Dort erreichte ihn der Auftrag des damaligen Unterrichtsministers Gautsch, an der Innsbrucker Universität Kirchenrecht zu supplieren. Trotzdem das kanonische Recht nicht sein eigentliches Fachgebiet bildete, kam er diesem Auftrag in so ausgezeichneter Weise nach, daß reichsdeutsche Juristenkreise auf den Gelehrten aufmerksam wurden. Als Nachfolger Jellineks wurde er an die Universität in Basel berufen. Dort behandelte seine Antrittsvorlesung das Thema: „Republik und Monarchie." Von Basel ging Bernatzik nach Graz und von dort an die Wiener Universität.

Bernatzik's wissenschaftliches Lebenswerk war die Darstellung der Entwicklung des österreichischen Staats- und Verfassungsrechtes. Ein scharfer, kritisch und analytisch veranlagter Kopf, war er mit dem ganzen Rüstzeug historischer und wirtschaftlicher Bildung ausgestattet. Seine österreichische Verfassungsgeschichte ist für die lebende Generation österreichischer Juristen grundlegend geworden, die von ihm veranstaltete Sammlung österreichischer Verfassungsgesetze ein unentbehrliches Vademekum. Als juristischer Schriftsteller hatte er wohl in seiner Monographie über die juristische Persönlichkeit der Behörden den Höhepunkt erreicht. Auch die Leser unseres Blattes erinnern sich aus zahlreichen Aufsätzen in der „Neuen Freien Presse" voll Dankbarkeit an die klare, lichtvolle und durchdringende Darstellung, mit der Bernatzik es verstand, die schwierigsten Fragen des öffentlichen Rechtes dem großen Publikum verständlich zu machen. In den letzten Jahren beschäftigte sich Bernatzik vielfach mit sozialen Problemen, schrieb über den Anarchismus und über den Beamtensyndikalismus. Er hat zahlreiche bedeutende Schüler herangebildet, beinahe alle jüngeren Lehrkräfte unserer Universität sind aus dem Seminar Bernatziks hervorgegangen, der in seinem ganzen öffentlichen Wirken niemals eine streng freiheitliche und national überzeugte Lebensauffassung verleugnete. Die Anhänger des Frauenstudiums verlieren in ihm einen eifrigen und beredten Vertreter ihrer Sache, und sie werden es ihm niemals vergessen, daß er sich mit Ueberzeugung und Energie für die Zulassung der Frauen zum Rechtsstudium eingesetzt hat. Als Mitglied des Reichsgerichtes hat Bernatzik gleichfalls eifrig und verdienstvoll gewirkt. Im Studienjahr 1910/11 bekleidete der Gelehrte, der sich in der ganzen Studentenschaft ohne Unterschied der Parteien der größten persönlichen Sympathien erfreute, das Amt des Rektors der Wiener Universität.

Neue Freie Presse
31./III. 1919

[† Karl August Artaria.] Der Präsident der Wiener Konzerthausgesellschaft Kunstverleger Karl August Artaria ist Samstag nacht im 64. Lebensjahre einem Schlaganfall erlegen. Mit der Geschichte der Kunst und des Kunsthandels in Wien ist der Name der Familie Artaria, die um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich hier ansässig gemacht hat, eng verknüpft. Die bekannte, hervorragende Kunsthandlung besteht seit 1770. Ein Artaria war der erste, der auf den Gedanken kam, die Noten stechen zu lassen, und die Ausgaben des Musikalienverlages Artaria — Werke von Mozart, Beethoven und Haydn gingen aus demselben hervor — zeichneten sich durch ihre besondere Korrektheit aus. Liebe und Begeisterung für die Musik war auch Karl August Artaria, der sich durch sein vornehmes und charaktervolles Wesen in weiten Kreisen herzlicher Sympathien erfreute, in hohem Grade eigen. Mit Energie und Herzenswärme setzte er sich für alle musikalischen Bestrebungen ein und die Gründung des Konzerthauses ist zum großen Teil sein persönliches Verdienst gewesen. Herr Karl August Artaria, dessen Vater im Revolutionsjahre 1848 sich eifrig am öffentlichen Leben betätigte, führte die Kunsthandlung gemeinsam mit seinem Bruder Herrn Dominik Artaria

166

3./IV. 1919

* (Hermann Helmer †.) Nach kaum fünftägigem Krankenlager ist gestern gegen 8 Uhr morgens Oberbaurat Hermann Helmer einem Herzschlag erlegen. Die Trauernachricht trifft den weiten Freundeskreis des Künstlers ganz unvorbereitet; das Unwohlsein, das dem frischen, kräftigen, hochragenden Mann, dem niemand es ansehen konnte, daß er im 70. Lebensjahre stand, ein paar Tage Hausarrest auferlegte, kann nicht als unmittelbare Todesursache gelten, ihn hat ein Versagen des Herzens niedergeworfen. So hat er die heißersehnte Wiederaufnahme der Arbeit, die in den fünf Kriegsjahren gestockt hat, nicht erleben sollen. Für den unausgesetzt tätigen Mann von bewunderungswürdiger Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit war diese Zeit der erzwungenen Untätigkeit ein wahres Martyrium, das ihn nur die Aussicht auf den endlichen Wiederbeginn der Friedensarbeit ertragen ließ. In Harburg am 18. Juli 1849 geboren, vollendete er seine künstlerischen Studien in Wien, wo er im Atelier von Ferdinand Fellner sen. in Gemeinschaft mit dessen Sohn, seinem späteren Arbeitsgefährten, eifrig tätig war. Nach dem Tode des älteren Fellner trat Helmer mit dessen Sohn in ein auf gemeinsamer Arbeit beruhendes Vertragsverhältnis ein; gleich der erste Erfolg der neuen „Firma" markierte ihre künstlerische Spezialität, welche dem Baukünstlerpaar Helmer u. Fellner einen Weltruf brachte: die Erbauung des Wiener Stadttheaters. Bald darauf folgte das anmutige Theater in Augsburg, dann kamen in rascher Folge: Karlsbad, Brünn, das Budapester Volkstheater, Fiume, Preßburg, das Deutsche Theater in Prag, das Schloßtheater des Fürsten Esterhazy in Totis, Odessa, Reichenberg, Szegedin, Temesvar, Warasdin, das Deutsche Volkstheater in Wien, die Stadttheater in Zürich und Salzburg, die Bauten in Sofia. Auch die Sternwarte in Währing ist eines der Werke, welche Helmer und Fellner gebaut haben, sie sind die Schöpfer der Ronacher-Etablissements in Wien und Berlin, des „eisernen Hauses" in der Kärntnerstraße, des Rothbergerhauses mit dem von ihm eingeschlossenen Krannerschen (jetzt Trauschen) Warenhause, dann Privatbauten, wie das Palais der Herzogin von Castries und der Margaretenhof. Unter all diesen Bauten ist wohl keiner, der nicht einem originellen Baugedanken Gestalt gäbe oder in die Schablone geriet. Der letzte große Bau der Firma in Wien war der des Konzerthauses und der Musikakademie, deren kleines Theater wieder neue Nuancen brachte, welche in den zahlreichen älteren Theaterbauten des Künstlerpaares noch nicht vorgekommen waren. Ferdinand Fellner ist seinem Atelliergenossen nur wenige Jahre im Tode vorausgegangen — es war aber schon in der Kriegszeit —, und Helmer bot sich keine Gelegenheit mehr, unter seinem eigenen Namen ein vollendetes Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Entwürfe aber, die der phantasiereiche Künstler in den Jahren der ihm aufgezwungenen Muße geschaffen hat, werden uns hoffentlich nicht verborgen bleiben. Helmers künstlerischer Nachlaß wird zeigen, wie eine große Begabung noch weit über den Tod hinaus in die Nachwelt zu wirken vermag. — Hermann Helmer hinterläßt eine Witwe, der sich heute die lebhafteste Teilnahme der besten Kreise Wiens zuwendet.

Neue Freie Presse Abendblatt
17./IV. 1919

† Professor Rudolf Dittrich.

Wien, 17. Januar.

Nach langer schwerer Krankheit ist gestern der Chormeister des Wiener Kaufmännischen Gesangvereines Professor Rudolf Dittrich gestorben. Mit ihm verschwindet wieder ein markanter Künstlerkopf aus dem Wiener Musikleben. Sein Kopf war in der Tat nicht das am wenigsten Merkwürdigste an diesem eigenartigen Manne. Auf dem mächtigen Körper saß ein in seiner noch mächtigeren Unproportioniertheit beinahe grotesk gewaltiger Schädel, über welchen sich sein Besitzer oft genug und ohne Scheu vor derben Dialektausdrücken in der abfälligsten Weise ausgesprochen hat. Aber was Imponierendes hatte die Erscheinung Dittrichs dennoch; und wenn der Riese an die Orgel trat, so schien die Distanz zwischen Galerie und Parterre alle Unproportioniertheiten auszugleichen. Seine Kunst war ihm heilig. Hatte er aber nach vollbrachter Arbeit seine Pultlampen verlöscht und den Orgelkasten fürsorglich versperrt, dann war er einem guten Tropfen Weine in gewähltem Freundeskreise nicht abgeneigt. Und da entpuppte sich nicht selten der mit zahlreichen k. k. Titeln behängte alte Herr als feuriger Demokrat, der alles, was ihm im Staate oder richtiger in der „verstaatlichten" Kunst faul erschien, weidlich beschimpfte. Da nahm er sich kein Blatt vor den Mund und meisterlich registrierte Hiebe sausten nach rechts und links. Man kannte schon die Stichworte, auf die er mit besonderer Leidenschaftlichkeit reagierte und ergötzte sich dann, wenn der Bär zur Offensive gegen einen imaginären Feind überging. Hatte das Gewitter ausgetobt, so zogen wetterleuchtend die „Erinnerungen", der unantastbare Besitz aller betagten Künstler, herauf.

Romantisch genug war Dittrichs Vergangenheit. Er war Absolvent des Wiener Konservatoriums, aber die erträumte Laufbahn wollte sich nicht im ersten Anlauf eröffnen. Da trug ihn ein sonderbarer Schicksalsruck nach Japan, wo er das Violinspiel nach europäischer Art einführen sollte und wo er es bis zum Organisator und Direktor des Konservatoriums in Tokio brachte. „Konju Raku", ein Schlangentanz, von Dittrich für Orgel komponiert, ist sein letztes exotisch-musikalisches Abenteuer gewesen. Mit dem riesigen japanischen Orden der aufgehenden Sonne um den Hals, kehrte Dittrich nach Wien zurück und nahm 1906 die Lehrstelle für Orgel am Konservatorium als Nachfolger Anton Bruckners und Josef Bokners an.

Bald stand er neben Labor und Walker an erster Stelle in der Hofkapelle sowie in den Gesellschaftskonzerten und in den großen Orgelkonzerten, die nach Rekonstruktion der Orgel im Musikvereinssaale eingeführt wurden. Als die in noch größeren Dimensionen angelegte Orgel des Konzerthaussaales von der Firma Rieger gebaut wurde, hatte Dittrich in allen künstlerischen Fragen ein entscheidendes Votum. Es war wohl der glücklichste Tag seines Lebens, als die Brüder Rieger die Aufstellung einer Orgel in seiner Privatwohnung ermöglichten. Es mag viele Pianisten und Geiger geben, die ihr Instrument lieben, Dittrich aber nahte der Orgel mit heiligem Schauern, die majestätische Königin der Instrumente setzte ihn gleichsam in das Dienstverhältnis eines demutsvoll nahenden Vasallen, sie hatte für ihn etwas unergründlich Erhabenes, und mit einer sein ganzes Wesen aufwühlenden Inbrunst versenkte er sich stets aufs neue in ihre Mysterien und unbegrenzten Möglichkeiten. So stolz wie auf seine Kontinuoausarbeitungen war er auch auf die Feinheit seiner Registrierkunst.

Als Komponist war Dittrich bescheiden und zurückhaltend; wir hörten von ihm ein „Gebet", eine Fantasiefuge über das herrliche „Halleluja" und Einleitung und Doppelfuge über ein Brucknersches Thema — durchaus tüchtige und ehrliche Arbeiten. Von Neueren bevorzugte Dittrich Guilmant, Karg-Elert und Max Reger.

1916, bei einer Gedächtnisfeier für Reger, stürzte Professor Dittrich, von einem Schlaganfalle getroffen, zusammen. Lähmungserscheinungen zeigten sich, die auch nicht mehr schwinden wollten. Gelegentliche Besserungssymptome erwiesen sich als trügerisch. Der fleißige und pflichttreue, ob seiner künstlerischen wie persönlichen Eigenschaften gleich geschätzte Musiker ist nun, Frau und Kinder in dürftigsten Verhältnissen zurücklassend, gestorben. Nicht besser könnte das Andenken Rudolf Dittrichs geehrt werden, als wenn sich Liebe und fürsorgende Teilnahme seinen in trostloser Einsamkeit zurückgebliebenen Kindern zuwendete.

Die Beerdigung Professor Dittrichs findet Sonntag um ¾4 Uhr nachmittags von der Aufbahrungshalle des Zentralfriedhofes aus statt.

Der Abend
18./IV. 1919

169

Ottokar Czernin verhaftet.

Das Telegraphen-Korrespondenz-Bureau meldet amtlich:

Der frühere Minister Ottokar Czernin ist vorgestern von den deutschösterreichischen Grenzbehörden in Feldkirch verhaftet worden, als er den Versuch machte, ohne Paß die Schweizer Grenze zu überschreiten.

Über die Vorgeschichte dieser Verhaftung wird gemeldet: Czernin hatte sich vor einiger Zeit an die Wiener Polizeidirektion um Ausstellung eines Reisepasses in die Schweiz gewendet. Der Paß wurde ihm nach vorangegangener Rücksprache mit dem Staatsamte für Äußeres im Hinblicke auf die von ausgewanderten Adeligen in der Schweiz betriebene, gegen die deutschösterreichische Republik gerichtete Propaganda verweigert. Czernin wandte sich hierauf an den Staatskanzler mit der Bitte, ihm die Erlangung des Passes dennoch zu ermöglichen. Der Staatskanzler wies dieses Ansuchen ab. Czernin gab nun vor, daß er sich auf eine seiner Besitzungen in Oberösterreich begeben wolle und reiste mit dem Entente-Schnellzug von Wien ab. Statt den Zug in Oberösterreich zu verlassen, fuhr er jedoch bis Feldkirch durch, worauf dort die Verhaftung aus den obenangeführten Gründen erfolgte.

*

Vor einem Vierteljahr noch wollte Czernin im öffentlichen Leben eine Rolle spielen und in die Nationalversammlung gewählt werden. Dieselben Zeitungen, die in den letzten Tagen so wütend gegen Arbeitslose und Invalide hetzten, waren dabei seine Helfer. Jetzt plötzlich hält es der edle Czernin in der deutschösterreichischen Republik nicht aus und will in die Schweiz, um dort, wie die Regierung vermutet, monarchistische Propaganda zu treiben. Woraus ein Rückschluß auf die Gesinnung und die Absichten seiner damaligen Helfer in den Zeitungen gezogen werden kann.

Neue Freie Presse

20./IV. 1917. Abendblatt

— Am 17. d. verschied in Terlan bei Bozen Dr. Christian Hermann Hartung v. Hartungen an einem Herzleiden, 59jährig. Er war ein Sohn des Homöopathen Dr. Erhard v. Hartungen, Leibarztes weiland des Königs Georg von Hannover, machte 1866 den Feldzug gegen Preußen mit, war als Arzt, Elektriker, Homöopath und Physiatriker tätig. Als erster unter 1500 Kollegen in Wien trat er durch Vorträge über Atmung, Ernährung, Haut- und Muskelpflege heraus. Als Pionier des Deutschtums schuf er in Riva am Gardasee ein großes diätetisch-physikalisches Sanatorium.

Österr. Volkszeitung
20./IV. 1919

Der „Zug" in die Schweiz.

Abreise des gewesenen Erzherzogs Eugen.

Der gewesene Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen wird, wie man uns berichtet, dem Beispiele seines Bruders Friedrich folgend, in den nächsten Tagen Deutschösterreich verlassen. Es verlautet, daß er sich zunächst in die Schweiz begeben will und von dort aus später seine Schwester, die Königin-Witwe von Spanien, besuchen. In Madrid hält sich derzeit auch der gewesene Erzherzog Leopold Salvator mit seiner Familie auf.

Minister a. D. Czernin enthaftet.

Der gewesene Minister des Aeußern Ottokar Czernin wurde, wie berichtet, vor einigen Tagen in Feldkirch angehalten und unter dem Verdachte, daß er die Schweizer Grenze ohne Paß heimlich überschreiten wollte, verhaftet. Nunmehr wird uns aus Feldkirch, 19. d., berichtet, daß Czernin bereits wieder aus der Haft entlassen worden ist und sich nach Innsbruck begeben hat. Der gewesene Minister gab an, er habe nicht die Absicht gehabt, in die Schweiz zu flüchten; vielmehr sei er nach Feldkirch zu dem Zwecke gereist, um dort mit seiner Gattin und seiner Tochter zusammenzutreffen.

Österr. Volkszeitung

20./IV. 1919

172

*** Die Schönbrunner Wohnung Dr. Weiskirchners.** In der kommunistischen Versammlung vor dem Rathause behauptete ein Redner, Dr. Weiskirchner habe eine aus 22 Zimmern bestehende Wohnung in Schönbrunn gemietet. Hiezu wird amtlich mitgeteilt: Bürgermeister Dr. Weiskirchner hat durch Vermittlung des städtischen Wohnungsamtes im linken Seitentrakte von Schönbrunn eine Wohnung mit 6 Räumen gemietet, von denen ein Teil mit Genehmigung des Wohnungsamtes für Bureauzwecke, der andere Wohnzwecken dienen soll. Vom Wohnungsamte der Stadt Wien. Für den Direktor: Dr. Mayr, Sekretär.

Die Zeit Abendbl
25./IV. 1919

(Der ehemalige Stadtbaudirektor Berger gestorben.) Gestern ist hier Sektionschef a. D. Dr. Franz Berger, eine einst stadtbekannte und äußerst beliebte Persönlichkeit, im 78. Lebensjahre gestorben. Sektionschef Berger war im Jahre 1882, nach dem Ringtheaterbrand Stadtbaudirektor geworden, der er auch nach der Aenderung des politischen Regimes in der Gemeindestube blieb. Als solcher leitete er unter anderem den Ausbau der Stadtbahn, der zweiten Hochquellenleitung, der städtischen Gaswerke, der Elektrizitätswerke und die Kanalbauten. Nach Durchführung dieser Arbeiten wurde er zum Sektionschef im neugegründeten Arbeitsministerium ernannt. Er war auch Präsident des Ingenieur- und Architektenvereins, für den er noch als Ruheständler eifrig tätig war. Die Leser der „Zeit" kennen Franz Berger aus zahlreichen Aufsätzen auch als glänzenden Schriftsteller.

Neue Freie Presse

25./IV. 1919

† Sektionschef Dr. Franz Berger.

Wien, 24. April.

Mit aufrichtiger Teilnahme wird die Wiener Oeffentlichkeit den Tod des Sektionschefs Dr. Franz Berger vernehmen, der heute nachmittag im Alter von 78 Jahren gestorben ist. Von seiner im Jahre 1911 erfolgten Pensionierung hat Berger drei Jahre hindurch im Staatsdienst in dem damals neu ins Leben gerufenen Ministerium für öffentliche Arbeiten ersprießlich gewirkt. Für Wien und die Wiener jedoch blieb er der Stadtbaudirektor, dies unbeschadet der ausgezeichneten Wirksamkeit seines Amtsnachfolgers Dr. Goldemund.

Mit dem Namen Franz Berger war und ist das Wiener Stadtbauamt in seiner heutigen Gestalt unauflöslich verbunden. Vom Jahre 1882 bis zum Jahre 1911 ist Berger an der Spitze dieses Amtes gestanden und was er dort geleistet hat, ist im ganzen Inland, aber auch weit hinaus über die Grenzen der ehemaligen Monarchie nach Gebühr gewürdigt worden. Daß Wien heute eine der gesündesten Städte auf dem ganzen Kontinent ist, verdanken wir nächst dem Schöpfer der Wiener Wasserleitung, dem unvergeßlichen Eduard Sueß, in erster Linie Franz Berger. Die Umgestaltung der Kanalisierung, der Bau der großen Sammelkanäle, die Einwölbung der noch offenen Bachgerinne und das große Werk der Wienflußregulierung sind Ruhmestaten des heute verstorbenen Technikers. Die erste Hochquellenleitung hat er ausgestaltet, das Projekt zu dem Bau der zweiten ist unter seiner Oberleitung zustande gekommen und vollendet worden. Aber auch auf dem Gebiete des Hochbauwesens hat das Stadtbauamt Bergers Außerordentliches geleistet. Zeugnis davon sind die große Anzahl neuer Amtshäuser, der mehr als hundert neuen großen Schulgebäude, Versorgungsanstalten und Bäder, der Bau der neuen Gas- und Elektrizitätswerke, die Um- und Ausgestaltung des Straßenbahnnetzes, die Auflassung der Linienwälle, die Verlegung der Kasernen im Zusammenhang mit der Stadtregulierung.

Der Aufstieg Bergers im Rathause datiert noch aus der Zeit der liberalen Aera. Vizebürgermeister Dr. Lederer hatte ihn seinerzeit über die Köpfe aller Vordermänner hinweg zum Baudirektor vorgeschlagen. Damals war das Stadtbauamt nicht viel mehr als ein untergeordnetes Hilfsamt. Aber Bergers großartige Tüchtigkeit wußte sich durchzusetzen. Der erste Techniker im städtischen Dienste wurde zunächst wenigstens ad personam dem Magistratsdirektor gleichgestellt, bis schließlich die statutenmäßige Gleichstellung erfolgte. Als die Liberalen im Rathause von den Christlichsozialen abgelöst wurden, da hat Berger, zeitlebens ein aufrechter und steifnackiger Herrenmensch, sich auch unter Dr. Lueger zu behaupten verstanden. Lueger, der sonst im Beamtenkörper der Stadt Wien nicht viel Selbständigkeit, Eigenwillen und Initiative duldete, mußte des öfteren klein beigeben, im Stadtbauamt ließ sich Berger grundsätzlich auch von dem allmächtigen Bürgermeister wenig oder gar nichts dreinreden. Aber auch sonst machte er aus seinen Ansichten kein Hehl, selbst wenn diese der herrschenden Partei nichts weniger als genehm waren. So hat er in der Gasfrage stets die Meinung vertreten, daß die Einlösung der Werke auf Grundlage des Felderschen Vertrages und der für die Gemeinde überaus günstigen Schätzung die beste Lösung wäre.

Als Präsident der ständigen Delegation des Oesterreichischen Ingenieur- und Architektenvereines hat er mit Feuereifer die Anteilnahme der Technikerschaft in allen Ressorts der Stadtverwaltung verlangt und hat für die Hebung des Ansehens der akademisch gebildeten Ingenieure und für die Verbesserung ihrer materiellen Lage Bedeutendes erreicht. Auch in den Jahren des Ruhestandes ist sein brennendes Interesse an allen Wiener Fragen keineswegs erloschen. Er wußte die Feder glänzend zu führen und unsere Leser werden sich mit Vergnügen der zahlreichen Aufsätze erinnern, die Franz Berger in der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht hat.

Franz Berger hinterläßt einen Sohn und eine Tochter, die mit Oberbaurat Stigler verheiratet ist. Ueber das Leichenbegängnis sind noch keine Dispositionen getroffen.

Neue Freie Presse

27./IV. 1919

[† Generaloberstabsarzt Dr. Josef Uriel.] Am 24. d. ist der Generaloberstabsarzt d. R. Dr. Josef Uriel nach langem Leiden gestorben. Das Leichenbegängnis des ehemaligen hochverdienten Chefs des militärärztlichen Korps findet Montag den 28. d. um ¼3 Uhr nachmittags von der Kapelle des Wiener Zentralfriedhofes (zweites Tor) aus auf diesem Friedhofe statt. Generaloberstabsarzt Dr. Uriel, ein gebürtiger Mährer, war im vergangenen Monat in sein 80. Lebensjahr eingetreten. Er war sofort nach Absolvierung der medizinischen Studien und der Erreichung des Doktorgrades in das Heer eingetreten und fungierte in jüngeren Jahren nach längerer Wirksamkeit in Laibach, Marburg und Baden als Kommandant des Garnisonsspitals Nr. 2, später des Garnisonsspitals Nr. 1 in Wien. Im Jahre 1898 übernahm er die Leitung der 14. Abteilung des Kriegsministeriums und wurde sieben Jahre später unter Belassung auf diesem Posten Chef des militärärztlichen Offizierskorps. In dieser Stellung hat er eine umfassende, allgemein anerkannte und gewürdigte Tätigkeit entfaltet und sich namentlich durch seine Maßnahmen zur Assanierung der Unterkünfte und seine Vorsorge zur Verhinderung des Umsichgreifens von Infektionskrankheiten bedeutende Verdienste erworben. Auch nachdem er im Jahre 1909 in den Ruhestand getreten war, hat er sich als Erster Vizepräsident der Oesterreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze auf humanitärem Gebiete rastlos betätigt und beim Roten Kreuze desgleichen sein großes organisatorisches Talent in hohem Grade bewiesen.

Die Zeit

27./IV. 1919

177

Max Habsburg reist ab.

Wie wir erfahren, gedenkt nunmehr auch der Bruder Ex-Kaiser Karls, der ehemalige Erzherzog Max, Wien und Deutschösterreich zu verlassen und sich zu dauerndem Aufenthalt in der Schweiz niederzulassen. Der Tag der Abreise ist noch nicht festgesetzt.

Der ehemalige Erzherzog Max ist bald nach den Umsturztagen aus dem Schloß Belvedere ausgezogen. Vor ungefähr zwei Monaten übersiedelte er in eine Privatwohnung im zweiten Stockwerk eines Zinshauses auf der Wieden, Plößlgasse, wo er heute noch wohnt. Max Habsburg führt derzeit einen bescheidenen Haushalt, lebt sehr zurückgezogen und empfängt außer seinem ehemaligen Oberstihofmeister, dem Grafen Ceschi, nur selten Besucher.

Neues Wiener Tagblatt
27./IV. 1919

178

* (Generaloberstabsarzt Dr. Uriel †.) Im Garnisonsspital ist vorgestern der Generaloberstabsarzt des Ruhestandes Dr. Josef Uriel, 80 Jahre alt, gestorben. Uriel war lange Zeit hindurch der Vorstand der 14. Abteilung im Kriegsministerium und Chef des militärärztlichen Offizierskorps. Er war in Sulmek in Mähren geboren, besuchte die Militärärztliche Akademie, das Josephinum, und machte den Feldzug 1859 als absolvierter Militärmediziner mit. Mehrere Jahre war er dann in Laibach in Garnison und dort chirurgisch viel tätig. Das Garnisonsspital in Baden, dann jene in Wien, zuerst das auf dem Rennweg, dann das in der Garnisonsgasse, standen später unter seinem Komando, bis er ins Kriegsministerium berufen wurde. Er war eine der markantesten Persönlichkeiten des militärärztlichen Offizierskorps, der erste dem die Charge eines Generaloberstabsarztes verliehen wurde. Vor zehn Jahren wurde er in den Ruhestand übernommen. Uriel hinterläßt einen Sohn, der Oberstleutnant ist, und drei Töchter, von denen die älteste mit dem gewesenen Archivdirektor General Woinovich, die zweite mit dem pensionierten Feldmarschall-Leutnant Wostala vermählt ist. Das Leichenbegängnis Uriels findet Montag um ½3 Uhr nachmittags vom Zentralfriedhof aus statt.

Neues Wiener Tagblatt
28./IV. 1917

— Vorgestern starb hier in seiner Wohnung, 4. Bezirk, Alleegasse Nr. 63, der Magistratsrat i. R. Hans Parger im Alter von 65 Jahren. Er war eine Zeitlang Leiter der Gemeindekanzlei des 13. Bezirks. In Wiener Künstlerkreisen war Parger als begabter Komponist sehr geschätzt; seine Kompositionen wurden häufig in Kirchen und Konzertsälen aufgeführt

Der Abend
28./IV. 1919

180

Eine Berichtigung des Herrn Dr. Weiskirchner.

Durch das Preßgesetz genötigt, mußten wir vorgestern eine Berichtigung, die Herr Weiskirchner als amtlich zu bezeichnen für erlaubt fand, ohne jeden Zusatz abdrucken. Wir tragen dies heute nach. Ihre Fassung ist bezeichnend für das Maß von Aufrichtigkeit, worüber der Herr Bürgermeister derzeit noch nicht a. D. verfügt. Nach dieser Berichtigung müßte man glauben, der „Abend" habe die als falsch bezeichneten Worte gesagt. In Wirklichkeit waren sie als Äußerungen des Herrn Bezirksvorsteher-Stellvertreters Schleifer in einem Berichte über die Sitzung des Bezirksausschusses Alsergrund wiedergegeben. Ein anständiger Mensch hätte dies in seiner Berichtigung erwähnt.

Neues Wiener Tagblatt
29./IV. 1919

181

(Bevorstehende Uebersiedlung des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner aus dem Rathause.) Der Bürgermeister, der bekanntlich bei den bevorstehenden Gemeinderatswahlen nicht mehr kandidiert, bereitet seine Uebersiedlung aus der Amtswohnung im Rathause in die neue, von ihm gemietete Wohnung in einem Trakt des ehemaligen Schlosses in Schönbrunn vor. Einen Teil seiner umfangreichen Bibliothek hat Dr. Weiskirchner der städtischen Bibliothek geschenkweise überlassen. Gestern wurde die Mehrzahl seines Mobiliars und der Einrichtungsgegenstände nach Schönbrunn transportiert. Der Bürgermeister, der bis nach den Wahlen im Amte verbleibt, beabsichtigt trotzdem seine bisherige Wohnung dem Amtsnachfolger schon jetzt zur Verfügung zu stellen.

Neue Freie Presse

1./V. 1919

Der bevorstehende Rücktritt des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner.

Heute war im Gemeinderat die Nachricht von dem unmittelbar bevorstehenden Rücktritt der Bürgermeisters Dr. Weiskirchner verbreitet. Es heißt, der Bürgermeister gedenke am Freitag den 2. Mai die Angelegenheiten der Gemeinde Wien dem Vizebürgermeister Neumann zu übergeben. Wie wir von informierter Seite erfahren, beabsichtigt der Bürgermeister, der im Laufe der nächsten Woche stattfindenden Gemeinderatssitzung zu präsidieren, in der die neuen Forderungen der Straßenbahner zur Verhandlung kommen. Möglicherweise wird der Bürgermeister auch noch in einer zweiten Gemeinderatssitzung nach den Wahlen den Vorsitz führen und sich dann verabschieden. Da die Konstituierung des aus den Wahlen vom 4. Mai hervorgehenden neuen Gemeinderates vor dem 20. Mai erfolgen soll, wird die Neuordnung der Dinge im Rathause jedenfalls vor diesem Zeitpunkt abgeschlossen sein.

Bürgermeister Dr. Weiskirchner hat die Wohnräume im Rathaus bereits verlassen. Er ist nach Schönbrunn in das Schloß übersiedelt und bewohnt dort die Zimmer, die seinerzeit dem Hofburgpfarrer Dr. Mayer gehörten. Der Bürgermeister amtiert aber im Rathause weiter.

Neues Wiener Tagblatt
6./V. 1919

* (Professor Ernst Berger.) Die anfangs bezweifelte Nachricht, daß die von der Münchner Räteregierung ausgehobenen Geiseln erschossen worden seien, hat sich leider bestätigt. In unserm gestrigen Blatt sind acht Namen von Erschossenen angeführt, deren Zahl sich nach den bisherigen Feststellungen insgesamt auf zehn beläuft. Professor Stuck und Fürst Albert von Thurn und Taxis sind nicht unter den Toten, wohl aber ein andres Mitglied der Familie Thurn und Taxis, der 11jährige Prinz Gustav, ein Großneffe des Fürsten, und der Kunstmaler Professor Ernst Berger, ein gebürtiger Wiener. Ernst Berger war in Wien am 3. Jänner 1857 geboren. Einer wohlhabendn Familie entstammend, konnte er ganz seinen künstlerischen Neigungen folgen und seine akademischen Studien ungehemmt durch die Hindernisse vollenden, die sich minderbegünstigten Kunstjüngern entgegenzustellen pflegen. Im Jahre 1874 trat er in die Akademie; nach zwei in der Lehre Griepenkerls verbrachten Jahren kam er in das Atelier Eisenmengers, von dem er 1879 in das Makarts übertrat, in dem er Schulgenosse des kürzlich verschiedenen A. H. Schram war. Im Jahre 1882 besuchte er noch die Münchner Akademie und ging dann für einige Zeit nach Paris. In Ausstellungen erschien er wenig; er hatte Geschmack an theoretischen Studien gewonnen, die mit künstlerischer Tätigkeit allerdings enge zusammenhingen. Der Maler war zum Chemiker geworden, der in München zunächst durch Ausstellungen großes Aufsehen machte, in denen er die Malmittel und die Malmethoden der Alten aufwies; eine umfassende klassische und naturwissenschaftliche Bildung setzte ihn in den Stand, wertvolle Aufschlüsse über die Entwicklungsgeschichte der Malerei beizubringen, die denn auch in seinen Veröffentlichungen Gemeingut der deutschen Künstlerschaft geworden sind. Er war Herausgeber der „Münchner kunsttechnischen Blätter", der Beilage zur „Werkstatt der Kunst". Auf seinen bei J. J. Weber erschienenen „Katechismus der Farbenlehre" folgte „Böcklins Technik", dann ein vierbändiges Werk: „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Maltechnik", das die Summe seiner Lebensarbeit repräsentiert.

Reichspost ... 184
9.IV.1919

meritzer Diözese habe Ich ersehen, mit welchem apostolischen Eifer und großer Anstrengung Ihres Geistes und Körpers Sie sich bestreben, den zum Teil verirrten Klerus auf den wahren Weg des Heiles zu leiten. Gott verleihe Ihnen seine Gnade und stärke Ihre Kräfte, um das schon so weit vorgerückte heilige Tagewerk allmählich zum glücklichen Ende zu bringen."

Den gleichen seelsorglichen Eifer entfaltete Milde als Erzbischof von Wien (seit 1832); auch hier organisierte er die Seelsorge. Augenzeugen, wie Kanonikus Ginzel, Pastoralprofessor Ricker, Sebastian Brunner, schildern die unübertreffliche Art, wie Milde bei seinen bischöflichen Visitationen die Jugend katechisierte.

Obwohl Milde keine Katechetik veröffentlichte, läßt sich nachweisen, daß seine Katechetik in der vormärzlichen Zeit in der ganzen Monarchie herrschend war; Milde war es auch, der im Jahre 1834 die Grundlinien für eine neue biblische Geschichte festlegte und der im Jahre 1844 das Lehrbuch Stapfs für den Religionsunterricht an Realschulen begutachtete. Interessant ist die Tatsache, daß Milde an der Lösung der Katechismusfrage zufolge seines josefinischen Standpunktes scheiterte. Wenn gesagt wird, Milde sei Kantianer gewesen, so gilt diese Behauptung nur bezüglich der pädagogischen und anthropologischen, nicht aber der theologischen und metaphysischen Fragen. Von hohem Interesse endlich sind Mildes Schriften für die Seelsorge in Strafhäusern.

All dies im Einzelnen zu würdigen, ist Gegenstand einer Schrift, die in Bälde veröffentlicht werden soll, sobald die Schwierigkeiten betreffs der Drucklegung überwunden sind.

Für den politischen Weitblick Mildes zeugt ein Gutachten, welches Milde im Jahre 1817 im Auftrag der Studienhofkommission über Jahns „Deutsche Turnkunst" verfaßte, die damals eben erschienen war und allgemein Aufsehen und auf der einen Seite Bewunderung erregte, während andere darüber witzelten. In diesem Gutachten legt Milde vor allem die Notwendigkeit der harmonischen Ausbildung von Körper und Geist dar; dann zeigt er im Detail die dem Buche Jahns anhaftenden Mängel; lobt ferner die Tendenz Jahns, „Sinn und Gemeingeist für deutsche Sitten und Sprache zu verbreiten, der ausländischen Nachbeterei und Vornehmtuerei Schranken zu setzen". Endlich betont Milde die Wichtigkeit der körperlichen Erziehung der Jugend für den Staat, macht praktische Vorschläge für die Durchführung der bezüglichen Aufgabe des Staates und schließt mit den Worten: „Endlich kann ich nicht unbemerkt lassen, daß das Streben der königlich preußischen Regierung und der dortigen Schriftsteller, deutschen Sinn, Achtung, Anhänglichkeit, Eifer für deutsche Sprache und Sitten und einen Gemeingeist unter dem Volke hervorzubringen, sehr wichtig ist und von wohltätigen Folgen für Preußen sein wird. Dadurch werden die gegenwärtig ausgedehnten und verschiedenartigen, sich zum Teile abstoßenden Teile des preußischen Staates ein vinculum unitatis erhalten, und Preußen als ein bloß deutsch sich präsentierender Staat wird immer mehr und mehr Einfluß auf Deutschland bekommen. Die innere Verbindung, die gemeinsame Tendenz, die Einheit der Gesetzgebung, Sprache, Denk-, Gesinnungsart, machen die Stärke eines Staates aus, und diese wird der preußische Staat erreichen, wenn er nur durch 25 Jahre seine gegenwärtigen Staatsprinzipien fest vor Augen hat. So lächerlich daher die neue Wortwilderei in Jahns ‚Turnkunst', in dem ‚Deutschen Volkstum' und in ähnlichen Schriften erscheint, so überspannt einzelne Vorschläge und Anstalten sind, so ist der Zweck, die Tendenz, das Mittel doch nicht zu verwerfen und muß nach höheren Staatsansichten als fruchtbringend erkannt und gebilligt werden. Oft scheint eine Sache in ihrem Entstehen eine Spielerei zu sein, die durch ihr Einwirken auf den Geist des Volkes sich später als sehr folgenreich bewährt." — So äußerte sich Milde über Preußen im Jahre 1817!

Vinzenz Eduard Milde.

Seine Bedeutung für die Schule.

Von Professor Dr. Leopold Krebs.

Am 14. Mai jährt sich der Tag, an welchem vor 142 Jahren (1777) der große Pädagoge des vormärzlichen Oesterreich Vinzenz Eduard Milde das Licht der Welt erblickte. Da gegenwärtig die Frage der Schulreform im Vordergrunde des Interesses steht und es bei Reformen von grundlegender Wichtigkeit ist, die in der Vergangenheit gewonnenen Erkenntnisse und Erfahrungen nicht unbeachtet zu lassen, so ist es gerechtfertigt, die Aufmerksamkeit auf Milde zu lenken, um so mehr da Mildes Tätigkeit für die Schule im Zeitalter des Kaisers Franz bisher keineswegs allseitig gewürdigt worden ist; Schuld daran ist der Umstand, daß Milde in seinem Testamente die Vernichtung seiner literarischen nicht veröffentlichten Arbeiten anordnete, so daß es nur durch Erforschung der amtlichen Archive möglich ist, die Frage nach der Bedeutung Mildes für die Schule zu lösen.

Zunächst ein Wort über Mildes Tätigkeit für die religiöse Erziehung. Milde wirkte in der Schule als [illegible]

Neues Wiener Tagblatt
11.IV.1919

* (Abreise des früheren Erzherzogs Max.) Der gewesene Erzherzog Max, der Bruder des früheren Kaisers, ist Freitag abend von hier nach der Schweiz abgereist. Er war in den Umsturztagen vom Belvedere nach Schönbrunn übersiedelt, wo er erkrankte. Als sein Bruder dann Schönbrunn verlassen hatte, um in Eckartsau vorübergehenden Aufenthalt zu nehmen, bezog der gewesene Erzherzog mit seiner Frau und seinem damals erst wenige Wochen alten Kinde eine Privatwohnung im vierten Bezirke, in welcher er sich bis zu seiner am Freitag erfolgten Abreise aufhielt. Auf der Reise ist er von Frau und Kind begleitet. Wie es heißt, wird er vorerst bei seinem Bruder auf Schloß Wartegg Aufenthalt nehmen und dann erst bestimmen, wo er sich mit seiner Familie in der Schweiz ansiedelt.

Neue Freie Presse
12./V. 1919
186

† Ludwig Bösendorfer.

Wien ist um einen repräsentativen Bürger, einen seiner vortrefflichsten und verdientesten Männer ärmer geworden. Ludwig Bösendorfer ist im 84. Lebensjahre gestorben, im Tode kein anderer wie in seinem ganzen Erdendasein. Schlicht und bescheiden, von einer keuschen, mimosenhaften Selbstzurückgezogenheit und beseelt von dem Bestreben, ja kein öffentliches Aufsehen zu erregen. Bereits in der Nacht vom Donnerstag auf den Freitag ist Bösendorfer verschieden; aber es ist sein dringendster, letztwilliger Wunsch gewesen, daß die Nachricht von seinem Tode erst nach seiner Bestattung der Oeffentlichkeit bekanntgegeben werde. Die Beisetzung hat auf dem Zentralfriedhof in aller Stille stattgefunden. Nur zwei Vertreter der Gesellschaft der Musikfreunde haben dem ausgezeichneten Mann, dessen Name mit der Kunst- und Musikgeschichte Wiens unlöslich verbunden ist, das letzte Geleite gegeben.

Bis in die letzten Jahre seines Lebens ist Bösendorfer eine der sympathischesten Figuren der Wiener Straße gewesen. Der schlanke, hochgewachsene Mann in dem kurzen, gelben Ueberzieher oder Winterrock, mit dem Schmalcanstler, dem „Stößer" auf dem Haupt, war ein eifriger Spaziergänger. Das schneeweiße, dichte Haar war tief in die Stirne gewachsen und sträubte sich in straffen Borsten nach aufwärts. Der weiße, runde Vollbart umgab volle, rote Wangen, auf denen die Pracht vollkommener Gesundheit blühte und die tiefe Kraft seiner wuchtigen Natur. Forscht man nach der Todeskrankheit des Klaviermachers Bösendorfer, wie er selbst sich einfach und stolz zugleich zu nennen pflegte, dann ist die Antwort kaum zu vermeiden, daß Bösendorfer im letzten Grund an dem Untergang des nach ihm genannten Saales gestorben ist. Seitdem die ehemalige Reitschule des Liechtenstein-Palastes, der „Stall Bösendorfer", wie ihn vor fünfzig und mehr Jahren gehässige Neider genannt hatten, dem Erdboden gleichgemacht worden war, hat der damals Achtzigjährige zu kränkeln begonnen. Dieser Wiener Hans Sachs, der in dem Ebenholzschrank seiner Klaviere die musizierende Stimme unserer Stadt gebannt hatte, vermochte trotz seiner aufrechten Strammheit, seiner unverwüstlichen Lebenskraft den Untergang der Stätte seiner Lebensarbeit nicht zu verschmerzen. Die Jahre, die er seither verbracht hatte, waren eine Zeitspanne der wehmütigen Resignation, der schmerzhaften Rückerinnerung an unwiederbringlich Verlornes, des zwecklosen Haders mit einem grausamen Schicksal. Dazu traten in den letzten Jahren schwere Schicksalsschläge in seinem Familienleben. Wenige Tage hintereinander starben seine Stieftochter, auf die er nach dem Tode seiner Gattin alle seine Liebe vereinigt hatte, und deren Gatte, der ihm ein liebevoller Sohn geworden war: Alexander Girardi.

Wie Ludwig Bösendorfer dazu kam, zu einer Zeit, da es außer dem Musikvereinssaal unter den Tuchlauben in der Innern Stadt keinen vornehmen Konzertsaal gab, der Musik in dem Hof des alten kleinen Barockpalais in der Herrengasse ein neues Heim zu errichten, ist oft erzählt worden. Ein Zufall hatte dem jungen Bösendorfer die Wahrnehmung geschenkt, daß die Wände in der Reitschule den Schall merkwürdig klar zurückwerfen, und als ihm diese Erkenntnis einmal geworden war, da hat er sich mit jener Energie, die ihm zeitlebens eigen war, durch keinerlei Schwierigkeiten in seinem Plan irremachen lassen. Längst waren die Pferde aus der Reitschule ausquartiert, als noch immer der Amtsschimmel darin seine Kabriolen machte, gegen den jungen Klaviermacher lebhaft ausschlug. Es dauerte noch einige Zeit, bis der neue Wiener Konzertsaal am 19. November 1872 mit einem Konzert Hans v. Bülows eingeweiht werden konnte.

Fünf Jahrzehnte hindurch haben im Bösendorfer-Saale die großen Meister der Klavierkunst von Bülow und Rubinstein bis auf die jüngste Pianistengeneration ihre Triumphe gefeiert. Alle intime musikalische Kunst hat hier ihre dauernde Heimstätte gefunden. Bösendorfer war eine Macht geworden, mit der in der Musikwelt gerechnet werden mußte. Aber an keines Würdigeren Tür konnten die aus allen Ländern der Erde nach Wien strömenden Künstler Gastrecht heischend pochen. Der ihnen auftat, wußte Berühmtheiten zu fesseln, begabten Anfängern die dornigen Wege eines ersten Auftretens zu ebnen. So hat Bösendorfer in den Jahrzehnten seines Wirkens Kunst und Künstlern unschätzbare Dienste geleistet. Man erinnert sich noch der Namen, die den Besucher des Bösendorfer-Saales in goldenen Lettern von der Stirnwand des Raumes grüßten: Brahms, Liszt, Bülow, Rubinstein und Reinecke. Den Größten folgten die Großen in langem Zuge: Mottl und Nikisch, Gustav Walter und Scaria, die Materna und Luise Dustmann, Karoline Gomperz-Bettelheim, Rosenthal und Grünfeld, Rosa Papier, die Landi und Pregi, die Barbi und Johannes Messchaert, d'Albert und Busoni, Sarasate und Wieniawski, Rosé und Flesch, Joachim und Hellmesberger, Teresa Carenno, Germaine Schnitzer, Huberman, Kreisler und Marteau. Auch Schaffende, wie Bruckner, Hugo Wolf, Gustav Mahler, Richard Strauß, Reger, Pfitzner und Brüll, sind gern in den „Stall Bösendorfer" gegangen. Mit allen diesen und mit den wirklich unzähligen Strebenden, Werdenden ist Ludwig Bösendorfer in persönliche Berührung gekommen, er saß als Gleichberechtigter in den Versammlungen der Koryphäen der Kunst, und er verstand es, jeden Künstler nach seiner Art zu nehmen. Zu geben brauchte er sich nur, wie er war, und alle hatten den Wiener Patrizier gern und verehrten seine Güte und die rein lodernde Flamme seiner Kunstbegeisterung. Mit bewundernder Ehrfurcht blickte die Wiener Musikjugend zu dem Manne auf, den ein Liszt und Rubinstein Freund genannt. Wohl niemand betrat den Bösendorfer-Saal, ohne einen raschen Blick in die rechte Saalecke zu werfen, wo sich „der alte Bösendorfer" in horchender Versunkenheit zu verstecken liebte. Wie freundlich war sein Gruß für Bekannte, wie wußte er jedem ein liebes, gescheites Wort zu sagen!

Ludwig Bösendorfers Vater bereits hatte eine Klavierfabrik in Wien gegründet, war ein gebildeter Mann gewesen, der auch das Polytechnikum besucht hatte und dem Sohn jene soliden Traditionen vererbte, die, durch den Künstlergeist Ludwig Bösendorfers veredelt, diesen instand setzten, mit den Klavierbauern Deutschlands, Frankreichs und Amerikas in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Das Wiener Klavier errang einen allerersten Platz auf dem Weltmarkt. In ihm klang etwas von allen guten Geistern des alten Wien, warme Sinnlichkeit des satten Tones, der feine Spieluhrenklang, der hohen Lagen, Feinheit und Behagen einer Mischung heller und dunkler Farben. Man hat von einem Wiener Geigenton gesprochen; den hellen, singenden, lebensbejahenden Klavierton hat Bösendorfer geschaffen. Jedem einzelnen Instrumente schenkte Bösendorfer eine Sorgfalt, die kaum anders als väterlich genannt werden kann. Jedes Klavier war ein besonderes Werk, das seinen Schöpfer lobte. Richard Wagner, der aus seiner Pariser Zeit eine besondere Vorliebe für den zärtlicheren Klang des Erard bewahrt hatte, war entzückt, als er und Josef Rubinstein bei den Proben des Jahres 1875 die zwei Klaviere benützen konnten, die Bösendorfer nach Bayreuth geschickt hatte.

Bösendorfer gehörte der Gesellschaft der Musikfreunde seit vierzig Jahren als Direktionsmitglied an und war eines ihrer ältesten Ehrenmitglieder. Unvergessen bleibt ihm auch jene rührende, fürsorgliche Förderung, die er der aufstrebenden Jugend zuteil werden ließ. Alljährlich erhielt der beste Schüler der Klavierklasse von Bösendorfer einen kostbaren Flügel als Geschenk. Er hat viel Gutes getan, viele Wohltaten erwiesen, viele Tränen getrocknet, ohne Lärm, ohne Aufhebens. Ein dankbares Erinnern ist Ludwig Bösendorfer gewiß.

Krankheit und Tod.

Ludwig Bösendorfer litt in der letzten Zeit an Verkalkungserscheinungen und Altersschwäche. Noch in den letzten Monaten konnte man ihn in den Straßen der Innern Stadt trotz seines hohen Alters aufrechten Ganges spazieren gehen sehen. In den allerletzten Wochen, in denen ja auch die Witterung überaus schlecht war, hat er seine Wohnung auf dem Kohlmarkt nicht mehr verlassen. Noch am Donnerstag war er tagsüber außer Bett gewesen und nichts deutete auf die Nähe der Katastrophe hin. Freitag früh wurde Bösendorfer tot im Bett aufgefunden. Er ist sanft und ohne Todeskampf entschlummert.

Das Leichenbegängnis.

Bösendorfer hat in seinem Testament bestimmt, daß über seinen Tod keine Parte ausgegeben, daß keine Kranzspenden angenommen werden und daß über seinen Tod bis nach dem Leichenbegängnisse nichts verlautbart werde.

Bei dem gestern früh stattgefundenen Leichenbegängnis folgten dem Sarge Bösendorfers der Vizepräsident der Gesellschaft der Musikfreunde Dr. Kraus und sein Geschäftsnachfolger Karl Hutterstraßer.

Der Neue Tag
12. IV. 1919

187 AT

Ludwig Bösendorfer †.

Wien erfährt erst heute, daß in der Nacht von Freitag auf Samstag einer der populärsten Männer der Stadt, der Träger eines weltberühmten Namens, gestorben ist: Ludwig Bösendorfer. Mit ihm ist ein Repräsentant des echten Wienertums dahingegangen, vielleicht die letzte stadtbekannte Figur. In der ganzen Welt hört man den Namen Bösendorfer, tausende und tausende von Instrumenten sind aus seiner Werkstatt hervorgegangen, den Namen ihres Schöpfers, den Namen ihres Geburtsortes verbreitend.

Bösendorfer machte zunächst Klaviere. Das war sein „Geschäft", aber er hatte es nie als solches betrieben, immer ist er als Klaviermacher ein Künstler gewesen und arbeitete unter der Devise: „Wer's nicht edel und vornehm betreibt, — lieber weit von dem Handwerk bleibt!" Durch mehr als vier Jahrzehnte hat Bösendorfer den erfolgreichsten Einfluß auf das Musikleben seiner Vaterstadt ausgeübt.

Wittmann schilderte anläßlich des 70. Geburtstages Bösendorfers den Werdegang des Meisters: der junge Bösendorfer hat den Wienern bald gezeigt, daß er aus besonderem Holze geschnitzt war. Schon auf der Pariser Weltausstellung von 1867 erschien er als hervorragender Mann seines Faches, wohl auch schon mit dem [illegible] „k. k." gewappnet, denn auf Bestellung der Kaiserin Elisabeth hatte er für den Wettkampf auf dem Pariser Marsfelde den ersten seiner später viel bewunderten „Monarchenflügel" gebaut. Die schöne Eugenie, die eines Tages am Arme des Kaisers Franz Joseph die Ausstellung besuchte, war ganz entzückt von dem Instrument, und lächelnd bat sie der Kaiser um die Gunst, ihr das Kunstwerk im Namen seiner Gattin zum Geschenk anbieten zu dürfen. So zog unser Wiener in den Tuilerien ein. Nur glaube man nicht, daß er es als sein höchstes Lebensziel erachtete, Galaklaviere für regierende Häupter zu erzeugen; es sind ihm während seiner fünfzigjährigen Tätigkeit mancherlei Ehren in den Schoß gefallen. In Wahrheit aber bewegte ihn jederzeit nur der eine Ehrgeiz, mit seinen Instrumenten den Beifall der Künstler zu erobern. Wenn Liszt den „Bösendorfer" pries, das war seine Freude. Wenn ihn Anton Rubinstein auf die Schulter klopfte: „Bravo, Bösendorfer!" — das war sein Stolz. Von den genialen Meistern des Klaviers als ein kongenialer Instrumentenmacher anerkannt zu werden, blieb von allem Anfang an sein höchstes Bestreben. Und diesem ernsten, rastlosen Bemühen verdankte er es, daß der Ruhm der alten Wiener Klavierfirmen in seiner Fülle auf ihn überging.

Einer der prächtigsten Charakterzüge Bösendorfers war seine tiefe Liebe zur Musik. Wie verdienstvoll hat Bösendorfer all die Jahre im Kuratorium der Gesellschaft der Musikfreunde gewirkt, wie groß ist die Zahl der Absolventen der Musikschule, die auf einem von Bösendorfer geschenkten Konzertflügel ihre Kunst bilden konnten. Als er über 70 Jahre alt war, gab Bösendorfer die Leitung der seinen Namen tragenden Fabrik wohl auf, aber mit nimmermüdem Interesse verfolgte er weiter den Bau der Klaviere, der Bösendorfer-Klaviere, welche den Ruhm der österreichischen Industrie auch in die entlegensten Teile des Erdballs getragen haben.

Was Bösendorfer für die Gesellschaft der Musikfreunde bedeutete, das kam in einer Adresse zum Ausdruck, welche die Akademie für Musik und darstellende Kunst dem Meister anläßlich seines 80. Geburtstages überreicht hatte. „Sie haben," heißt es darin, „künstlerische Werte dort nur geschaffen, wo andere nur Werte der Technik sehen mögen; dem Künstler Bösendorfer gilt unsere Begeisterung, ihm jubeln wir freudigen Herzens zu in der Erinnerung an all die Fülle himmlischen Wohllautes, die er unseren entzückten Sinnen beschert hat. Oft und oft haben wir aus dem lauteren Quell Ihres vornehmen Kunstgeschmackes und Ihrer reichen Erfahrung in allen Fragen der musikalischen Erziehung reinste Erkenntnis geschöpft. Tausenden von Jüngern der Kunst hat die reine und edle Sprache Ihrer Instrumente manche Mühe erspart und die Arbeit zur Freude gemacht."

So war Bösendorfer eine Säule in unserem Musikleben als bodenständiger Typus im Gesellschaftsbilde Wiens. Und wenn man einst von der schönen Vergangenheit dieser Stadt sprechen wird, dann wird der Name Bösendorfers einen hervorragenden Platz in ihrer Geschichte einnehmen.

*

Den letztwilligen Verfügungen entsprechend, fand die Beisetzung Bösendorfers auf dem Zentralfriedhofe in aller Stille statt, nur zwei Vertreter der Gesellschaft der Musikfreunde gaben dem Verstorbenen das letzte Geleite.

Ludwig Bösendorfer hat ein Alter von 84 Jahren erreicht. Seit 40 Jahren gehörte er der Gesellschaft der Musikfreunde, zu deren regsten Förderern er zählte, als Direktionsmitglied an. Er war auch eines ihrer ältesten Ehrenmitglieder. Vor zehn Jahren hat er sich von der Leitung der nach ihm genannten Klavierfabrik, die seinen Namen auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt machte, zurückgezogen, Seine Anteilnahme an den Geschicken der ihm so treuen Gesellschaft der Musikfreunde blieb bis in die letzte Lebenszeit eine unverändert rege. Bösendorfer hat auch auf charitativem Gebiete ersprießlich gewirkt, jedoch es immer vermieden, daß sein Name in die Oeffentlichkeit kam. Bösendorfer war bekanntlich mit dem genialsten Künstler Wiens verwandt: er war der Schwiegervater Girardis.

Ludwig Bösendorfer.

Wie die alten Häuser, verschwinden in Wien auch die alten Menschen, und das Wien, das man noch vor nicht allzu langer Zeit das „Neu-Wien" genannt hat, das Wien der Ringstraßenzeit, des alten Burgtheaters und der Praterfahrten, der Straußschen Walzer und der Makartschen Bilder, gehört schon wieder der Geschichte an. Nun ist auch der alte Klaviermacher dieser schönen, künstlerisch bewegten Wiener Zeit verschwunden, und wir werden ihn nicht mehr, wie wir es gewohnt waren, über die Gassen schreiten sehen, den schmalrandigen, runden Hut auf dem Kopf, in kurzem Ueberrock, das Stäbchen in der Hand, zwei stechende Augen im struppigen, verrunzelten Gesicht.

Ludwig Bösendorfer ist ein Stück von Wien gewesen, das seit jeher nicht nur eine Stadt leichtlebigen Vergnügens, sondern auch eine Stadt der Arbeit war. Er hat hier den Weltruf einer Firma begründet, hat seinen Namen mit dem Wiener Musikleben der letzten fünfzig Jahre dauernd verknüpft: durch Arbeit ist er emporgekommen, und diese Arbeit war eine künstlerische. Ob er nun Klaviere oder einen Konzertsaal gebaut hat, er hat es als Künstler getan, in persönlicher Art, niemanden kopierend, ein Mann aus eigenem Holz. In allen Klavieren, die er gebaut, lebt jetzt Bösendorfers Künstlerseele weiter, denn Bösendorfer war kein Klavierbauer gewöhnlichen Schlages. Keines seiner Klaviere hat die Fabrik verlassen, ohne daß sich Bösendorfer selbst an den Flügel gesetzt hätte, um dessen Töne, die hohen und tiefen, auszuprobieren und in den Klang hineinzuhorchen, der aus Holz- und Metallsaiten ihm entgegenströmte. Wie alle Geigen- und Lautenmeister stand Bösendorfer zu jedem Klavier in einem geheimnisvollen persönlichen Verhältnis. Man müht sich heute, das Geheimnis alter italienischer Geigen herauszufinden, analysiert den Lack, zerlegt das Holz, mißt die Proportionen und findet es nicht. Denn etwas ist durch keinerlei technische Mittel zu fassen: die Seele der alten Meister, die ein Instrument als ein Kunstwerk, als ein individuelles Lebewesen angesehen haben, an dem sie liebevoll geformt haben. Dazu kommt noch die Ehrlichkeit des traditionellen Handwerkes, das Leben und Weben im Stofflichen, den Hölzern, den Lacken. Ein Instrumentenbauer solcher Art war auch Bösendorfer, ein Mann alten Schlages, in alten Traditionen wurzelnd.

Den Klavierbau hatte Ludwig Bösendorfer von seinem Vater erlernt, der im Jahre 1827 eine Fabrik gründete. Ignaz Bösendorfer selbst war der Sohn eines Tischlers gewesen, und so ruht der Familienruhm auf dem festen Grunde des Handwerkes, des soliden Bodens aller Kunst. Großvater Bösendorfer schnitt Bretter zurecht, der Vater Bösendorfer beschäftigte sich schon mit jener vornehmeren Sorte von Brettern, die mit dem Ton mitschwingen. Die Mutter Ludwig Bösendorfers war die Tochter eines Gastwirtes vom Strozzigrund; altes Wienertum floß Bösendorfer von väterlicher und mütterlicher Seite her im Blut. Den Klavierbau hatte Bösendorfers Vater bei Brodtmann gelernt, überdies hatte er die Technik besucht und war als Klavierspieler geschätzt. Gerühmt wurde seine schöne Tonbildung, sein Klanglichem horchendes Ohr, und derart brachte er seine Klaviere zu solcher Bedeutung, daß Männer wie Liszt und Thalberg gern auf seinen Flügeln spielten. Eine neue Zeit des Klavierspieles war unterdessen hereingebrochen. Mit brillanten Gängen durchmaß man das Reich der Töne von oben bis unten, Terzen-Sextenskalen blitzten auf, man wollte Farbe, viele Farbe, suchte sie im Orchester und auf dem Flügel, und das moderne Klavier mußte geschaffen werden, das den modernen Tonwerken die reiche, glühende Farbe gab. Ludwig Bösendorfer, der nach dem Tode seines Vaters das Geschäft übernommen hatte, war mit den großen Meistern des Klavierspieles befreundet. Indem er ihr Spiel studierte, ja sogar mit ihnen reiste, um alle Geheimnisse ihres Spieles zu erforschen, glückte es ihm, ihr Spiel durch eine Technik des Klavierbaues zu ergänzen, die das Virtuose und Farbige des modernen Klaviervortrages aufs getreueste wiedergab. Man kann sagen: an jedem Bösendorfer-Flügel habe ein Liszt und ein Rubinstein mitgebaut.

Es ist ein echtes Wiener Klavier, das Ludwig Bösendorfer, der Klaviermacher, geschaffen und anderen Klavieren von europäischem Ruf ebenbürtig an die Seite gestellt hat. Aus dem schwarzen Kasten strömt einem jener reiche, sinnliche Klang entgegen, der die feinste Blüte Wiener Musizierens ist, jener Tonzauber, den man selbst im derbsten Violinspiel eines Geigers in der Buschenschenke nicht vermißt und der, künstlerisch idealisiert, aus dem Schubertschen Orchester wie der Duft eines Gartens im Frühling herausströmt. Jener wienerische Klang ist erotische Werbung. Er ist dem Blühen der Natur verwandt, hat den Farbenreiz der Wiener Landschaft und steht in engen Beziehungen zu allem, was das Wiener Leben heiter und schwungvoll macht. „Nun ist die Luft von solchem Spuk so voll, daß keiner weiß, wie er ihn meiden soll": das gilt vor allem für das Musizieren in Wiener Luft; freilich ist es nur künstlerischen Naturen gegeben, von den in Wien spukenden Klanggeistern etwas zu erforschen, und Ludwig Bösendorfer ist ein solcher Künstler gewesen, wenn er in seiner Werkstatt hantierte.

Vom Bau solcher Klangkasten bis zum Bau eines Konzertsaales ist kein allzuweiter Weg. Ist doch ein Konzertsaal ebenfalls ein Resonanzkasten, der den Klängen Fülle und Reiz geben soll, und als Bösendorfer im Jahre 1872 vor die Aufgabe gestellt war, aus der Liechtensteinschen Reitschule in der Herrengasse, in der die Pferde trabten, einen Konzertsaal zu machen, war er auf seinem eigensten Gebiet. Daß es nicht so einfach ist, einen Konzertsaal zu bauen, haben wir in Wien in den letzten Jahren erlebt. Daß man ein erfahrener Baumeister sei, genügt dazu offenbar nicht, man muß schon ein Künstler sein, mit Musik in der Seele, im Gefühl, im Instinkt, und mehr als einmal haben wir uns nach dem Bösendorfer-Saal gesehnt, der vierzig Jahre lang der edelsten Musik eine vornehme Herberge gewesen ist. Immer wieder ertappten wir uns nach dem Abbruch des Bösendorfer-Saales, daß wir in Gedanken durch den dunklen Torbogen gingen, über dem, von zwei bescheidenen Glühlampen erhellt, in kleinen Goldbuchstaben das Wort „Bösendorfer" zu lesen war. Damen in bunten Mänteln, junge Enthusiasten, ältere Musikfreunde gingen mit uns über den dunklen Hof, die Treppe hinauf, und zum Garderoberaum, an der Beethoven-Statue vorbei, und der weiße Saal öffnete sich uns, von matten Lampen erhellt, in denen das elektrische Licht oval sierend sich brach: jener wunderbare Konzertsaal, dem die Erinnerungen an die größten Künstler Weihe gegeben hatten. In der Ecke des Stehparterres stand hier allabendlich ein weißköpfiger Mann mit verrunzeltem Gesicht und horchte vorgebeugt und mit gespanntem Ausdruck auf jeden Ton, der hier erklang; der alte Bösendorfer, der immer wieder in den Saal hineinhorchte, den er erbaut hatte, und mit dem er durch jenes ge-

Die Zeit 19. IV. 1919

Der Neue Tag
13./V. 1919

189

Bösendorfer.

Er war ein Wahrzeichen dieser Stadt; er gehörte ihr mit Leib und Seele, und sein Wesen war gesättigt von ihr, voll von jener feinen, wienerischen Musik, die es heute gar nicht mehr gibt und von der sein Blut voll gewesen ist. Man hat ihm viel angetan. Zuerst hat man ihm sein Haus niedergerissen, dann ist ihm der Schwiegersohn, Alexander Girardi, gleich nach diesem die Tochter gestorben. So war er eigentlich heimatlos geworden und hat es doch am längsten ausgehalten. Schließlich mag es ihm aber doch zu arg geworden sein. Er ragte aus einer besseren Vergangenheit in eine Gegenwart, die ihm nicht behagen konnte. Und als er der grauenvollen Zukunft so recht gewahr wurde, die ihm lachte, da zog er es vor, den kürzeren zu ziehen. Er sagte Kochamerdiener, legte seinen Hobel hin, und ging, und war wohl gefaßt darauf, daß die heutige Zeit seinen letzten Gruß nicht mehr verstehen konnte, da man doch heute eine ganz andere Sprache redet.

Er war ein lebender Anachronismus geworden, und er mußte das mit jedem Tag, der seinem langen Leben zugelegt wurde, umso bitterer empfinden. Er war ursprünglich nur ein Klaviermacher gewesen, aber sein Name ist durch die ganze Welt geflogen, und mit ihm oder besser durch ihn der unnachahmlich zarte Ton, der den Instrumenten eigen war, die er gebaut hat, ein Ton, in dem Lust und Leid der Wienerstadt geklungen haben, und der so recht dazu taugte, von Meister Johann oder Josef Strauß beflügelt zu werden. In allen fünf Weltteilen erklangen die Bösendorfer Klaviere, und überall erkündeten sie den Ruhm der Stadt Wien, die ihrem Herold zum Dank dafür das Dach über dem Kopf weggezogen hat.

Der Herr hatte sein Haus und beide paßten ganz wunderbar zusammen. Unnötig, das Loblied des Bösendorfersaales von neuem erklingen zu lassen, der unwiderbringlich verloren ist, und der ein akustisches Kleinod bedeutete. So war das Haus beschaffen, das Ludwig Bösendorfer besaß, und das ebenso voll von dieser märchenhaften Musik war, wie sein eigenes Wesen. Die beiden gehörten zusammen, aber man hat sie eines Tages doch getrennt ... Kein Mensch weiß, warum.

Es ist bestimmt kein Zufall, daß Alexander Girardi Ludwig Bösendorfers Eidam gewesen ist; die beiden haben zueinander gefunden, weil es ihnen so bestimmt war, weil sie sich finden mußten, weil da die Gleichheit der Art sich vermählte. Zwei Künstler, zwei Menschen, die die feinste Blüte des Wienertums darstellten, hatten sich vereinigt.

Jedes Kind hat ihn gekannt, und er ist eine ständige Straßenfigur gewesen. Man konnte ihm Tag für Tag begegnen. Mit seinem drapfarbenen, kurzgeschnittenen Ueberzieher und dem Stößer wird er, zumal zur Frühlingszeit, für immer in unserer Erinnerung fortleben. Das feingeschnittene, rosig zerfaltete, weißbärtige Gesicht mit den Augen, die stets ein wenig lächelnd gekniffen waren, die hohe, von der Last der Jahre ein wenig gebückte Gestalt, so pflegte er, die eine Hand auf dem Rücken, mit der anderen den Stocknauf umspannend, über den Kohlmarkt und dem Graben zuzuschreiten.

Er war ein Wahrzeichen dieser Stadt, die er, ein freundliches Gespenst aus glücklicheren Tagen, durchwandelt, und aus der er sich still, wie er gelebt, fortgestohlen hat. Peroy.

Bösendorfers letzte Fahrt.

Bösendorfer hatte testamentarisch angeordnet, daß man ihn in einen Holzsarg legen, den die Klavierträger seines Etablissements auf einen offenen Klaviertransportwagen legen müssen und daß dieser Wagen unbemerkt durch die Straßen zu fahren habe, wie wenn er etwa ein Klavier enthielte, das just irgend einer Familie zuzustellen ist. Dann hatte Bösendorfer angeordnet, daß außer seinem Testamentvollstrecker, dem Vizepräsidenten der Musikfreunde Doktor Karl Krauß, niemand seinem Sarge folgen dürfe. Sein Leichnam sei zu begraben und es sei erst nachher zu publizieren, daß Bösendorfer gestorben sei. Der später zu setzende Grabstein darf keine wie immer geartete Inschrift aufweisen.

Ein gütiges Geschick wollte es, daß Bösendorfer ruhig und sanft mitten im Schlaf verschied. Am letzten Donnerstag verzehrte er noch in Ruhe sein Abendessen, erging sich noch seiner Wirtschafterin gegenüber in Scherzreden und ging heiter und zufrieden zu Bette. Freitag früh fand ihn die Wirtschafterin tot. Der 85jährige Greis, der erst im letzten Jahre über Anwandlungen von Schwäche klagte, war eigentlich nicht krank, er starb an Altersschwäche. Sonntag früh wurde er, so wie er es gewünscht hat, in aller Stille begraben. Nur daß seinem Leichenbegängnis, wenn man diesmal die Fahrt nach dem Zentralfriedhof so nennen kann, auch Karl Hutterstraßer, der Besitzer der Klavierfabrik Bösendorfer, beigewohnt hat. In Gegenwart der Herren Dr. Krauß und Hutterstraßer wurde der Sarg ohne die geringste Zeremonie ins Grab gesenkt. Damit war alles zu Ende. Die Anordnungen Bösendorfers wurden strengstens befolgt.

Österr. Volkszeitung
13./V. 1919

190

Ludwig Bösendorfer.

Das stille Leichenbegängnis.

Ludwig Bösendorfer, dessen Tod gestern gemeldet wurde, war zeitlebens ein Original, und eigenartig wie im Leben, war er bis zum Tode. Bösendorfer ist bereits Freitag gestorben, Sonntag hat in aller Stille das Leichenbegängnis stattgefunden, und erst gestern erfuhr man in Wien, daß der berühmte „Klaviermacher Bösendorfer" nicht mehr unter den Lebenden weilt. Er hatte es so haben wollen. In seinem Testament war ausdrücklich angeordnet, daß man seinen Tod der Oeffentlichkeit erst nach der Bestattung mitteilen solle.

Das Leichenbegängnis aber wollte Bösendorfer so einfach und still als möglich haben: Man solle ihn in einen Holzsarg legen — so lautete sein Wunsch — die Klavierträger seines Geschäftes sollten den Sarg auf einem offenen Klaviertransportwagen stellen und ihn ganz unbemerkt auf den Friedhof bringen; außer seinem Testamentsvollstrecker, dem Vizepräsidenten der Musikfreunde Dr. Ernst Kraus, solle niemand dem Sarge folgen. So geschah es auch; mit Dr. Kraus war nur noch der jetzige Inhaber der Firma Bösendorfer, Herr Karl Hutterstraßer, bei der Beerdigung anwesend. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag blieb die Leiche in der Beisetzkammer; Sonntag früh fand in Anwesenheit der genannten beiden Herren die Beerdigung statt. Es ist bemerkenswert, daß Bösendorfer nach dem Tode seiner ersten Frau gleichfalls das Leichenbegängnis hatte geheim halten wollen, weshalb er es für 9 Uhr abends anordnete.

Ludwig Bösendorfers Tod war leicht und sanft; am Donnerstag hatte er noch mit Appetit sein Abendessen verzehrt, Freitag früh fand ihn seine Wirtschafterin tot im Bette. Bösendorfer war nicht eigentlich krank, er starb an Altersschwäche.

Neues Wiener Tagblatt
13./V. 1919

Ludwig Bösendorfer †.

Die letzten Stunden.

Die Nachricht von dem Tode des Klavierbauers Ludwig Bösendorfer, die wir im gestrigen Blatte veröffentlichten, hat überall, wo man diesen kunstsinnigen Wiener und gütigen Menschen gekannt und geschätzt hat, tiefe Trauer hervorgerufen. Die Kunde von dem Hinscheiden Bösendorfers konnte der Oeffentlichkeit nach dem Wunsche des Verblichenen erst nach der Beerdigung der Leiche bekanntgegeben werden.

Bösendorfer ist trotz seines Alters nicht krank gewesen, wenn wir von starken Gemütsbewegungen der letzten Jahre absehen. Neben dem von ihm viel gehaßten Kriege hatten ihn auch die Todesfälle in seiner Familie stark hergenommen. Dennoch sah man ihn bis in die letzte Zeit noch fast aufrecht durch die Straßen Wiens gehen. Am letzten Donnerstag verzehrte er in Ruhe sein Abendessen, erging sich noch seiner Wirtschafterin gegenüber in Scherzreden und ging heiter und zufrieden zu Bette. Freitag früh fand ihn die Wirtschafterin tot. Der 85jährige Greis, der erst im letzten Jahre über Anwandlungen von Schwäche klagte, starb an Altersschwäche. Er hatte angeordnet, daß man ihn in einen Holzsarg lege, den die Klavierträger seines Etablissements auf einen offenen Klaviertransportwagen legen müssen, und daß dieser Wagen unbemerkt durch die Straßen zu fahren habe, wie wenn er etwa ein Klavier enthielte, das irgendeiner Familie zuzustellen wäre. Dann hatte Bösendorfer angeordnet, daß außer seinem Testamentsvollstrecker, dem Vizepräsidenten der Musikfreunde Dr. Karl Krauß, niemand seinem Sarge folgen dürfe. Sonntag früh wurde er, so wie er es gewünscht hat, in aller Stille begraben. Nur daß seinem Leichenbegängnis, wenn man diesmal die Fahrt nach dem Zentralfriedhofe so nennen kann, auch Karl Hutterstraßer, der Besitzer der Klavierfabrik Bösendorfer, beigewohnt hat. In Gegenwart der Herren Dr. Krauß und Hutterstraßer wurde der Sarg ohne die geringste Zeremonie ins Grab gesenkt.

Der Abend
17.V.1919

193

Die alte Monarchie in Konstantinopel

Die Spitzen der österreichisch-ungarischen Kolonie.

Ein Schriftsteller, der viele Jahre in Konstantinopel gelebt hat, schildert hier das Treiben der aristokratisch-plutokratischen Clique, die in Konstantinopel die gewesene Monarchie vertrat. Sie war die Verkörperung der Schulter-an-Schulter-Politik, die Tausende von Österreichern, Ungarn und Deutschen in den türkischen Einöden dem Tode überlieferte, während die Vertreter Seiner Majestät sich die Taschen füllten.

Tonangebend in der Kolonie waren, trotz ihrer geringen Anzahl, die Magyaren; sie hielten alle leitenden Stellen in der Botschaft und dem Konsulate besetzt. Magyaren waren der Botschafter Markgraf Pallavicini, der erste Legationsrat, der Konsul, der einflußreichste Konsulatssekretär, der Vertreter der österreichisch-ungarischen Monarchie im Verwaltungsrate der Ottomanischen Staatsschuldenverwaltung usw.

Während der Abwesenheit des Botschafters und des ersten Botschaftsrates im vorigen Sommer leitete der Legationsrat Herr Panfili, ein Italiener aus Triest, die Geschäfte der Botschaft. Er war früher Konsul in Konstantinopel und wurde dann zum Kommerzdirektor ernannt und in den diplomatischen Dienst übernommen. Panfili wird die famose Verteilung des von Österreich-Ungarn für die Kolonie im Jahre 1917 zur Verfügung gestellten Zuckers zur Last gelegt. Man kann sich das Erstaunen der sogenannten Gesellschaft denken, als ein bulgarischer Gesandtschaftsbeamter in den Salons von Pera verbreitete, Panfili habe ihm die Silbersachen und Altertümer gezeigt, die er gegen Zucker und Kaffee eingetauscht oder aus dem Erlös für verkauften Zucker und Kaffee gekauft habe.

Von der Tätigkeit Panfilis als Kommerzdirektor hatte die Konstantinopler Geschäftswelt keine große Meinung; er interessierte sich nur für die Skodawerke.

Ein würdiges Mitglied der Botschaft war der Legationsrat Graf Czekonits, ein ungarischer Magnat. Das war der Mann mit der großen Brieftasche, der Hunderttausende im „Cercle d'Orient" im Spiele verlor und sich zur Verbesserung des Kronenkurses Kronennoten durch die Kuriere aus Ungarn mitbringen ließ. Man sollte nachträglich noch die Direktoren der österreichischen und ungarischen Banken in Konstantinopel befragen, wieviel Hunderttausende, vielleicht Millionen von Kronen auf diese Weise in die Türkei eingeschmuggelt worden sind und dort einen Druck auf die Kronenkurse ausgeübt haben.

Auf dem Konsulate spielte bis zu seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienste der Sekretär Illesch (auch ein Magyar) eine hervorragende Rolle, man hätte ihn für den eigentlichen Konsul halten können. Dann bekam er durch Vermittlung seiner einflußreichen Freunde den sehr gut bezahlten Direktorsposten einer ungarischen Kriegseinkaufsgesellschaft in Konstantinopel. Er war auch Präsident des Ungarischen Klubs, und als solcher spielte er bei der Verteilung des Zuckers und bei der Verwertung der zum „Selbstkostenpreise" zu verkaufenden Vorräte des Ungarischen Roten Kreuzes eine große Rolle, nicht zum Nachteile für seine eigene Tasche. Von den Zuckervorräten wurde nur ein kleiner Teil dem ungarischen Klub zugewendet, und von diesem fehlten schließlich auch noch zwei Kisten. Illesch wollte sie dem Direktor des Pera-Palace-Hotels zum Aufheben gegeben haben, wobei sie „in Verstoß geraten" seien. Im ungarischen Klub kamen darüber zu lebhaften Auseinandersetzungen mit Illesch, der aufgefordert wurde, die Vorstandschaft niederzulegen.

Der eben genannte Direktor des Pera-Palace-Hotels namens Martin (wurde natürlich immer französisch ausgesprochen) war gleichfalls ein Ungar und lenkte im Winter 1917/18 zum erstenmal die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch seine Beteiligung an einem umfangreichen Goldschmuggel, den eine Bande, Ungarn und Türken, nach der Türkei bewerkstelligen wollten. Sie wurden aber abgefaßt und in Pest abgeurteilt. Martin sollte dann von den österreichisch-ungarischen Militärbehörden zur Ableistung seiner Landsturmpflicht eingezogen werden, er wurde aber schnell türkischer Untertan. Das bot keine Schwierigkeiten, denn Martin war für Enver Pascha und andere türkische Minister tatsächlich „unabkömmlich", da niemand so gut wie er köstliche Gratisdiners und Soupers zu veranstalten verstand. Martin war bis 1914 französischer Untertan, wurde dann aber mit Hilfe seiner guten Freunde auf der Botschaft und beim Konsulate wieder Ungar.

Diesen „führenden" Geistern der gewesenen österreichisch-ungarischen Kolonie reihen sich würdig die kleinen an; Spitzen der Kolonie, deren Söhne sich bei der Mobilmachung versteckten oder ins Innere flüchteten, Leute, die mit gewissenlosen Offizieren dunkle Geschäfte mit staatlichem Eigentum machten, diese Ehrenmänner besaßen kaiserliche Orden und Auszeichnungen.

G. Herlt.

Vossische Zeitung
17. IV. 1919

Rudolf Rotheit †

Aus dem Bethanien-Krankenhaus geht uns die schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden unseres Kollegen Rudolf Rotheit zu. Die „Vossische Zeitung" betrauert in ihm einen ungewöhnlich begabten und tüchtigen Mitarbeiter, der ihr zuerst als Berichterstatter in Sofia, dann als Mitglied der Schriftleitung durch viele Jahre die wertvollsten Dienste geleistet hat. Er war der geborene Journalist, temperamentvoll, feinnervig, mit scharfem Tatsachensinn jenes Maß von Intuition vereinend, ohne das der wahre Journalist ebensowenig denkbar ist, wie der Historiker, bei aller Kühle der Betrachtungsweise mit einem Hang zum Abenteuer begabt, der ihn immer wieder lockte, aus dem Zuschauerraum mitten hinein in die Bühne bunten, oft wildbewegten Weltgeschehens zu springen, ein packender Schilderer, dem, wenn es galt, Arbeit in unbegrenzter Fülle mit erstaunlicher Leichtigkeit von statten ging. Am 10. Oktober 1861 zu Thorn geboren, hatte er sich ursprünglich naturwissenschaftlichen und besonders chemischen Studien zugewandt; wenig über zwanzigjährig, wurde er nach Wien verschlagen und wandte sich, seiner eigentlichsten Natur folgend, der Journalistik zu, in der Heinrich Friedjung, damals Herausgeber der deutschnationalen „Deutschen Zeitung", sein Lehrmeister wurde. Später trat er in die Redaktion des Wiener „Fremdenblatts" ein, als dessen Vertreter er mehrfach Reisen ins Ausland und zumal nach dem Balkan unternahm, auf denen er den Grund zu der genauen Kennerschaft des europäischen Südostens legte, die mehr und mehr seine Spezialität wurde. Mitte der neunziger Jahre übersiedelte er nach der damals rasch aufblühenden und an politischer Wichtigkeit gewinnenden Hauptstadt Bulgariens als Berichterstatter für die „Vossische Zeitung", in deren Redaktion er im Jahre 1900 berufen wurde. Hier bearbeitete er einen Teil der Auslandspolitik, seine Kenntnisse vom Balkan und seine Beziehungen zu den dort führenden Persönlichkeiten von Zeit zu Zeit durch Reisen dahin auffrischend und ergänzend. Bei älteren Lesern sind noch unvergessen seine ungemein fesselnden Berichte aus Serbien aus den Tagen der Ermordung König Alexanders und der Königin Draga, desgleichen die aufschlußreichen Schilderungen aus den Tagen des albanischen Thronabenteuers des Fürsten Wied. Eine Frucht des Weltkrieges war sein im Jahre 1916 im Verlage von Ullstein u. Co. veröffentlichtes Werk „Kernworte des Weltkrieges", ein zeitgeschichtliches Seitenstück zu Büchmanns „Geflügelten Worten". In der Zeit vor seiner letzten Erkrankung arbeitete er an einer Darstellung der Vorgänge im Königlichen Schloß zu Berlin seit dem 9. November 1918, für die er eine Ueberfülle wertvollsten Stoffes von urkundlichem Wert gesammelt hatte; ob dieses nach Stoff und Anlage einzigartige Werk zum Abschluß gediehen ist, entzieht sich augenblicklich unserer Kenntnis. Zum letzten Male trat er in die Oeffentlichkeit mit Reiseberichten aus der vom Bürgerkrieg zerrissenen Ukraine, die in der „V. Z. am Mittag" erschienen. Bald nach der Heimkehr von dieser Reise erkrankte er, und nun hat der Tod ihm die fleißige Feder aus der Hand genommen. Ein ehrenvolles, sympathisches Andenken ist ihm bei allen seinen Berufsgenossen sicher, zumal bei uns, die wir durch so manches Jahr mit ihm in Arbeit und froher Geselligkeit verbunden waren.

Wiener - Stimmen
22.IV.1919

195

GR. Huschauer †.

Heute nacht ist der bei den letzten Gemeinderatswahlen im 3. Bezirk neuerdings gewählten christlichsoziale Gemeinderat Hans Huschauer gestorben.

Der Verstorbene, eines der ältesten Mitglieder der christlichsozialen Partei im Wiener Gemeinderat, hat sich als Präsidentstellvertreter der Bürgervereinigung besonders betätigt und sich während des Krieges um die Jugend- und Kriegsfürsorge große Verdienste erworben.

Als Ersatzmann im Gemeinderat tritt an seine Stelle der ehemalige GR. Max Findenigg.

Vossische Zeitung

197 6

6. VI. 1919

Heinrich Friedjung.

Das jüngste Mitglied der Wiener Akademie.

Wie wir dieser Tage mitteilten, ist **Heinrich Friedjung** zum ordentlichen Mitglied der österreichischen Akademie der Wissenschaften ernannt worden. Zu der Anerkennung für den hochbedeutenden Historiker, der unseren Lesern auch als alter Mitarbeiter dieses Blattes vertraut ist, kann diese wie selbstverständlich anmutende Ehrung der Wiener Gelehrtenkreise, die sich anderen akademischen Auszeichnungen (wie dem Ehrendoktorat der Rechte, das ihm die Heidelberger Universität verlieh) spät hinzugesellt, kaum einen steigernden Beitrag liefern; aber sie regt zur rechten Zeit an, sich in die alten und neuen Werke zu vertiefen, durch die der Geschichtschreiber Oesterreichs und Deutschlands gerade durch die Darstellung äußerer Kämpfe und Gegensätze die innerliche Einheit des großen deutschen Volksgebietes in ein untrügliches Licht gerückt hat. Friedjung hat, nachdem er sich als junger Doktor der Philosophie durch ein wissenschaftlich wertvolles Buch über „Karl II." die Sporen als Historiker verdient hat, in seinem klassischen Werk über den „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" (Verlag Cotta) eine so tiefgreifende, gründlich aufhellende Darstellung der deutschen Wirren und Kämpfe von 1859 bis 1870 gegeben, daß in den Tagen, in denen die Gegner von 1866 zu Verbündeten geworden waren, Nord und Süd die überzeugende Treue seines Bildes anerkannte und sein Buch auf die für immer wiedergewonnene Einigkeit das historische Siegel drückte. Als Ergänzung zu diesem Meisterwerk fügte er die Benedek-Biographie hinzu, die Geschichte des österreichischen Heerführers von 1866, dessen von der „Parteien Haß und Gunst entstelltes" Wesen er von Verdunklungen befreite, um in der Psychologie der Hauptgestalt zugleich alle Irrungen und Wirrungen der einstigen österreichischen Hof- und Diplomatenwelt zu charakterisieren. Schon hier war der Grund zu einem neuen geschichtlichen Bau gelegt: zu einer Geschichte Oesterreichs in der langen Regierungszeit Franz Josephs, deren Beginn in dem Werke über 1848 und die folgenden Reaktionsjahre (Oesterreich 1848—1861) vorliegt. Mehr noch als der unmittelbare Erfolg spricht für die Bedeutung dieser großen Historikerarbeit die Tatsache, daß die ungeheure Umwälzung, die wir miterleben, den Wert dieser Geschichtsbilder eher steigert als vermindert. Wenn in der Zeit der furchtbarsten Leiden und Demütigungen als einziges ermutigendes nationales Ergebnis die Wiedervereinigung der Deutschen in Nord und Süd, von Deutschland und Oesterreichs deutschem Kern hervorleuchtet — eine natürliche volkstümliche Entwicklung, die keine Macht der Welt zu hindern vermag, so kann nichts lehrreicher und warnungsvoller für uns sein, als der Einblick in die überwundenen dynastischen, höfischen und diplomatischen Interessengegensätze, die Verwirrung säten und harte und aufreibende Kämpfe, deren Wurzel für alle Zeiten beseitigt ist, zur Notwendigkeit machten.

Einer tiefgreifenden Aufklärung im gleichen geschichtlichen Sinne, einer Aufhellung des Mächtespiels, das der Souveränität der um ihr eigenes Heil besorgten Völker trennend und hindernd im Wege steht, dient ein neues monumentales Werk Friedjungs, dessen erster Band (Verlag Neufeld und Henius, Berlin) kürzlich erschienen ist. Aufgefordert, Schlossers klassische Weltgeschichte bis zur Gegenwart fortzusetzen, hat Friedjung sich zunächst die Aufgabe gesetzt, das „wundervolle Geflecht der äußeren Politik" im letzten Menschenalter zu entwirren und in dem Buche „Das Zeitalter des Imperialismus 1884—1914" die Geschichte jenes Kampfes um die Weltherrschaft, der zum Weltkriege geführt hat, aus dem Dunkel diplomatischer Geheimnisse ans Licht zu ziehen. Vorbehaltlich einer ausführlicheren Würdigung des Werkes sei hier nur betont, daß Friedjung hier in der Aufdeckung unwiderleglicher Tatsachen, deren vielverschlungenes Netz er auseinanderfaltet, dieselbe historische Unparteilichkeit walten läßt, wie in seinem Bericht über 1866, und daß dabei die Rolle, die das zielbewußte imperialistische England in der Maske des Mittlers bald in der Verschiebung der Bündnisse, bald in Gewaltakten spielt, in ein Licht tritt, das den tiefsten Grund der Weltkatastrophe erkennen läßt.

Nur noch an ein Wort, das das jüngste Wiener Akademiemitglied — und doch zugleich eines der bewährtesten — in die Vorrede zu diesem neuen Werk einflicht, soll an dieser Stelle erinnert werden. Wo Friedjung von den Quellen seiner ebenso reichen wie tiefen Darstellung spricht, sagt er: „Förderlich war der Arbeit meine durch vier Jahrzehnte ununterbrochene publizistische Tätigkeit. Was während eines Menschenalters an Kenntnissen, was an Gedanken sich angesammelt hatte, was mir aus dem Verkehr mit politischen Männern der verschiedenen Länder und Parteien zugeströmt war, fand Verwertung." Dieses dankbare Bekenntnis des anerkannten Historikers zur Journalistik will festgelegt sein. Die Entwicklung, die die Publizistik als Betrieb der Tagesgeschichte im wissenschaftlichen Sinne genommen, ist freilich dem Kenner der Journalistik nicht fremd. Auch weiß man, daß manches aus Zeitungs- und Zeitschriftaufsätzen hervorgewachsenes Buch als Dokument der Zeitstimmung wie als Ausstrahlung einer gehaltvollen Persönlichkeit dauernd der Literatur angehört. Hier aber ein Beispiel dafür, wie der Publizist nicht nur Bausteine zur Geschichte liefert, sondern aus dem Material, das ihm vor allem zugänglich ist, still und methodisch Geschichte in sich aufbaut, wie die täglich neue Erfahrung ihm in Fleisch und Blut der zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntnis übergeht — der Historiker des Tages, der sub specie aeterni sieht und schafft.

A. K.

Hamburger Fremdenblatt

Neue Freie Presse

10. VI. 1919

199 10

Magistratsdirektor i. P. Karl Appel

In der Nacht auf den Pfingstsonntag ist der Magistratsdirektor i. P. Karl Appel im 58. Lebensjahre gestorben. Er ist in der Aera Neumayer an der Spitze des Magistrats gestanden.

Reichspost

10./VI. 1919

200

Magistratsdirektor i. R. Appel †.

Am 8. d. ist hier der verdienstvolle langjährige ehemalige Magistratsdirektor der Stadt Wien Karl Appel im 61. Lebensjahre gestorben. Das Leichenbegängnis wird am 11. d. um ½3 Uhr nachmittags vom Trauerhause, I. Freiung Nr. 6, aus stattfinden.

Magistratsdirektor Appel war l.-f. Pratonatskommissär-Stellvertreter der Metropolitankirche zu Sankt Stefan, Ritter des Eisernen Kronenordens III. Klasse, des Franz-Josef-Ordens, Kommandeur des päpstlichen St.-Gregor-Ordens, Ritter des preußischen Kronenordens II. Klasse, des russischen Stanislausordens II. Klasse, des rumänischen Ordens der Krone von Rumänien, Kommandeur des bulgarischen Alexanderordens, Besitzer des päpstlichen Ehrenkreuzes Pro ecclesia et pontifice und Besitzer der doppeltgroßen Goldenen Salvatormedaille. Sein Bruder ist der Senatspräsident Raimund Appel, sein Schwiegersohn Magistrats-Oberkommissär Dr. Friedrich Wilhelm.

Neue Freie Presse
10.VI.1919

† Professor Karl Kundmann.

Einer der hervorragendsten Wiener Plastiker, dessen 80. Geburtstag wir vor Jahresfrist gefeiert haben, Professor Karl Kundmann, ist gestern gestorben. Er war ein Wiener Kind, am 15. Juni 1838 geboren und widmete sich bereits als Knabe der Bildhauerkunst. Nachdem er seine Ausbildung an der Wiener Akademie genommen hatte, ging er nach Dresden zu dem damals berühmten Professor Hähnel. Seine schöne Gruppe „Der barmherzige Samariter" brachte ihm den Rom-Preis und einen Hofpreis ein. In Rom arbeitete Kundmann in den Jahren 1865 bis 1867. Dort entwarf er das Modell für sein Schubert-Denkmal in Wien. Dieser liebenswürdige Schubert im Stadtpark wurde 1872 enthüllt. Ein Werk voll wienerischer Frische und Eigenart, stellt es den Komponisten sitzend mit Notenheft und Stift dar. Der Sockel trägt drei Reliefs, die musikalische Phantasie, die Instrumental- und die Vokalmusik darstellend, und die Inschrift: „Seinem Andenken der Wiener Männergesangverein 1872."

Auf Grund dieses Werkes wurde Kundmann als Professor an die Wiener Akademie berufen. Es folgten eine große Reihe von Werken, von denen wir heute nur die wichtigsten hervorheben können. Das Tegetthoff-Monument in Wien, die Hauptfigur des Grillparzer-Denkmals in Wien, die Athene auf dem Parlamentsbrunnen, der Apollo am Hofburgtheater, die Moldau und Elbe vor dem Parlament, Rudolf von Habsburg vor dem Rathause, ferner das Tegetthoff-Denkmal in Pola, das Leitenberger-Denkmal in Marienbad, das Anastasius Grün- und das Robert Hamerling-Denkmal in Graz, ferner zahlreiche Büsten für den Arkadenhof der Wiener Universität, mehrere Denkmäler und Bildnisse, von denen jene Theodor Billroths und Nikolaus Dumbas besonders hervorzuheben sind. Alle diese Schöpfungen hat der Meister mit einer sich stets gleichbleibenden formenden Liebe ausgestattet. Er hat sich ein eigenes, etwas akademisches Ideal geschaffen, dem er in jedem seiner zahlreichen Werke gerecht wurde. Kundmanns Schöpfungen werden für die Entwicklung der Bildhauerkunst im allgemeinen und insbesondere für die Architektur Wiens bedeutungsvoll bleiben. Das Leichenbegängnis findet Donnerstag, ¾3 Uhr nachmittags, auf dem Zentralfriedhofe statt.

Neues Wiener Tagblatt
10./VII.1919

202 10

Bildhauer Kundmann gestorben.

Ein künstlerisch reich bewegtes Leben ist erloschen. Professor Karl Kundmann, der berühmte Wiener Bildhauer, ist im 81. Lebensjahre gestorben und wird am Donnerstag um ¾3 Uhr nachmittags im Zentralfriedhof bestattet werden. Anläßlich seines 80. Geburtstages im Vorjahre erfuhr der Meister, welche Wertschätzung sein Wirken gefunden hatte. Auch im Feuilleton unsres Blattes wurde damals darauf verwiesen, welche Schätze die reiche Begabung Kundmanns seiner Vaterstadt Wien und seinem Vaterland geschaffen hat.

Der liebenswürdige und hochgesinnte Mann war selbst ein Schüler der Wiener Akademie, in die er viele Jahre später als Lehrer eintrat und in der er viele bedeutende Schüler erzog. Er errang die Preise der Akademie, die ihn befähigten, zur Fortbildung ins Ausland zu gehen, arbeitete dann bei Hähnel in Dresden und gewann dort mit dem Relief „Chiron und Achilles" und der Gruppe „Der barmherzige Samariter" den Rompreis. Vor der Abreise nach Italien bekam er noch den Auftrag, für das hiesige Arsenal eine Statue Rudolf von Habsburgs anzufertigen. Während der beiden Jahre seiner Anwesenheit in Rom schuf er das jetzt im Hofmuseum befindliche „Bacchanale", Statuen für das Arsenal und den Konkurrenzentwurf für das vom Männergesangverein gewidmete Schubertdenkmal im Stadtpark. Mit der Enthüllung dieses Monuments im Stadtpark fiel die Verleihung der Professur an der Wiener Akademie 1872 zusammen.

Nun kam eine Periode reichen Schaffens. Die Museen, das Parlament, das Rathaus, die Universität waren im Bau und boten den Bildhauern reiche Gelegenheit zur künstlerischen Betätigung. Kundmanns nächste Erfolge waren Ausführungen auswärtiger Aufträge, so des Denkmals des Abtes Reittenberger in Marienbad, der Grabdenkmäler für den Grafen Esterhazy sowie für den Grafen Szechenyi in Zinkendorf, des Monuments für Tegetthoff in Pola und der Denkmäler Hamerlings und Anastasius Grüns in Graz. Für Wien entstanden die „Kunstindustrie" an der Fassade des kunsthistorischen Museums, das Tegetthoffdenkmal auf dem Praterstern (1882), der Apollo sowie die ernste und heitere Muse des Burgtheaters, die Hauptfigur des Grillparzerdenkmals, die Pallas Athene vor dem Parlament, Statuen und Viktorien für die Museen, Burg und Rathaus, Epitaphe für die Dombaumeister Ernst und Friedrich Schmidt, die Grabdenkmäler für Schubert, Hansen, Mauthner-Markhof, Kaposi, die Denkmäler und Büsten für Exner, Thun, Bonitz, Heinzel, Skoda und Redtenbacher im Arkadenhof der Universität sowie viele Porträtbüsten.

Zu den Schülern des gefeierten Künstlers gehörten unter andern: Kauffungen, Seib, Kassin, Schwertzek, Scherpe, Klotz, Lewandowski, Brandstetter u. v. a.

Reichspost
18./VI. 1919

Stadtrat i. P. Vinzenz Wessely †.

Am 16. d. verschied der zweiundachtzigjährige ehemalige Stadtrat Vinzenz Wessely. Er war der älteste Mandatsträger im Wiener Gemeinderate, dem er als Vertreter des 6. Bezirkes seit dem Jahre 1886 zweiunddreißig Jahre lang ununterbrochen bis November vorigen Jahres angehörte. Seine politische Tätigkeit beginnt mit den ersten Anfängen der christlichsozialen Partei und hängt mit der geschichtlichen Entwicklung derselben innig zusammen. Als der kleine Kaufmann Wessely auf dem großen Genossenschaftstage der Kleingewerbetreibenden Oesterreichs im Jahre 1885 in der Volkshalle des Wiener Rathauses ein eingehendes gewerbliches Referat erstattete, fiel seine starke Betonung des Antisemitismus allgemein auf und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Sein schlichtes Wesen, seine überzeugenden Reden, zum Schutze des vom Judentum arg bedrohten Kleingewerbes, brachten ihm so große Volkstümlichkeit, daß er im ersten Ansturm im Jahre 1886 als Gemeinderat gewählt wurde und damit als erster offizieller Antisemit ins Rathaus einzog.

Der junge Gemeinderat Wessely trat gleich im ersten Jahre in engste Fühlung zu Dr. Lueger, den er dann in eifriger Tätigkeit von Versammlung zu Versammlung begleitete. Nach der Vereinigung der Vororte mit der Stadt Wien bildete sich unter der Führung Doktor Luegers eine etwa vierzig Mann starke antisemitische Opposition und von dieser Zeit an bekleidete der Verstorbene durch vierzehn Jahre hindurch die Obmannstelle im gemeinderätlichen Bürgerklub.

Mit den ersten christlichsozialen Stadträten wurde Gemeinderat Wessely im Jahre 1895 in den Stadtrat entsendet, wo er Referate über die Straßenpflege, das Armenwesen, das Approvisionierungswesen und über gewerbliche Angelegenheiten erstattete. Seine umfangreiche Tätigkeit führte ihn auch zu Studienreisen über die Straßenpflege nach Dresden, Berlin, Hamburg, Hannover und ins Rheinland. Er besuchte auch die Unterrichtsausstellung, benannt „Die Kinderwelt" in Petersburg und die Mittelstandskonferenz in Lüttich.

Seine vielseitige emsige Tätigkeit erfuhr die besondere Anerkennung Dr. Luegers, dessen volles Vertrauen er stets besaß. Für seine Verdienste wurde er mit der großen Goldenen Salvatormedaille ausgezeichnet und mit mehreren anderen in- und ausländischen Orden bedacht. Er war auch Besitzer des Ehrenkreuzes „Pro Ecclesia et Pontifice".

Es mag von allgemeinem Interesse sein, zu erwähnen, daß Gemeinderat Wessely sein Mandat unter den Bürgermeistern Uhl, Dr. Prix, Dr. Grübl, Strohbach, unter dem Interregnum des Bezirkshauptmannes v. Friebeis, dem er als einer der achtzehn Beiräte angehörte, unter Dr. Lueger, Dr. Neumayer und unter Dr. Weiskirchner ausübte.

Das Leichenbegängnis findet Donnerstag, 19. d., um 1/4 Uhr nachmittags, von der Kapelle des Penzinger Friedhofes aus statt.

Neue Freie Presse
17./VI. 1919

[† Vinzenz Wessely.] Im Alter von 81 Jahren ist der ehemalige Obmann des christlichsozialen Bürgerklubs im Gemeinderate, der pensionierte Stadtrat und Gemeinderat Vinzenz Wessely, gestorben. Er war der erste Gemeinderat, der von den Mariahilfer Wählern auf Grund des christlichsozialen Programms in den Ratssaal entsendet wurde, wo er sich der von Dr. Lueger geführten, damals demokratischen Gruppe, anschloß. Wessely, dem Berufe nach Greisler, gewann rasch in der Partei Einfluß. Er galt als Vertrauensmann Luegers, dem er unbedingte Gefolgschaft leistete. Als sich die Demokraten im Gemeinderat zu Christlichsozialen wandelten und die Freisinnigen in der Gemeindeverwaltung ablösten, war Wessely einer der Gründer des Bürgerklubs, dessen Obmann er wurde und blieb, bis ihn sein hohes Alter zum Rücktritt veranlaßte. Sein Nachfolger wurde Oberkurator Steiner. Im Dezember vorigen Jahres ist Wessely aus dem Gemeinderat geschieden.

21./VII. 1919

[† Josef Dominik Schlechter.] Der ehemalige Gemeinderat Josef Dominik Schlechter ist im 78. Lebensjahre gestorben. Als Altliberaler hat er im Jahre 1873 zum erstenmal die Gemeindestube betreten, als „Wilder" schied er erst vor ganz kurzer Zeit aus der Stadtvertretung, nachdem er lange Jahre hindurch bei den Christlichsozialen hospitiert hatte. Deswegen wäre es aber bitteres Unrecht, Schlechter politischer Gesinnungslosigkeit zu zeihen. Er hat vielmehr sowohl seinerzeit unter den Liberalen als späterhin unter den Christlichsozialen individuelle Politik gemacht, die sich freilich um Prinzipien blutwenig kümmerte und alles und jedes aus dem Gesichtswinkel des Kleinbürgertums und des Gewerbestandes beurteilte. Schlechter war Buchbinder vom Fach und erfreute sich dank seiner wirklich grundlegenden Kenntnisse auf gewerblichem Gebiete, seiner Arbeitskraft und seinem Arbeitseifer bei den Berufsgenossen solcher Wertschätzung, daß er Jahrzehnte hindurch Obmann der Genossenschaft war. Gelegentlich hatte er übrigens den Zünftlern und Befähigungsnachweisschwärmern strengster Observanz mit Mut und Ueberzeugung recht energisch widersprochen. Im Gemeinderate war er bei allen Parteien beliebt und wohlangesehen. Das Leichenbegängnis findet Montag um ¾3 Uhr nachmittags auf dem Zentralfriedhofe statt.

Der Neue Tag

24./VI. 1919

207 N.T. VI

Hofrat Kerzl †.

Der langjährige Leibarzt des Kaisers Franz Joseph, Hofrat, früher einmal Exz. Dr. Kerzl, ist in der Nacht zum Montag auf dem Semmering gestorben. Gleich so vielen Größen des seinerzeitigen Hoflebens war auch Kerzl seit dem Umsturz aus der Oeffentlichkeit verschwunden, sein Name wurde nicht mehr genannt, er lebte still und zurückgezogen draußen in Schönbrunn in seiner Amtswohnung, die er nach dem Tode des alten Kaisers behalten hatte. Kerzl war wohl eine der sympathischesten Erscheinungen der einstigen Wiener Hofgesellschaft, ein aufrechter, gerader ehrlicher Mensch, der gar nicht auf das höfische Parquett paßte und sich dort auch Zeit seines Lebens nie wohl gefühlt hat.

Ein Menschenalter hindurch gehörte er zur allerengsten Umgebung des Kaisers. Der alte Herr hielt große Stücke auf „seinen Kerzl" und es war nicht zu verwundern, daß man sich seines Wohlwollens versicherte, seine Freundschaft und Unterstützung suchte, wenn es galt, dem Kaiser irgend ein Anliegen vorzutragen, eine Sache mundgerecht zu machen. Aber der kam bei Kerzl an den Unrechten. Er konnte ganz furchtbar grob werden und derartige Anliegen wurden sicher nicht zum zweiten Male gestellt. Uebrigens hat Kaiser Franz Joseph von dieser Grobheit seines Leibarztes auch einige Male ein Pröbchen zu hören bekommen, es aber nie krumm genommen. Er schätzte seinen Arzt in hohem Maße, denn er kannte dessen Aufopferung, seine Hingabe um seine Person, die jede Rücksicht auf die eigene Person beiseite setzte. Kerzl hat ein Alter von 78 Jahren erreicht.

Neues Wiener Tagblatt Abend 208 a 24./VII. 1919

Dr. Josef Kerzl †.

Der Leibarzt des Kaisers Franz Josef.

Auf dem Semmering ist in der Nacht vom Sonntag auf Montag der langjährige Leibarzt des Kaisers Franz Josef Generaloberstabsarzt Dr. Josef Kerzl gestorben und mit ihm wieder eine der Gestalten, die mit der Person des verstorbenen Kaisers in engster Verbindung standen, aus dem Leben geschieden. Dr. Kerzl war aus der Schichte des einfachen Volkes emporgestiegen. In Wiska im Pardubitzer Bezirk, wo er am 28. August 1841 geboren wurde, war sein Vater ein kleiner deutscher Bauer. Das Gymnasium absolvierte der mittellose Student in Königgrätz, worauf er nach dem Wunsche seines Vaters ins Priesterseminar eintrat, um Geistlicher zu werden. Er verließ es aber bald wieder und inskribierte vorerst an der juristischen Fakultät, da er die Kosten für das medizinische Studium nicht aufzubringen vermochte. Erst ein Freiplatz am Josephinum ermöglichte ihm das Medizinstudium. Im Jahre 1870 erlangte er den Doktorgrad und trat in den militärärztlichen Heeresdienst ein. Auf zwei Jahre in die chirurgische Klinik des Professors Pitha kommandiert, wurde er ein tüchtiger Operateur. Seine Karriere bei Hof begann er 1875 als Schloßarzt in Laxenburg, wo er ein Jahrzehnt wirkte und das Vertrauen des Kaisers Franz Josef als Arzt der Erzherzogin Marie Valerie erwarb. Im November 1884 kam er als Hofarzt nach Wien und begleitete die Kaiserin auf ihren Reisen nach Korfu und an die Riviera. 1894 wurde er Leibchirurg und nach dem Tode Dr. Widerhofers 1897 Leibarzt des Kaisers Franz Josef, der ihn 1901 zum Hofrat, 1913 zum Geheimen Rat ernannte und ihm 1914 den Ritterstand verlieh. Zu Beginn des Jahres 1917 trat er in den Ruhestand.

Dr. Kerzl, der vor acht Wochen an Bronchitis erkrankt war, hatte sich vor ungefähr drei Wochen in das Semmeringer Kurhaus begeben, wo er nun, 78 Jahre alt, gestorben ist. Er hinterläßt eine an den Oberrechnungsrat Rudolf Graf verheiratete Tochter. Kerzls Leiche wird nach Wien überführt und auf dem Hietzinger Friedhofe bestattet werden.

Die Zeit

6./VII. 1919

Dr. Otto Bauer.

Staatssekretär des Aeußern.

(Zeichnung von Emil Weiß.)



„Noch einmal in letzter Stunde warnen wir:
Es gibt eine internationale Solidarität der Völker.“

Ostdeutsche Rundschau

9./III. 1919

Ein Doppelbesoldeter. Unser Unterstaatssekretär für Unterricht ist eine Größe der sozialdemokratischen Partei. Wenn es galt, die Korruption früherer Zeiten auf bürgerlicher Seite besonders scharf zu fassen, dann wurde Herr Glöckel gerne vorgeschoben. Er verstand es auch besser, als viele andere, die deutschbürgerlichen Parteien in Wählerversammlungen hinzurichten. In der Rolle eines Cato trat er immer mit besonderer Vorliebe auf. Sein Sonderfach ist die Vertretung der Beamteninteressen. Er selbst war, bevor er aufs hohe politische Roß stieg, Beamter der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt. Als er zum erstenmal in einem deutschböhmischen Industriebezirk zum Reichsratsabgeordneten gewählt wurde, mußte er selbstverständlich von seiner Anstalt beurlaubt werden. Der Gehalt wurde ihm aber, wie es eben für alle Mandatsträger üblich war, weiter gezahlt. Das blieb so bis zum Februar des Jahres 1919. Am 16. Februar bekam Herr Glöckel ein Mandat des dritten Wiener Wahlkreises. Die Bezirke Währing und Döbling, wo so viele Beamte wohnen, mußten mit Herrn Glöckel beglückt werden, der doch ein so warmer, ehrlicher Freund des arbeitenden Beamtentums ist. Die Nationalversammlung beeilte sich dann, Herrn Glöckel zum Unterstaatssekretär zu bestellen. Damit rückte Herr Glöckel in den Stand der Staatsbeamten vor. Es wird doch niemand leugnen wollen, daß die Stellung eines Unterstaatssekretärs für Unterricht, die jener des Unterrichtsministers früherer Zeiten entspricht, eine Staatsstellung und noch dazu eine sehr hohe ist. Sie wird ja auch entsprechend besoldet. Dies nahm auch die Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt so an und stellte von dem Tage, da Herr Glöckel Unterrichtsminister wurde, seine Bezüge bei der Anstalt ein. Nach einigen Monaten aber kam von der Staatskanzlei an die Anstalt der strikte Auftrag, Herr Glöckel habe nicht bloß im weiteren Bezuge seines bisherigen Gehalts zu bleiben, es müßten ihm auch die bisher vorenthaltenen Monatsgehalte nachgezahlt werden. So ist nach der Auslegung der sozialdemokratischen Staatskanzlei Herr Glöckel zwar österreichischer Unterrichtsminister, hat aber darum durchaus nicht aufgehört, bezugsberechtigter Angestellter der Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt zu sein. Daß Herr Glöckel seit der Zeit, da er das Mandat erhalten hat, bei seiner Anstalt zwar von Gehaltstufe zu Gehaltstufe weiter vorgerückt ist, aber nie Dienst getan hat, ist selbstverständlich. Er wurde ja beurlaubt, um seine politischen Geschäfte ungehindert treiben zu können. Daß man aber die Anstalt jetzt, da Herr Glöckel gut besoldeter Staatsbeamter geworden ist, zwingt, ihm den Gehalt wie bisher weiter zu bezahlen, das ist denn doch ein etwas starkes Stück. Die Sache verschärft sich noch, wenn man erwägt, daß es sich um eine Arbeiter-Unfallversicherungsanstalt handelt, also nicht um ein auf Gewinn berechnetes Unternehmen, und daß ungerechtfertigte Erhöhungen der Betriebsauslagen dieser Anstalt naturgemäß zur Erhöhung der Versicherungsprämien und so zu einer Mehrbelastung der gegen Unfall versicherten Arbeiter führen kann. Man steht nun vor der Frage, ob diese Geschichte, in deren Mittelpunkt der sozialdemokratische Unterstaatssekretär Glöckel steht, mehr von der sozialen oder mehr von der demokratischen Seite aufgefaßt werden soll.

Reichspost

4./8. 1919. 7/8 212

Die Aufnahme der verjagten Diktatoren in Deutschösterreich.

Zuweisung von Sommerfrischen als Aufenthaltsorte.

Da wir noch zu wenig Juden in Wien und Niederösterreich aufgenommen haben und sich die Gelegenheit selten ergibt, so distinguierte jüdische Fremde aufzunehmen, wie die aus Budapest verjagten Verbrecher, die Millionen Staatsgelder defraudiert und Tausende von Menschenleben auf dem Gewissen haben, so fühlt sich Herr Präsident Seitz bewogen, den Herren Bela Kun, Landler, Varga, Vago, Pogany eine besonders ehrende Aufnahme zuteil werden zu lassen.

Bela Kun und Landler wurden gestern in einem Separatabteil erster Klasse mit dem ersten Frühzuge nach Raab gebracht, nur von einem Detektivinspektor diskret begleitet. Fast wie Monarchen reisen.

Den gewesenen „Volksbeauftragten" Pogany und Varga, die gestern bei Bruck über die niederösterreichische Grenze flüchteten, wurde Allentsteig im Waldviertel als Aufenthaltsort zugewiesen, „bekanntlich eine der schönsten Sommerfrischen Niederösterreichs", wie der Morgen vergnügt bemerkt.

Stündlich mehrt sich die Zahl der aus Ungarn in Niederösterreich eintreffenden Herrschaften, denen drüben der Boden ihrer Schandtaten zu heiß geworden ist. Wir werden bald nicht genug erstklassige Sommerfrischen haben, um diese Honoratioren entsprechend würdig unterbringen zu können.

Die Bevölkerung hat hierüber freilich ihre eigenen Gedanken. Der Unwille über die Aufnahme und Behandlung der ungarischen Desperados ist eine allgemeine. Man verlangt bereits stürmisch nach Protestversammlungen gegen die Aufnahme von Leuten, die nicht nur ihr eigenes Land durch ihre Verbrechen an den Rand des Abgrundes gebracht haben, sondern auch Deutschösterreich mit Verschwörungen und gewalttätigen Anschlägen bedrohten. Es ist wohl kaum ein Akt der deutschösterreichischen Regierung mit solcher allgemeinen Mißbilligung aufgenommen worden, wie diese Begünstigung abgehauster jüdischer Bolschewiken.

Der Aufenthaltsort Kuns und Landlers.

Wie wir erfahren, sollen die vorm Volke geflüchteten gewesenen Volksbeauftragten Bela Kun und Landler in der Haindlmühle in Kollnitzgraben bei Raab an der Thaya konfiniert sein.

Furcht vor dem Volkszorn.

Budapest, 3. August. (Eigenbericht.) Die Lage ist gekennzeichnet durch eine wahnsinnige Angst aller Mitschuldigen der gestürzten Gewaltherrschaft vor der Rache des durch vier Monate von den jüdischen Bluthunden fürchterlich gepeinigten Volkes. Es gewinnt immer mehr den Anschein, daß der Hauptzweck des kunstgerecht vorbereiteten Wechsels war, einem elementaren Ausbruch des Volkszornes gegen die jüdischen Peiniger, Diebe, Betrüger und Abenteurer zuvorzukommen. Daher die Raschheit der Aenderung, von der die Bevölkerung förmlich überrumpelt wurde, daher die eilige Flucht der hauptschuldigen Rädelsführer nach Deutschösterreich, dessen Regierung den Verbrechern eiligst Asylrecht gewährte, während sie es den Verfolgten kurz vorher durch einen Erlaß der n.-ö. Landesregierung hatte verweigern lassen. Da die nunmehrige sozialdemokratische Regierung sich wie ihre Vorgänger nur auf eine verschwindende Minderheit stützt und ebenfalls eine reine Parteiherrschaft und Parteidiktatur ist, befürchtet sie natürlich, daß sie, obwohl ihr Anhang bewaffnet ist, den Ausbruch des Volkszornes nicht zu verhindern vermag. Daher wird angenommen, daß sie die Verbandsmächte um militärische Unterstützung angehen werde. (Ist inzwischen bereits geschehen. T. R.) Es ist

Bela Kuns Millionen.

Bruck a. d. Leitha, 3. August. (Drahtbericht.) Bei der gestrigen Anhaltung Bela Kuns und seiner Genossen Pogany, Landler, Vago und Varga wurde von den niederösterreichischen Grenzorganen sofort eine riesige Geldmenge festgestellt, welche die Flüchtigen mit sich führten. Es waren Werte in den verschiedensten Währungen und nationalen Formen: Außer blauem Gelde der Oesterr.-ungar. Bank, große Summen in Rubeln und Schweizer Franken, auch in englischem und französischem Geld. Die Summe macht in Gold und Papier ein sehr erhebliches Gewicht aus. Bei der Zählung stellte sich heraus, daß die vier Herren Werte in der Höhe von 5 Millionen Kronen mit sich führten. Auch zahlreiche Pretiosen und Juwelen wurden bei ihnen gefunden. Die großen Geldsummen wurden vorläufig behördlich sichergestellt.

Tibor Szamuelys Begräbnis.

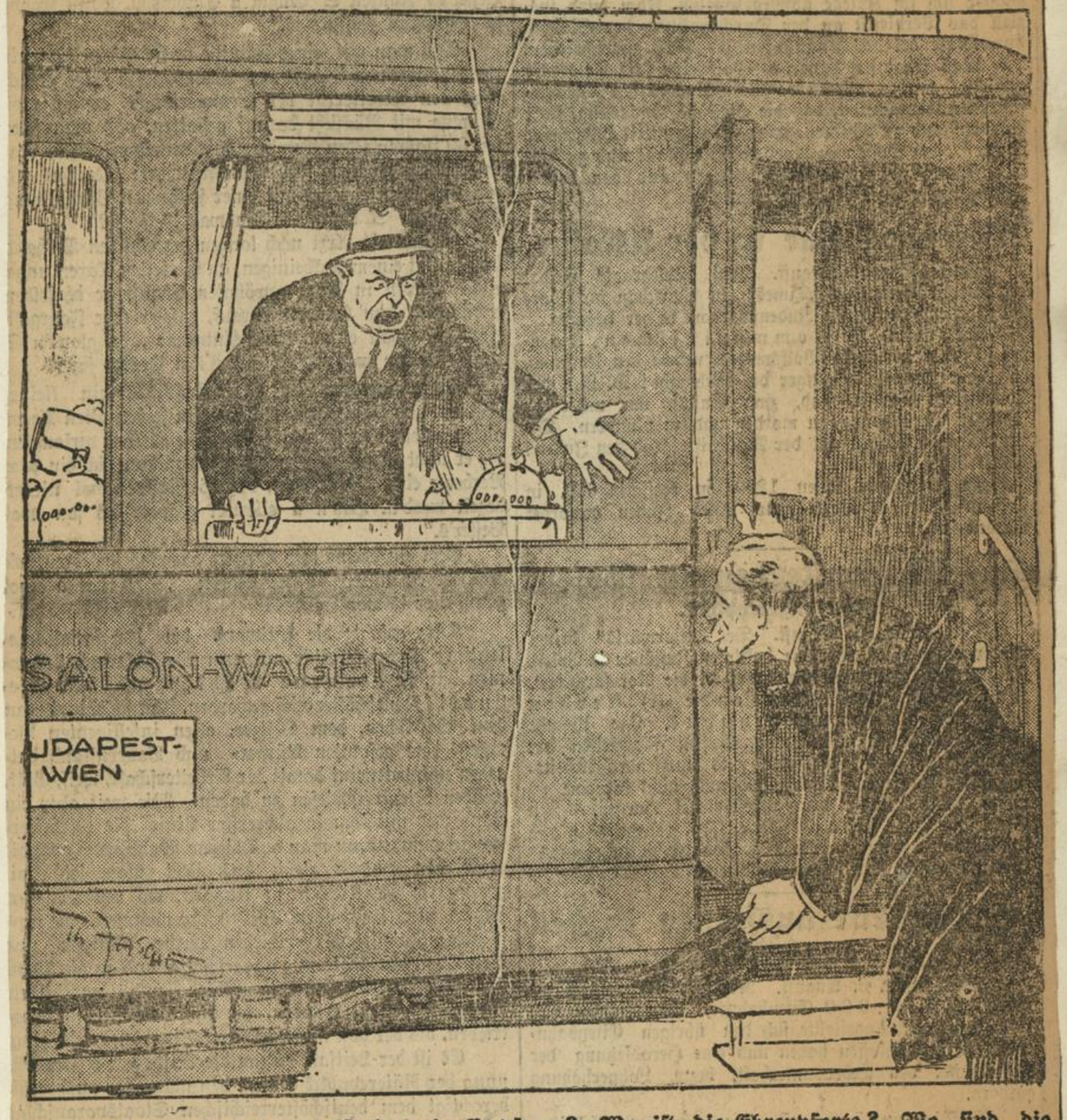
Wiener-Neustadt, 3. August. (Eigenbericht.) Die Leiche Tibor Szamuelys wurde vom gewesenen Kommandanten der Sauerbrunner Grenzwache Dr. Gregorius agnosziert und, da die israelitische Kultusgemeinde von Wiener-Neustadt und die Ortsgemeinde Neudörfl die Beerdigung verweigerten, heute nachts von ungarischer Grenzwache mit Bewilligung der hiesigen Staatspolizei nach Sauerbrunn überführt. Die hiesigen Fuhrwerksbesitzer haben die Beistellung des Fuhrwerkes verweigert.

Wiener = Stimmen
6./III. 1919

213

Die Ankunft des „Gastes".

Zeichnung von Theo Zasche.



Bela Kun: „Heißt das ein Empfang? Wo ist die Ehrenpforte? Wo sind die
:otgekleideten Mädchen?!"

Die Zeit
2/VIII. 1919
214

Die Thayatal-Bevölkerung gegen die ungarischen Volksbeauftragten.

Wie die „Parlamentspresse" aus Groß au berichtet, hat sich der Bevölkerung des ganzen Thayatales große Aufregung bemächtigt, seit sie weiß, daß sich Bela Kun und Genossen dort in verschiedenen Orten aufhalten. Trotz der falschen Namen, die man den Leuten beilegte, konnte es natürlich kein Geheimnis bleiben, wer die seltsamen Gäste sind, die so sorgfältig von der Polizei behütet werden. So hat es sich rasch herumgesprochen, daß Bela Kun in der Haidl-Mühle bei Kolonitzgraben nächst Raabs untergebracht ist, und von dort aus hat auch die Protestaktion der Bevölkerung eingesetzt.

Es fanden bereits mehrere Versammlungen statt, in denen die Bezirkshauptmannschaft aufgefordert wurde, dafür zu sorgen, daß die unliebsamen Gäste wieder entfernt werden. Die Bezirkshauptmannschaft hat hierüber nach Wien berichtet. Sie erhielt jedoch den Auftrag, die Bevölkerung zu beruhigen und ihr klarzulegen, daß die Internierung der ehemaligen ungarischen Volksbeauftragten in den betreffenden Gemeinden nur vorübergehend gedacht sei und den Gemeindeangehörigen keinen Schaden bringen würde. Unter den herrschenden Verhältnissen seien die früheren Mitglieder der Räteregierung vollkommen unschädlich, und ihre Internierung sei absichtlich derart vorgenommen worden, daß sie durch ihre Anwesenheit in der betreffenden Gemeinde des Thayatales weder die dortige Bevölkerung noch die innere politische Lage Deutschösterreichs gefährden können. Sobald eine Klärung der Situation eingetreten sei und über das Schicksal Bela Kuns und seiner Genossen eine Entscheidung gefällt werden könne, würden sie unverzüglich abtransportiert werden. Auch die politischen Vertrauensmänner und die Abgeordneten sollen ersucht werden, in gleichem Sinne auf die Bevölkerung einzuwirken.

Wie wir erfahren, bestand schon bei der Aufnahme der ungarischen Volksbeauftragten in Deutschösterreich die Absicht, ihnen nur vorübergehend Aufenthalt zu gewähren. Es werden bereits seit ihrem Grenzübertritt Verhandlungen gepflogen, die auf eine Abreise in ein anderes, wahrscheinlich überseeisches Asyl abzielen, und die ihrem Abschluß nahe sind. Deutschösterreich wird also bald von diesen Unglücksvögeln befreit sein.

Die Zeit
7/VIII. 1919.
215

Deutschösterreich.

Die Hetze gegen das Asylrecht.

Mit zwei seiner Genossen befindet sich Bela Kun in der Heidlmühle bei Kolnitzgraben im Thayatal. Da ihr Aufenthalt auf das Haus und den dazu gehörigen Garten beschränkt ist, sie keine Besuche empfangen können und überdies von Gendarmen bewacht werden, so möchte man meinen, daß ihre Anwesenheit niemanden bedrücken kann, umsomehr als die Mühle ganz einsam liegt. Nichtsdestoweniger haben sich unterschiedliche Gemeindevertretungen des Tales zu einer „Protestaktion" verpflichtet gefühlt und an die Bezirkshauptmannschaft die Forderung nach Entfernung der drei Leute gestellt. In einer Tagung des Bürger- und Bauernrates am Dienstag in Raabs gaben sich zu der kindischen Hetze Leute wie der Landesgerichtsrat Schirl, Notar Dorn und Oberbezirksarzt Schleimer her; daß sich die Leute nicht schämen! Es wurde da eine „Entschließung" gefaßt, die man wirklich lesen muß, um einen Begriff von dieser Demagogie zu erhalten, denn ihre Geschwollenheit verrät, daß sie das Werk dieser Intellektuellen ist. Es heißt darin:

Nach der ungeschminkten Rechtsüberzeugung des Volkes ist der gemeine Mörder und Räuber vogelfrei und genießt kein Asylrecht. Die gesamte Bürger- und Bauernschaft des Bezirkes Raabs erhebt daher einhellig lauten und tatkräftigsten Widerspruch, daß wider den Willen der ganzen Bevölkerung und wie zum Hohn derselben die ärgsten Feinde unserer Gesellschaftsordnung und damit der Freiheit unseres jungen Staates in unseren Gauen Asylrecht genießen und gemeine Mörder und Räuber, entmenschte Bluthunde, welche wegen ihrer unter dem Deckmantel der Politik begangenen gemeinen Verbrechen dem Kerker zu überantworten sind, unseres Gastrechtes teilhaftig werden sollten. Die deutschen Bürger und Bauern betrachten dies als eine Herausforderung und eine Schändung des ganzen Bezirkes sowie eine schwere, nicht zu rechtfertigende Gefährdung der inneren Ruhe und Ordnung und erachten es als eine Gewissenspflicht des deutschen Bauern und Bürgerstandes, laut und vornehmlich vorerst noch in der Ruhe der tiefernsten Entschlossenheit zur Tat, gegen den Mißbrauch deutscher Gastfreundschaft Widerspruch zu erheben und zu verlangen, daß diese Verbrecher binnen 24 Stunden abgeschafft und aus Deutschösterreich entfernt werden, widrigenfalls jede Verantwortung für die künftigen Geschehnisse abgelehnt wird.

Viel Achtung zeigen der Landesgerichtsrat, der Notar und der Oberbezirksrat für die Rechtsordnung, zu der doch auch die Anordnungen der Obrigkeit gehören, wirklich nicht! Die Landesregierung unternimmt es nun, den aufgeregten Leuten die Sinnlosigkeit dieser Aufregung klarzumachen; hoffentlich hat sie damit Erfolg. Die „Frage" kam auch im Wiener Stadtrat zur Sprache; die christlichsozialen Stadträte hatten nämlich darob eine Anfrage an den Bürgermeister gerichtet, obwohl wirklich nicht einzusehen ist, was die Sache mit der Wiener Gemeindeverwaltung zu tun haben soll. Reumann hat ihnen aber kräftig geantwortet; er erklärte ihnen:

Bisher waren für die rechtliche Stellung der Ausländer im österreichischen Staate in erster Linie die internationalen Verträge maßgebend, die singuläres Recht begründeten. Für den Aufenthalt ungarischer Staatsbürger in Oesterreich bedurfte es solcher Verträge nicht, da der österreichisch-ungarische Ausgleich die rechtliche Stellung ungarischer Staatsbürger, die sich im österreichischen Staatsgebiet aufhielten, vollständig klarstellte und im Heimatsrecht selbst das Aufenthaltsrecht der ungarischen Staatsbürger begründet erscheint. Ob staatspolizeiliche Maßnahmen gegen die Zuwanderung von flüchtenden Angehörigen der ungarischen Räterepublik zu treffen sind, ist Sache der staatlichen Behörden, die auch von ihrem Rechte vollen Gebrauch machten und die Internierung der Flüchtlinge anordneten. Ich bedaure, daß sich Mitglieder des Stadtrates fanden, die an den Bürgermeister der Stadt Wien eine solche Zumutung stellen. Ich bin wahrlich nicht der Polizeibüttel der ungarischen Bourgeoisie oder des ungarischen Feudaladels, und es liegt mir fern, die Polizei auf die flüchtenden Mitglieder der Räterepublik zu hetzen. Es liegt mir fern, ihre Abschiebung zu begehren, da ich ein entschiedener Anhänger der Freizügigkeit bin. Ich halte es für meine unabweisbare Pflicht offen zu erklären, daß die Ereignisse in Ungarn nichts anderes als eine Frucht dessen sind, was die ungarische Bourgeoisie und der Feudaladel an dem ungarischen Proletariat trotz aller Warnungen verbrochen haben. Ob die Anfragesteller die Beauftragten der Wiener Bevölkerung in ihrer Gesamtheit sind, erlaube ich mir zu bezweifeln, und ich glaube, daß sie selbst einsehen, daß sie in dieser ihrer Behauptung viel zu weit gegangen sind.

Man kann nur wiederholen: Diese ganze Hetze ist eine Schande und angesichts aller Vorsichtsmaßregeln lächerlich und sinnlos.

Die Zeit

216 9

9./VIII. 1919.

Die Waldviertler gegen Kun.

Eine Deputation beim Landeshauptmann.

Gestern nachmittags sprachen die Abgeordneten Kittinger und Schöchtner bei Landeshauptmann Sever vor, um ihm von der tiefgehenden Empörung des Waldviertels über die Unterbringung Bela Kuns und anderer Mitglieder der ehemaligen ungarischen Räteregierung in einzelnen Orten des Thayatales Mitteilung zu machen. Große Erbitterung rufe es unter der Bevölkerung auch hervor, daß trotz der großen im Thayatale herrschenden Verpflegsschwierigkeiten die ungarischen Kommunisten auf das reichlichste versorgt werden und sehr üppig leben. Die Erregung gehe bereits soweit, daß die Bevölkerung fest entschlossen ist, in gewalttätiger Weise vorzugehen, wenn die verschiedenen Vorstellungen bei den staatlichen Stellen in dieser Angelegenheit keinen Erfolg haben sollten. Angesichts dieser bedrohlichen Stimmung stellten die Abgeordneten an Landeshauptmann Sever das Ersuchen, er möge bei der Staatsregierung die erforderlichen Schritte unternehmen, damit dem einmütigen Wunsche der Bevölkerung des Waldviertels nach Entfernung der ungarischen Kommunisten ehestens Rechnung getragen werde.

Landeshauptmann Sever nahm die Mitteilungen der Abgeordneten zur Kenntnis und erwiderte, daß seinerzeit im Kabinettsrat mit Zustimmung der christlichsozialen Kabinettsmitglieder Beschluß gefaßt wurde, Bela Kun und Genossen im Waldviertel unterzubringen. Für diesen Beschluß sei die bekannt ruhige Haltung der Bevölkerung des Waldviertels maßgebend gewesen. Landeshauptmann Sever erklärte weiter, daß er der Staatsregierung, insbesondere dem Staatssekretär des Innern, von der großen Erregung der Bevölkerung Mitteilung machen werde.

Die Zeit
14./VIII. 1919.

217 14

Bettelheim verhaftet.

In einem Wiener Sanatorium.

Der ungarische Kommunist Dr. Ernst Bettelheim, der im Mai dieses Jahres, angeblich im Auftrage der dritten Internationale, aus Ungarn nach Wien gekommen war, um die kommunistische Bewegung in Deutschösterreich in radikalere Bahnen zu lenken, und der für die Rolle eines kommunistischen Parteidiktators in Wien ausersehen war, wurde gestern in einem Wiener Sanatorium, wo er unter falschem Namen und mit Benützung falscher Ausweispapiere Unterkunft gefunden hatte, von Polizeiorganen angehalten.

Zugleich erfolgte dort auch die Anhaltung der Russin Anna Axelrod, die eben im Begriff gewesen war, dem Dr. Bettelheim einen Besuch abzustatten. Anna Axelrod, die Gattin des bekannten russischen Kommunisten Axelrod, der in München zur Zeit der Räteregierung hervorgetreten war, hatte sich in der letzten Zeit, gleichfalls unter falschem Namen, in der Umgebung Wiens aufgehalten. Auch bei der Festnahme versuchte sie die Polizeiorgane durch Vorweisung eines auf einen falschen Namen lautenden Reisepasses irrezuführen, gab jedoch schließlich beim Amt ihren wahren Namen an.

Bei Bettelheim wurden mehr als 160.000 Kronen vorgefunden.

Ernst Bettelheim.

Als im Juni und Juli unter der Leitung des Gesandten Czobel die ungarische Gesandtschaft der Herd der kommunistischen Agitation in Wien war, fahndete die Polizei fieberhaft nach Bettelheim, in dem sie den Leiter der geheimen Propaganda vermutete. Wiederholt wurden Personen unter dem Verdacht verhaftet, mit Bettelheim identisch zu sein, aber immer wieder stellte es sich heraus, daß es sich um Verwechslungen gehandelt habe. Schließlich neigte die Polizei der Ansicht zu, daß „Bettelheim" nur einer der vielen fingierten Namen sei, hinter denen sich eine bekannte Persönlichkeit verbarg, die unter ihrem wahren Namen schon längst verfolgt wurde. So konnte sich Bettelheim unangefochten bis gestern hier aufhalten.

Reichspost
20./VIII. 1919
218 20

Es hat dem Allmächtigen gefallen, unsere teuerste Herrin und unsere innigstgeliebte, allzeit verehrte zweite Mutter, das edle Fräulein

Fanny Walbeck

Burgschauspielerin

nach längerem, schweren Leiden und öfterem Empfang der hl. Sterbesakramente am 15. August 1919 aus diesem Leben abzuberufen.

Unsere teuerste Verblichene gehörte dem Burgtheater seit 45 Jahren in unverbrüchlicher Treue an und wurde während dieser Zeit sowohl mit der großen goldenen Salvatormedaille der Stadt Wien, wie durch hohe und höchste Orden ausgezeichnet.

Das Leichenbegängnis unserer teueren Verblichenen findet am Mittwoch, den 20. d. Mts. vom Trauerhause; Wien, XVI. Savoyenstraße Nr. 3, aus statt. Die feierliche Einsegnung erfolgt um 3 Uhr nachmittags in der Pfarrkirche zu Maria-Treu (P. P. Piaristen) in der Josefstadt, hierauf erfolgt die Ueberführung auf den Zentralfriedhof und die Beisetzung im eigenen Grabe.

Die heil. Seelenmessen werden am Donnerstag, den 21. d. Mts., um 9 Uhr vormittags, in obgenannter Pfarrkirche gelesen.

Wien, am 18. August 1919.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:

Agnes Woduschek und **Marie Schmollngruber**

Wirtschafterin — Stubenmädchen

Reichspost
25./VIII. 1919

Aus Bela Kuns Sommerfrische.

Karlstein, 25. August. (Eigenbericht.) Das Gerücht von einer baldigen Entfernung Bela Kuns und seiner Genossen samt den Familienmitgliedern der ehemaligen ungarischen Räteregierung hat in der Bevölkerung des Waldviertels lebhafteste Freude erregt. Leider war es eben nur ein Gerücht, denn sämtliche Internierte befinden sich nach wie vor in den ihnen zugewiesenen Aufenthalten. Bela Kun Poor und Landler hausen noch immer in der „Heidlmühle" im Kollmitzgraben, während die ehemaligen „Volksbeauftragten" Vogo, Dr. Rakosch, Lengyel, Vargo, Modarasz, Poganz, Rakosi, Hamburger und Schlesinger im Lager Karlstein untergebracht sind. Außerdem werden 14 männliche Personen und 16 Damen, die Gattinnen verschiedener Mitglieder der ehemaligen Räterepublik im Drosendorfer Internierungslager bewacht gehalten. Im Drosendorfer Lager befinden sich Voß Michael, Grosko Mathias, Kiß Istvan, Spatacs Franz, Doglioni Karl, Thoth Josef, Csaki Arpad, Reiter Josef, Amschler Josef, Steiner Ernö, der Detektiv Alexander Battik, ferner Kovacs Eugen, Freiberger Alexander, Aranyovics Alexander, außerdem folgende Damen: die 20jährige Irene Kun, die 27jährige Helene Landler, sowie Gal Johanna, Kelen Jolanda, Pogany Irene, Rudosch Therese, Horthi Elisabeth, Vargos Irma, Vago Berta, Lengyel Gisela, Kubetschuk Julie, Santo Bella, Landos Barbara, Vargo Charlotte, Hamburger Gisela und Starkovits Luise. Frau Hevesy Jola beklagte sich vor zirka zehn Tagen über Magenbeschwerden, die angeblich von der allzu einfachen Kost herrührten; sie wurde auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses aus Drosendorf entlassen und in das Sanatorium Dr. Löw gebracht.

Die zu Beginn der Internierung der Bela-Kun-Leute verbreiteten Mitteilungen, die Bezirkshauptmannschaft Waidhofen an der Thaya hätte den Internierten über Auftrag der n.-ö. Landesregierung reichliche Lebensmittelmengen überwiesen, entspricht nicht den Tatsachen, die Bezirkshauptmannschaft veranlaßte bloß, daß für sämtliche Internierte Lebensmittelkarten, für die Männer obendrein Raucherkarten, ausgefertigt werden und zwar auf dieselben Rationen lautend, wie sie derzeit gesetzlich festgesetzt sind.

Bela Kun, Poor und Landler verbringen ihre Tage in der „Heidlmühle" im seligen Nichtstun, das nur durch den Empfang der täglich einmal aus Wien und Ungarn einlangenden Korrespondenz auf kurze Zeit unterbrochen wird. Sämtliche Briefe werden von der Polizeidirektion in Wien sowie von der Bezirkshauptmannschaft Waidhofen an der Thaya zensuriert. Durch kleine Rundgänge um das Gebäude der „Heidlmühle" und im Garten derselben, in dem sich übrigens eine Kegelbahn befindet, der die drei Internierten fast täglich zusprechen, wird ebenfalls der Langweile etwas Einhalt geboten. Mit Zigarren und Zigaretten sind Bela Kun und seine beiden Mitbewohner noch immer reichlichst versorgt. Anfangs versuchten sie auch durch Aufwarten von Zigaretten von der Bewachungsmannschaft mancherlei Erleichterungen zu erlangen, was aber fehlschlug. Lebhafte Heiterkeit und Entrüstung zugleich erregte das Benehmen Bela Kuns bei seiner Einlieferung in die „Heidlmühle", wo er dem Waidhofner Bezirkshauptmann Dr. Pilz bei der Begrüßung die Hand entgegenstreckte und als dies der Bezirkshauptmann zu übersehen schien, ihm und den anderen Beamten mit den feinsten Zigarren und Zigaretten, letztere in einer goldenen Tabatière, aufwarten wollte, was natürlich ebenfalls abgelehnt wurde.

Bezüglich des ihm zugewiesenen Aufenthaltes in der „Heidlmühle" schien Bela Kun anfangs nicht sehr erbaut zu sein, sie kam ihm zu wenig vornehm vor, doch hat er sich seit letzter Zeit scheinbar in die Lebensverhältnisse eingewöhnt. Die genannte „Heidlmühle", die derzeit im weiten Umkreise von Gendarmen umstellt ist, ist übrigens schon vor Kriegsbeginn von einer Mühle zu einem villenartigen Landhause umgebaut worden und diente während der Kriegszeit zur Unterbringung von Engländern.

Im Karlsteiner Lager, wo sich die übrigen Mitglieder der ehemaligen Räteregierung befinden, wird über Politik lebhaft debattiert, die täglich einlangenden Zeitungen werden mit Heißhunger verschlungen, zeitweise Karten gespielt und insbesondere über den Mangel an Rauchmaterial geschimpft.

Auch bei den anderen internierten Ungarn, insbesondere aber bei den Damen der ehemaligen Volksbeauftragten ist die anfänglich gedrückte Stimmung bereits nach einigen Tagen geschwunden und hat einer rosigen Laune Platz gemacht. Daß die Damen unter sich sein müssen, beklagen sie weit weniger als den Mangel an Rauchmaterial. Um ihnen die Langweile vertreiben zu helfen, gestattete man ihnen, sich mit Lektüre zu versorgen, von welcher Erlaubnis auch reichlichst Gebrauch gemacht wird. Insbesondere sind es ungarische Romane, Modehefte, Zeitschriften usw., die aber vor jeder Ausfolgung zur Hintanhaltung eines etwaigen Briefschmuggels genau untersucht und zensuriert werden. Auch die Post bringt täglich einen ziemlichen Stoß von Briefen und Karten aus Wien, zumeist aber aus Ungarn.

Am 20. d. machten die Gattinnen einiger ehemaligen „Volkskommissäre" in den Städten Waidhofen, Raabs und Drosendorf verschiedene Bestellungen, wobei Wäschestücke feinster Qualität in der Höhe von mehreren tausend Kronen geliefert werden sollen.

Der Zorn und die Erbitterung der Bevölkerung des gesamten Waldviertels hat keineswegs, wie vor einigen Tagen verlautete, einer milderen Stimmung Platz gemacht; nach wie vor betrachtet es die Bevölkerung als eine Schande, daß man Bela Kun und Konsorten das Waldviertel als Asyl zugewiesen hat.

Edmund Daniek.

Arbeiterzeitung
12./XI. 1918
3

. Rechte Wienzeile 97.
Stadt-Expedition und Kleiner Anzeiger:
I. Schulerstraße 13.

Telephone:
Redaktion 880
Administration 900
Inseraten-Aufnahme 900
Stadtexpedit u. Kleiner Anzeiger 9191
Filiale II 40228
„ X 68244
„ XIV 83126
„ XVI 84146
„ XVII 17176

Telegramm-Adresse:
Arbeiter-Zeitung Wien.

Postsparkassenkonto:
Verwaltung u. Lokalabonnement 19210
Provinzabonnement 157986
Inserate 188845
Ungarn 40382

Inserate übernehmen
die renommierten in- und ausländischen Annoncenbüros.

Arbeiter-Zeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich.

Erscheint täglich um 6 Uhr morgens, Montag um 2 Uhr nachmittags.

Bezugsbedingungen:
Wien: Mit Zustellung ins Haus:
Wöchentlich . . . . K 1.—
Monatlich . . . . „ 4.20
Vierteljährig . . . „ 12.60
Provinz und Ungarn:
Monatlich . . . . K 4.60
Vierteljährig . . . „ 13.80
Deutschland: Vierteljährig K 20.—.
Für alle anderen dem Weltpostverein angehör. Länder: Vierteljährig K 25.—.
Abonnements werden angenommen in der Administration, V. Rechte Wienzeile 97, und in den Filialen:
I. Schulerstraße 13, Tel. 9191
II. Pazmanitengasse 30, Tel. 40228
X. Wielandplatz 5, Tel. 68244
XIV. Wieningerplatz 6, Tel. 83126
XVI. Klaudgasse 34, Tel. 84146
XVII. Lacknergasse 22, Tel. 17176
XXI. Angererstraße 14.
Für die an fremde Austräger oder Verschleißer bezahlten Beträge leisten wir keine Garantie.
Offene Reklamationen sind portofrei.

Nr. 309. Wien, Dienstag, 12. November 1918. XXX. Jahrgang.

Viktor Adler.

Mitten in den Wehen und Stürmen einer neuen Zeit, mitten in der unermeßlichen Arbeit, die der Wiederaufbau der zerstörten menschlichen Gesellschaft von uns allen heischt, ist unser geliebter Doktor von uns gegangen. Wir sahen mit blutendem Herzen, wie der von schwerer Krankheit heimgesuchte Körper immer schwächer und brüchiger, wie dieses treue Herz immer matter und müder wurde; wir bangten und zitterten um dieses teuerste Leben schon lange, nicht bloß seit Monaten, sondern seit Jahren. Aber der eiserne Wille, der in Adler lebte, hatte den schwachen Körper so oft bezwungen, ihn immer wieder in Bann genommen, so daß wir die Hoffnung nicht aufgaben, er werde auch diese von ungeheurer Leidenschaft erfüllte Zeit, die gerade an seiner Seele mit tausend Stößen rüttelte, überwinden können. In Wahrheit war Adler von vielen Leiden so gebeugt, daß jeder andere in diesem Zustand die Arbeit niedergelegt und nur der Heilung des Körpers gelebt hätte. Dieser einzige, unvergleichliche Mann nahm da noch die riesige Arbeit der Führung des Staatssekretariats auf sich, aus jenem unerschütterlichen Gefühl für Pflicht heraus, das ihn sein ganzes Leben lang nicht einen Augenblick verlassen hatte. Aber der erschöpfte Leib versagte und als wir am Sonntag in seiner Wohnung zu einer Beratung zusammenkamen, meldete sich die zehrende Krankheit in einem tückischen Angriff. Und nach langen Stunden, in denen wir das Fortschreiten der Krankheit mit schmerzvollem Leid erkannten, ist er gestorben, unser heißgeliebter Freund und Führer, der treueste, beste Mann der Partei, der herrliche Mensch, unser Doktor, zu dem jeder wie zu einem Vater aufblickte und der für jeden der gütigste Berater und Helfer war. O daß uns das Geschick diesen furchtbaren Schmerz jetzt zugefügt hat, wo wir nicht einmal recht Zeit haben, zu weinen, und doch die Tränen aus wundem Herz tief hervorbrechen!

Es wird die Aufgabe der Partei sein, das Bild dieses einzigartigen Menschen, die Größe und den Adel seiner Persönlichkeit, den Reichtum seiner Gaben, seine ganze gewaltige Lebensarbeit in vollkommener Fülle zusammenfassend uns allen zum Bewußtsein zu bringen und es nachkommenden Geschlechtern als hehres Beispiel zu überliefern. Denn wie könnten wir ausschöpfen, was uns Adler gewesen ist, was er für die Partei bedeutet hat, die er durch fünfunddreißig Jahre auf allen ihren Wegen begleitet, die er gegründet und emporgeführt hat, in der sein Geist allimmer und überall urlebendig blieb! Es gibt keinen Zweig des sozialdemokratischen Wirkens, den Adlers Geist nicht befruchtet, seine Tatkraft nicht befeuert hätte. Als die Partei in Kraftlosigkeit versunken war, hat er den Aufbau begonnen und Stein auf Stein gefügt, bis das mächtige Gebäude errichtet war, das die Sozialdemokratie heute darstellt. Dieser sein ordnender, gestaltender und schaffender Geist war durch alle Jahre unseres Werdens unsere sicherste Kraft, war in den Mühsalen des Entstehens und den Fährlichkeiten des Wachsens gar nicht selten unsere einzige Hoffnung. In Adler steckte eine ungemeine wissenschaftliche Begabung, und wenn der politische Kampf, die Führung der Partei ihn nicht geradezu aufgesaugt hätte, so wäre er ein Meister der wissenschaftlichen Forschung und Theorie geworden. Er stand auch an der Wiege der gewerkschaftlichen Bewegung, er war der Berater der Frauen, er betreute die Jugend; daß man mit allen wichtigen Dingen zum Doktor geht, daß man erst dann die Zuversicht empfängt, das Richtige zu tun, wenn es Adler geprüft hatte, war in der Partei immer die allgemeinste Ueberzeugung. In der Politik war er der große Führer, der zwar keine Einzelheit vernachlässigt, aber den ganzen Umkreis der Dinge immer fest im Auge behält. Adler war ein Meister der Feder, der jede Frage mit kristallener Klarheit darzulegen traf, bei dem sich Gedanke und Form wundersam vermählten; was wir können, haben wir alle ihm zu verdanken. Und wer hätte den Zauber seiner Rede nicht empfunden, die das leibliche Gebrechen überwand und schier ohne die Behelfe des Redners die tiefsten Wirkungen übte! Wenn Adler sprach, wurde es nicht nur stille im menschenvollen Saale, es wurde gleichsam stille in der menschlichen Brust. Man empfand, daß da jemand aus dem Gefühl der Verantwortung spricht, jedes Wort echt und wahr ist, aus dem Gehirn geholt und vom Herzen geformt. Da wurde auch Adlers Sarkasmus sichtbar, der alles andere als Freude an der Behendigkeit des Geistes, vielmehr jene Kraft war, womit der fühlende Mensch mit den großen Widersprüchen dieses Daseins fertig wird; Adlers Witz, der so oft wie ein Blitzschlag wirkte, fiel alles Faule, Feige und Zweideutige wie mit Schwerterstreichen an, Adler führte die Zuhörer in ruhiger Denkarbeit zu den Höhen empor; aber wie gewaltig, wie erschütternd war die Wirkung seiner Rede, wenn sich sein Herz in Leidenschaft entlud, wenn er der kapitalistischen Gesellschaftsordnung die zornige Anklage entgegenschleuderte, wenn er die Proletarier zur willensstarken Tat anrief! Wer nur eine dieser Reden erlebt hat, wird sie nie vergessen. Das war das Besondere, das Seltene, das Unvergleichliche in Adlers Wirken, daß in ihm alles zusammengeflossen ist, was aus dem proletarischen Befreiungskampf hervorgeht, daß das Ganze der sozialdemokratischen Ideen in seinem Geiste zu einer unzersplitterbaren Einheit gebunden war. Das war unser Adler als unser Führer: der Mann, in dem alles Sozialdemokratische zur höchsten Entfaltung kam und von dem jede sozialdemokratische Arbeit Erleuchtung und Befruchtung empfing. So müßten wir die ganze Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung aufrollen, Blatt um Blatt aufschlagen, um darzustellen, was Adler für unsere Partei bedeutet, wie er in ihr gewirkt, was er für sie geleistet hat. Und wohl von einem Vierteljahrhundert österreichischer Geschichte müßten wir auch berichten, um dieses Lebens ganze Wirksamkeit auszuschöpfen. Denn nicht bloß der große Parteiführer, auch der größte Politiker dieses Staates sinkt mit Adler ins Grab.

Diese erhebende Wirkung konnte von Adler nur ausgehen, diese gewaltigen Leistungen konnte Adler nur vollbringen, weil er ein erhabener Mensch war. Hinter ihm lag, was uns alle bändigt, das Gemeine, und das Beste, was er uns geben konnte, was er uns gab, war das Vorbild seines Wesens. Ihm war es gegeben, daß sich die Gaben des Geistes zu Eigenschaften des Charakters erhoben. Wie sind im allgemeinen Politiker? Klug, geschickt, auskunftsreich; aber Adler war weise. Aus dieser Weisheit quoll jene eigentümliche Mischung von Besonnenheit im Rat und Entschlossenheit in der Tat; jenes Zögern, das sich vor dem Handeln aus reizbaren Stimmungen hütet, weil ihm die ganze Fülle der Verantwortung in jedem Augenblick gegenwärtig ist; aber wieder auch die Kraft, an die Notwendigkeit alles daranzugeben und keine Gefahr zu scheuen, um ihr die Erfüllung zu schaffen. Wie oft hat der bedachtsame Adler seine Freiheit geopfert, wenn die Zeit das rücksichtslose Handeln gebot! In Adlers Wesen war keine List, keine Zweideutigkeit, keine Falschheit; an ihm war alles echt, alles wahr und rein; die kleinen Hilfsmittel und die Hilfsmittel der Kleinen verschmähte er nicht etwa bloß, sondern sie waren seinem Charakter fremd. Sein Wesen schien von Ironie durchtränkt, einer Ironie, die trotz ihrer Ueberlegenheit nicht verletzte, eher Freude und Behagen hervorrief; aber in ihm lebte das zärtlichste, das gütigste Herz; die ironische Betrachtung der Menschen und Dinge löschte die Milde seines Wesens nicht aus, verstärkte sie nur. Nie hat ein Herz die Leiden der menschlichen Kreatur tiefer empfunden, nie eines für die von Schmerzen Beladenen heißer geschlagen wie das Herz dieses großen Gesellschaftsarztes, das sich in dem Mit-Leiden mit der gepeinigten Menschheit wahrhaft erschöpft hat. Das war die Quelle der Wärme, die von Adler ausging, das war es, was ihm die tiefste Zuneigung der Enterbten und Bedrückten gewonnen hat; alle liebten ihn, weil sie alle wußten, daß er sie liebe, daß jeder Herzschlag, jeder Atemzug ihnen gehören, daß Adler nur ein Glück, nur eine Befriedigung kannte: den Aufstieg der Ausgebeuteten, die Erhöhung ihres materiellen und geistigen Daseins, ihre Entwicklung zu Trägern einer neuen Ordnung der Welt. In seiner Jugend schon studierte Adler die Fabriksgesetzgebung und wollte Gewerbe-Inspektor werden, und immer blieb dem großen Politiker das sozialpolitische Detail wichtig, und was geeignet schien, eine Not zu lindern, ein Elend zu beseitigen, hatte sein Interesse vorweg für sich. Menschenleid und Menschennot gruben tiefe Runen in sein Herz; aber kalt oder gleichgültig ist er nie geworden. Und je älter er wurde, desto stärker und eindrucksvoller trat dieser Grundzug seines Wesens hervor. In seinen Altersreden lebt eine Weisheit, eine Milde, eine Güte, die jedes fühlende Herz mit unwiderstehlicher Rührung erfüllt; der heiße, grimmige Kämpfer ist ganz dem tiefen Menschenfreund gewichen, der das Sittliche im Menschen anruft und die Guten im Zeichen der allerbarmenden Liebe sammeln will. Die Harmonie seines Wesens, die Höhen und Tiefen der Menschheit verband, hat um sein Alter einen Glanz gebreitet, dessen bloßes Erinnern die wehmütigste Stimmung weckt. Wie die Sonne, bevor sie versinkt, noch einmal in zauberischer Glut aufflammt, in einer Glut, die anders ist als der reife Mittag, so war nun unseres Freundes Abend ein Glühen und Leuchten, das uns noch einmal zum Bewußtsein brachte, was wir da besaßen und was wir nun unwiederbringlich verloren haben.

Viktor Adler.

Die auf blutigem Schlachtfeld sich opferten — ach! nutzlos opferten —, ihre stummen Schatten beugen sich vor dieses reinen Helden Antlitz. Er, wahrlich, ist einen Opfertod fürs Vaterland gestorben, freiwillig, mannhaft, in antiker Größe.

Der herzkranke alte Mann war vor einigen Wochen aus Nauheim heimgekehrt. Er sah ein wenig besser aus, sagte in seiner kaustischen Art: „Ich bin prolongiert worden." Aber er wußte, und jedermann wußte, wie es um ihn stand. Zuviel hatte dieses Herz ertragen: privates Unglück, Kerkerhaft, Schmähung und Verkennung, Kampf, Mühe, Sorge, Arbeit und Verantwortung ohne Grenze noch Maß, schließlich die furchtbaren Eindrücke des großen Weltunheils und die namenlosen Aufregungen jenes Prozeßtages, da Friedrich Adler vor den Richtern stand, und Aug' in Aug' dem Vater gegenüber.

„Prolongiert." Er nahm halb zweifelnd an, daß er noch ein wenig weiterleben könne, hörte den Aerzten zu, wie sie von Schonung und Ruhe sprachen, nahm still wieder die ganze ungeheuerliche Arbeit auf sich, die Leitung einer großen politischen Partei, einer Tageszeitung. Ruhe? Schonung? Er war nicht der Mann, der in dieser Stunde darauf achten mochte. Um ihn ging die Welt unter, und an einer neuen zu zimmern war das Werk seines erlöschenden Lebens. Das alte Oesterreich, das er kritisiert hatte wie kein anderer, und geliebt wie wenige von den lauten Patrioten der Jubiläen und Feste, zerbrach vor unseren Augen. Viktor Adler muß es in seinem Herzen verloren gegeben haben, als ihm eines Tages seine internationale österreichische Arbeiterpartei in Stücke ging, die er gegründet und zur Größe herangeführt hatte. Auch sein Einfluß, die allseitige, heiße Verehrung, die er bei allen Nationalitäten genoß, hatte diesen proletarischen Unterbau des Staates nicht zusammenhalten können. Das Unheil ging seinen Gang. Der wahnwitzige Krieg, gegen den im Verein mit dem großen Jean Jaurès Viktor Adler am kräftigsten gearbeitet und protestiert hatte, vernichtete das, was uns bisher Vaterland war. Alles verlor den Kopf; aufrecht stand Viktor Adler unter den Ruinen. Als der letzte Reichsrat der Völker Oesterreichs in heftigen Zuckungen zu Ende ging, keiner mehr auf des anderen Rede achtete, keiner von Argumenten mehr etwas wissen wollte, horchten die Entzweiten noch einmal respektvoll auf: aus der Mitte des Saales schleppte sich ein alter Mann, ein Kranker, ein Sterbender fast, zur gewohnten Rednertribüne. In diesem häßlichen Gesicht, das so schön werden konnte im Strahl menschlicher Güte, seiner Ironie, österreichischer Lebensbehaglichkeit, leuchtete das Licht dieses überlegenen Geistes auf. Er sprach seine Abschiedsworte an das untergehende alte Oesterreich. Sie waren streng, ernst, hart: Worte der Abrechnung. Aber es war Hoffnung darin, Glaube an das neue Leben, an die Zukunft. An einer schließlichen Wiedervereinigung der getrennten Völker hat Viktor Adler bis zuletzt nicht verzweifelt. Und seine ganze Liebe, die tiefste Sorge, die helle Begeisterung seiner großen, heldischen Seele schenkte er in dieser feierlichen und schweren Stunde nicht dem Staat, nicht der Vergangenheit, sondern ihr, der heiligen deutschen Nation, deren treuester Sohn er gewesen ist. Das ganze Feuer seiner deutschnationalen Studententage lebte von neuem auf. Wie? Diesen Mann hatten kurzsichtige Gegner einen Abtrünnigen, einen Volksverräter schelten können? Jetzt traten sie, die ihn bekämpft und beschimpft hatten, schweigend hinter ihn. Er, der vaterlandslose Gesell, griff nach dem unbefleckten Banner seines Volkes und trug es in die neue Zeit herein. Keiner hat seine Führerschaft angezweifelt. Kein böses Wort fiel mehr gegen ihn. Man wußte, wenn jemand in solchen Zeiten das deutsche Volk in Oesterreich retten konnte, war es dieser einzige große Staatsmann seiner Generation, der lauterste, ernsteste, der beste. Das wußten alle, und alle hoben ihn auf den Schild.

Er aber wußte, daß er sterben mußte. Nahm er diese entsetzliche Last auf seine gebeugten Schultern, dann war das Ende nahe. Da ging er hin und tat es. Tat es mit der gleichen freudigen Selbstverständlichkeit, mit der er vordem sein väterliches Vermögen seinen politischen Idealen hingegeben hatte, sich nur den bescheidensten Lebensbedarf bedingend. Er ging in den gewissen Tod, wie er für seine Gesinnung auch mehr als einmal ins Gefängnis gegangen ist. Ein Adlersches Scherzwort an den Arzt, er möchte eine Offensive gegen die kranke Leber durchführen, zeigte, wie wenig er sich täuschte. Er ließ sich die geschwollenen Beine fatschen und schritt an eine Arbeit, der ein Junger und Gesunder hätte erliegen können. Sein Arbeitszimmer in der Blümelgasse, voll von Büchern und von den wertvollen Erinnerungszeichen eines langen, denkwürdigen Lebens, war Krankenstube und Sitz der Regierung zugleich. Es begann ein atemloses, ein selbstmörderisches Schaffen, Tag und Nacht. Der Staatssekretär des Aeußern trug den größten Teil der gesamten Last. Alle Hoffnungen einer verzweifelten Bevölkerung klammerten sich an ihn. Man wußte, wie dieser Mann in der ganzen Welt verehrt wurde. Die leitenden Staatsmänner der neuen Nationalstaaten, mit denen es zu verhandeln galt, die Tusar, Daszynski, Vittoni, waren seine Schüler und Freunde. In Deutschland verehrte ihn die gewaltige proletarische Partei, die sich anschickte, die Leitung der Nation in ihre Hände zu nehmen, als einen ihrer größten Führer. Auch die ungebärdigen Jungen und Radikalen, die gegen die bedächtige, maßvolle, konservative Richtung dieses alten Kämpfers in Waffen standen, achteten ihn, liebten ihn. In den Ländern, die dem deutschen Volke jetzt feindlich sind, hatte sein Name einen hellen Klang. Wer, wie er, hätte uns helfen können? Frieden stiften, Gegensätze ausgleichen? Aber in diesem Vertrauen war eine große Bangigkeit. Man sah den Mann sterben, der retten sollte.

Glanzvoll ist er dahingegangen, königlich. Einige Tage vor seinem Tode verklärte ihn noch einmal persönliches Glück: den edelgearteten Sohn durfte er, einen vom Tode, vom idealistischen Opfertode Erstandenen, an der geöffneten Pforte des Kerkers noch einmal umarmen. Wie immer die Geschichte die Tat des Mannes beurteilen wird, den heute die junge Generation Europas so stürmisch umjubelt, daß er seines edlen Vaters edler Sohn und Erbe ist, kann niemand bezweifeln. Bei beiden, trotz allen tiefen Gegensätzen, die gleiche heroische Kraft des Opfermutes, der Hingabe an die Idee, der adeligen Unbedingtheit.

Großes und Schweres tat Viktor Adler noch in seinen historischen letzten Lebenstagen. Er erhob sich in der ersten Nationalversammlung des deutschen Volkes in Oesterreich und legte ein nationales und soziales Bekenntnis ab, in Worten, die man später in Denkmäler meißeln wird. Er trat vor den letzten Kaiser von Oesterreich und lehnte im Namen des Volkes die Verantwortung ab für das Verbrechen dieses Krieges, für die Schmach dieses Waffenstillstandes. Und wenige Stunden, bevor uns dieses Licht erlosch, begrüßte Viktor Adler den Leben gewordenen Traum seines Daseins, die soziale Republik des

Die Zeit 22. II. 1918

Staatssekretär Dr. Viktor Adler gestorben.

Der unbarmherzige Schnitter Tod hat sich aus der Regierung des neuen Staates Deutschösterreich sein erstes Opfer geholt. Heute um ½1 Uhr mittags ist in seiner Wohnung der Staatssekretär für Aeußeres Dr. Viktor Adler plötzlich einem Herzschlage erlegen. Auf seinem Arbeitstische lag ein unvollendetes Schreiben an den Wiener Vertreter der ostgalizischen Ukrainer, Frhn. von Wassilko, ein Dokument treuer Pflichterfüllung bis zum Tode. Sechsundsechzigjährig — Dr. Adler war 1852 in Prag als Sohn eines Kaufmanns geboren — und leidend, hatte er die schwere Bürde, die ihm der Staatsrat aufbürdete, indem er ihm die Leitung der augenblicklich besonders verantwortungsvollen Geschäfte der auswärtigen Politik übertrug, willig übernommen und sich mit Eifer den vielfältigen Pflichten seines Amtes gewidmet, denen wohl sein noch immer beweglicher Geist, aber nicht mehr sein geschwächter Körper gewachsen war. Es wird der sozialdemokratischen Partei nicht leicht fallen, einen gleich geeigneten Vertreter als Nachfolger des Verstorbenen in Vorschlag zu bringen.

Betrauert der Staat Deutschösterreich den Heimgang eines Mitgliedes seiner ersten Regierung und einen seiner Mitbegründer, so beklagt die sozialdemokratische Partei den Verlust ihres eigentlichen Gründers und ihres vieljährigen erfolgreichen unbestrittenen Führers. Adlers unzweifelhaftes Führertalent und rastlose Tätigkeit haben in den achtziger Jahren die sozialdemokratische Bewegung, bis zu Adlers Eintritt in die Partei im Jahre 1880 zersplittert und in die verschiedensten Richtungen strebend, zu dem gemacht, was sie geworden ist, zu einem mächtigen Block von wenigstens in den Endzielen übereinstimmenden Massen. Er prägte fallweise die zugkräftigen werbenden Schlager der Partei, er verstand es, mit seiner überredenden, raffinierten Dialektik immer wieder die sachlichen und persönlichen Gegensätze zu überbrücken, die Stürmer und Dränger, denen sein Sarkasmus stets überlegen war, von abenteuerlichen Plänen abzubringen und jeweilig die ganze Energie der Partei auf das augenblicklich Erreichbare zu konzentrieren. Mit seinem Sarkasmus, der ihn nie verließ, wußte er tönendes Pathos zu paaren, wenn es ihm darauf ankam. Er liebte und vermochte es, abwechselnd an die Leidenschaften der Massen und an die Neigungen der Intellektuellen zu appellieren. Es gehört zur Eigenart seiner Reden, daß sie fast mehr auf den Leser als auf den Hörer wirkten. Sie waren in der Regel von programmatischem Gehalt, stets agitatorisch in der Form. Man kann sagen, das Programmatische war seine Leidenschaft, war es, noch bevor er in die Partei eintrat, denn als gebürtiger Prager und Deutschböhme begann Dr. Adler seine politische Laufbahn als Deutschnationaler und da es in der liberalen Aera mit den Prinzipien und Programmen sehr windig aussah und niemand recht wußte, was die Deutschen Oesterreichs eigentlich anzustreben hätten, ging Doktor Adler mit einigen anderen entschlossen an die Arbeit und so entstand das vielgenannte „Linzer Programm" der Deutschnationalen, mit dem Dr. Adlers Name ebenso wie die ganze spätere politische Tätigkeit der Alldeutschen verknüpft ist. In der sozialdemokratischen Partei blieb er der Programmatiker, als der er angefangen hatte. Wie alle überragenden Persönlichkeiten Schule machen, so auch Adler, und wenn in der Sozialdemokratie seit etwa einem Jahrzehnt der Resolutionismus, die Sucht, die Parteiprinzipien immer wieder neu zu formulieren, so überhandgenommen hat, daß alle Parteitage darunter seufzen, so trägt die Schuld daran nicht am wenigsten der Trieb, den Führer nachzuahmen, der seinerseits, wenn es ihm die Schüler gar zu arg trieben, mit beißender Ironie nicht kargte. Aber es dürfte unter den vielen Parteitagsbeschlüssen und programmatischen Verlautbarungen wohl nur sehr wenige geben, die nicht wenigstens Adlers Feile bekommen hätten, wenn sie schon nicht sein Erzeugnis waren. Seine Führerautorität war dadurch verstärkt, daß er als Herausgeber des von ihm gegründeten Zentralorgans der Partei jederzeit Gelegenheit hatte, zur Gesamtpartei zu sprechen und sie in seinem Sinne zu beeinflussen. Eine ungewöhnliche Klugheit half ihm, die Partei an den gefährlichsten Klippen vorbeizuführen. Dies brachte ihn bei den Heißspornen und Fanatikern in den Ruf eines Opportunisten. Aber richtiger müßte man ihn einen nüchternen Realpolitiker und Erfolgspolitiker nennen. Von ihm rührt die charakteristische Unterscheidung zwischen Minimal- und Maximalprogramm her, d. i. zwischen dem, was schon in der Gegenwart erreichbar ist, und dem, was als Endziel zu gelten hat, dem zwar stets zuzustreben ist, das man aber auch „zurückstellen" darf, wenn seine Betonung augenblicklich unzweckmäßig oder hinderlich wäre. Obwohl in gewissem Sinne der Internationalste seiner Partei — er vertrat sie auf allen internationalen Kongressen und war Mitglied des Internationalen Bureaus — hatte sich Adler doch aus seiner deutschnationalen Zeit her einen Rest nationaler Gesinnung bewahrt. Er hat während des Krieges mehrere von Nationalbewußtsein zeugende Aufsätze veröffentlicht und Reden gehalten. Wie seine internationalen Beziehungen und Bekanntschaften dürften ihn gerade auch diese nationalen Neigungen zum Außenminister des neuen Staates Deutschösterreich empfohlen haben. Freilich, für den Gedanken eines Deutschösterreich war er erst zu haben, als sein Traum einer österreichischen Klassenkampfinternationale endgültig am Separatismus und den nationalen Blockbildungstendenzen der nichtdeutschen Sozialdemokraten zerschellt war. Noch nach dem Eintritte Daszynskis in den Polenklub, ein Schritt, der dem nunmehrigen Zusammengehen der Adlergruppe mit den bürgerlichen Parteien Deutschösterreichs gleich zu werten ist, rief Dr. Adler im Zentralorgan der Partei entsetzt aus, die Nachricht habe ihn wie ein Donnerschlag getroffen. So wenig ahnte noch vor einem Jahr auch der sozialdemokratische Führer die seitherige Entwicklung!

Die Christlichsozialen hatten naturgemäß mit dem Führer ihrer Hauptgegner manchen harten Strauß auszufechten. Im Parlament und Landtag, in Versammlungen und Presse gab es manch heißes Gefecht. In den großen Wahlschlachten bedeutete der Favoritner Kampfruf „Prochazka oder Adler" den Höhepunkt des Ringens. Aber trotz allem und allem blieb es doch vergnüglicher, die Kräfte mit einem Adler als mit irgendeinem programmlosen freisinnigen Demagogen zu messen. So terroristisch auch Adlers Anhang oft zu kämpfen pflegte, mit ihm selbst gab es doch auch zugleich ein Ringen der Grundsätze und Ueberzeugungen. Die Auseinandersetzung und das Kräftemessen mit ihm war mehr als ein gewöhnlicher Zank „ums Mandaterl". An der Bahre dieses Gegners kann die christlichsoziale Partei und kann die „Reichspost" in ehrlicher Teilnahme mit achtungsvollem Gruße den Degen senken.

*

Das Leichenbegängnis dürfte am Feiertag (Freitag) stattfinden.

Neue Freie Presse
12./XI. 1918

† Dr. Viktor Adler.

Von **Richard Charmatz.**

Wien, 11. November.

Ein ganzer Mann ist gestorben, einer, der ein Charakter und Talent zugleich war. An der Bahre Dr. Viktor Adlers dürfen alle Parteiunterschiede schweigen und dem menschlichen Empfinden freien Lauf lassen. In der ganzen gesitteten Welt wird man den Heimgang des aufrechten Kämpfers betrauern, so wie man den Tod Bebels und Jaurès beklagt hat. War der eine unter den bedeutenden Arbeiterführern eine schwungvolle Dichternatur, konnte der andere bis zu dem grausamen Mordanschlag, der ihn fällte, nimmermehr den Professor der Philosophie an der Universität von Toulouse verbergen, so blieb Dr. Viktor Adler Zeit seines Lebens der warmfühlende Arzt, ein fürsorglicher Freund und Berater der Massen. Aus einer bürgerlichen Familie stammend, als Sohn reicher Eltern, wählte er freiwillig seinen Platz im Proletariat, aber er wurde nicht zum wilden Stürmer und Dränger, sondern zum klugen Taktiker und besorgten, erwägenden Diplomaten. Auf Abenteuer ließ er sich niemals ein; die Gewalt war ihm in der Seele zuwider. Seine geschichtliche Aufgabe sah er nicht im planlosen Niederreißen, sondern im programmgemäßen Aufbaue: er duldete und litt in dem festen Glauben, einst freie Bürger im freien Staate glücklich zu sehen. Und da in unseren Tagen das Seltsamste Wirklichkeit, das schier Unmögliche möglich ward, beschloß Dr. Viktor Adler, der Führer der Sozialdemokratie, sein Lebenswerk als Staatssekretär des Aeußern, dort, wo einst Kaunitz, Metternich und Schwarzenberg unter ganz anderen Verhältnissen und in anderem Geiste die Zügel der Politik in ihren Händen hielten.

Schon in der Schule übte sich der Jüngling als Redner und Schriftsteller; früh bereits offenbarte er seine Fähigkeit, die Menge zu leiten, ihr seinen Willen nicht aufzuzwingen, sondern mit Gründen des Verstandes und Herzens beizubringen. Als er sich der Arbeiterbewegung zuwandte und die Daseinsbedingungen des Proletariats in verschiedenen Ländern studierte, winkte dem Kämpfer für eine neue Gesellschaftsordnung wahrhaftig kein rascher Sieg. Aber unverdrossen und zäh strebte Dr. Viktor Adler auf dem dornigen Pfad vorwärts. Zuerst schloß er sich als Anwalt der Sozialpolitik den Reihen Georg v. Schönerers an, dann trat er ganz auf die Seite der Arbeiterschaft. Das Proletariat war in Oesterreich in viele Gruppen zerrissen, die sich zum Teile sogar erbittert befehdeten. Die Sammlung der Kräfte wurde zum Gebot der Stunde, und sie konnte niemandem besser gelingen als Dr. Adler. Der Entwurf eines Sozialistengesetzes, den Graf Taaffe im April 1886 veröffentlichte, gab den Anstoß zu dem Einigungsbemühen, das auf dem Parteitag in Hainfeld seine Krönung fand. Den kleinen Ort wählte man deshalb, weil er in den Amtskreis eines verständigen Bezirkshauptmannes, des späteren Ministers Grafen Auersperg, lag. Dr. Adler hielt gerade das Referat über die politischen Rechte, als der Beamte im Beratungssaale erschien, um nachzufragen, ob alle Anwesenden die durch das Gesetz vorgeschriebenen Einladungskarten hatten. Dann wollte er sich entfernen, aber die Versammlung wünschte, daß er als Gast den weiteren Verhandlungen beiwohne. Ein eigenartiger Zug von Liebenswürdigkeit in einer Zeit der schweren Kämpfe, in der die Staatsgewalt den aufstrebenden Massen im allgemeinen noch verständnislos und sogar bisweilen feindselig gegenüberstand. In Hainfeld wurde nicht bloß die programmatische Grundlage für die sozialdemokratische Partei geschaffen, sondern diese selbst ins Leben gerufen. Dr. Adler war fortab der unbestrittene Führer; seine Wirksamkeit verschmolz mit der großen Bewegung. Im September 1899 wurde in Brünn das Nationalitätenprogramm ausgearbeitet, um das sich die verschiedenen nationalen Gruppen der Sozialdemokratie scharten. Aber die Einmütigkeit und Geschlossenheit war von kurzer Dauer. Auf dem Gesamtparteitage vom Jahre 1905 meldeten die Czechen bereits ihre Sonderwünsche an. Nächher kam es zum Zerfalle, alle Versuche, die drohende Auflösung zu bannen, vermochten die Zersplitterung nicht aufzuhalten. Die österreichische Sozialdemokratie wurde vom österreichischen Schicksale ereilt: auch sie, in deren Lager bis dahin alle Völker des Staates vereinigt waren. . . .

Jaurès betrat mit 26 Jahren zum erstenmal die französische Kammer, Bebel wurde nicht viel später Abgeordneter. Dr. Viktor Adler mußte dagegen lange warten, bis er auf dem Wiener Franzensring zur Geltung kam; im niederösterreichischen Landtage saß er nur kurze Zeit. Allein dies schadete weder seiner Stellung noch seinem Einflusse, dies hinderte nicht, daß sein Name weit über die Grenze des Vaterlandes hinaus einen vollen Klang hatte. Aeußerlichkeiten bedeuteten für den sachlich denkenden Mann wenig, an Buchstaben, an Programmsätze klammerte er sich nicht. Dennoch blieb er sich stets treu, ohne, wie etwa Liebknecht, jegliches Kompromiß, alles Paktieren starr abzulehnen. Sein Mühen und Sorgen war auf praktische Erfolge gerichtet, nicht auf schillernde Wirkungen. Er selbst half die Hainfelder Beschlüsse über den Haufen werfen, da geänderte Verhältnisse eine Erneuerung des Programms wünschenswert erscheinen ließen. „Sprechen Sie die Wahrheit," rief er seinen Genossen im November 1901 zu; um die Wahrheit war es ihm immer in erster Linie zu tun. Er hatte den Mut, die errungenen Fortschritte freudig anzuerkennen und offen auszusprechen, daß es mit der „Verelendungstheorie ein Elend" sei. Maßhalten, das Durchführbare ins Auge zu fassen und dann zielbewußt zu erstreben, war die Kunst, die ihn auszeichnete und ohne die kein segensvolles Führerwalten denkbar ist.

Wie fein und überlegen wies Dr. Adler noch vor einem Jahre den Vorstoß der Linken innerhalb seiner Partei zurück. Er hielt den Radikalen vor, daß selbst „die ältesten Hofräte nach der Revolution schrien", daß er ihnen aber zu erwidern pflege: „Sie haben ganz recht, doch wenn Sie Blut sehen wollen, probieren Sie es selber oder lassen Sie sich zur Ader." Und er fügte hinzu: „Bevor wir zum Handeln auffordern, überlegen wir die Grenzen unseres Könnens."

Wie viel, wie unaussprechlich viel hat sich seither ereignet! Oesterreich-Ungarn ist nicht mehr. Deutschösterreichs junge Regierung aber hat in Dr. Viktor Adler ihren ersten Minister des Aeußern besessen und nun verloren. Er, der so lange Parteidiplomat war, starb als der diplomatische Leiter des Staates. Für den Politiker, der fest an die Macht des Internationalismus geglaubt hatte, wurde der Weltkrieg zum furchtbaren Erlebnis, das die Kräfte des Körpers untergrub und die Widerstandsfähigkeit eines starken Willens zermürbte. Doch die Hoffnung, es würde nun endlich eine bessere Zukunft anbrechen, beseelte Doktor Adler bis zuletzt. Ende September hielt er im Parlament eine Rede — gedankenvoll, an schönen Wendungen reich, wie immer —, die heute wie ein Schwanengesang anmutet. Er lieh der Ueberzeugung Ausdruck, daß die alte Zeit vorbei sei und daß jetzt eine neue Zeit kommen müsse, die mit dem Frieden beginnen und zur Freiheit führen werde. Schon nahten sich die Schatten des Todes dem Staatssekretär, als Deutschösterreich ein Telegramm an das Deutsche Reich sandte, das den Wunsch nach der Teilnahme an der künftigen verfassunggebenden Nationalversammlung verdolmetschte. Da mochte sich der alte, müde Führer seiner Jugendideale erinnern, die vom deutschen Hochgefühle getragen waren und von der Ueberzeugung des Mannes, daß die Freiheit den Menschen erblühen werde. Dr. Viktor Adler starb in einer schweren Zeit, doch sein Auge sah bereits das Morgenrot. Hoffen wir, wünschen wir, daß der Menschheit, die jetzt einen tapferen Kämpfer begraben muß, wirklich Friede und Glück bevorstehen, daß die rauhen Stürme nun ruhen werden.

Viktor Adler.

Viktor Adlers Testament.

Viktor Adler sprach in den letzten Monaten wiederholt von seinem nahen Tode, hat aber über die Formen der Trauerfeierlichkeiten keinerlei Bestimmungen getroffen. Am 16. September verfaßte er eine kurze letztwillige Verfügung, in der es heißt:

Mein letzter Wille.

Für den Fall, daß ich nicht dazu kommen sollte, ein ausführliches Testament zu machen, will ich hier ganz kurz feststellen, daß mein Wille ist, meine liebe Frau, Emma Adler, deren Namen ich nicht nennen kann, ohne ihr für alle Güte und Treue durch mehr als vierzig Jahre zu danken, als Erbin alles meines bescheidenen Besitzes einzusetzen.

Ich habe eigentlich kein Vermögen, wenn man von einem Teile meiner Wohnungseinrichtung und einem Teile meiner Bibliothek absieht. Sowohl Einrichtung als Bücher sind — von dem wissenschaftlichen und politischen Teile meiner Bibliothek abgesehen — immer Eigentum meiner Frau gewesen und von ihr selbst aus dem Ertrag ihrer literarischen Arbeit erworben. Ueber den politischen und wissenschaftlichen Teil der Bibliothek soll meine Frau im Einvernehmen mit meinem Sohne Fritz verfügen, der entscheiden mag, was er, als dem Parteiarchiv erwünscht, an dieses abtreten will.

Es liegt mir am Herzen, festzustellen, daß das mir schon immer widerwärtige Gerede über meine finanziellen Opfer für die Partei ganz hinfällig geworden ist, da mir — ohne mein Vorwissen — vom Parteivorstand eine Summe angewiesen wurde, die dem vor Jahrzehnten festgestellten Betrag entsprach, den ich für die Gründung des Wochenblattes seinerzeit verwendete. Ich habe diesen Betrag zur Abtragung von Schulden verwendet. Von meinen „finanziellen Opfern" für die Partei braucht und soll also fernerhin nicht mehr die Rede sein. Meine Genossen wissen, daß ich Kostbareres als Geld: Kopf, Herz, Blut und Nerv im Dienste unserer Sache wie jeder von ihnen, ohne zu sparen, verbraucht habe — eine Hingabe, durch die wir alle aber nicht Gläubiger, sondern immer mehr Schuldner unserer Sache werden. Diese Gesinnung wünschte ich allen unseren Genossen vererben zu können.

Meinem braven Weibe, meinen Kindern, meinen Freunden und Genossen sage ich letzten Gruß. Ich habe das Leben geliebt, trotz alles Bitteren, aber ich fürchte nicht den Tod.

Dr. Viktor Adler.

Beileidskundgebungen.

Wie tief der Schmerz um den verlorenen Führer ist, konnte man bei dem gestrigen Aufmarsch der Arbeiter sehen. Viele Standarten waren mit schwarzem Flor verhängt und wie ein Flor lag es auch auf der Stimmung der Massen: alle Genossen dachten an den schmerzlichen Verlust und tauschten Erinnerungen an unseren Toten aus. In der deutschen Nationalversammlung eröffnete Präsident Dr. Dinghofer die Sitzung mit Worten des Gedenkens an den unvergeßlichen Mann:

Schwere Trauer erfüllt uns. Einer unserer Besten, Dr. Viktor Adler, wurde gestern plötzlich aus unserer Mitte gerissen, gerade zu einer Zeit, wo wir seiner Mitarbeit besonders bedürftig sind. Tief ist der Schmerz, der uns alle ohne Unterschied der politischen Richtung bewegt. Mit ihm scheidet eine Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben, deren überragende Bedeutung, wenn sie auch seinen Zeitgenossen schon zum Bewußtsein gekommen ist, volle Würdigung doch erst in der Zukunft finden wird. Ein Redner von Glanz und Gehalt, ein Debatter von seltener Schlagfertigkeit, der, so oft er sprach, immer einer aufmerksamen Zuhörerschaft sicher sein konnte, ein Unterhändler von ebenso weiser Mäßigung als energischer Tatkraft, war Dr. Adler bei Parteigenossen wie bei politischen Gegnern gleich geachtet und beliebt. So steht sein Bild ungetrübt vor unserem geistigen Auge. Auch ein schweres körperliches Leiden, das ihn vor Jahren heimsuchte, vermochte nicht, ihn seiner öffentlichen Pflicht zu entfremden. So stand er, wenn auch siech am Körper, in der vordersten Reihe jener, die darangingen, für die Deutschen in Oesterreich ein neues Vaterland aufzurichten. Willig und opferfreudig nahm er die schwere Bürde auf sich, die ihm das neue Deutschösterreich mit dem Staatsamt des Aeußern bot. In vorbildlicher Pflichttreue hat er sich den gewichtigen Aufgaben dieses Amtes unterzogen und an dem großen Werke des Friedens rastlos gearbeitet. Noch letzten Samstag hörten wir ihn im Staatsrat in klugen Worten den Anschluß Deutschösterreichs an das große deutsche Nachbarreich empfehlen. Es sollte seine letzte politische Mahnung sein. Das Schicksal hat es ihm verwehrt, den Weg, den er zu weisen begonnen, mit uns zu Ende zu gehen. Aber die Erinnerung an seine Mitarbeit wird unlösbar verbunden bleiben mit dem Werden Deutschösterreichs.

Der Präsident teilte auch mit, daß dem Staatsrat von dem Bevollmächtigten des tschecho-slovakischen Staates Tusar folgendes Schreiben zugekommen ist:

Tief ergriffen ersuche ich im Namen meiner Regierung sowie im Namen aller ehemaligen tschechischen Reichsratsabgeordneten den Ausdruck unseres innigsten Beileides über das Ableben des Herrn Staatssekretärs Dr. Viktor Adler entgegennehmen zu wollen. Ich versichere Sie, daß sich Dr. Adler als treuer Demokrat und gerechter Mann der größten Wertschätzung bei allen tschechischen Parteien ohne Unterschied erfreut hat und daß wir diesen schweren Verlust besonders in den jetzigen bewegten Zeiten doppelt schmerzhaft mit Ihnen fühlen.

Auch im Abgeordnetenhause, das heute die anberaumte Sitzung hielt — es war natürlich die letzte und sie war nur schwach besucht —, gedachte Präsident Dr. Groß des verstorbenen Mitgliedes:

In letzter Stunde sozusagen hat das Haus einen überaus schmerzlichen Verlust erlitten. Im Hause ist Dr. Viktor Adler als Führer seiner Partei in vielen Fragen maßgebend gewesen und hervorgetreten. Es war ihm beschieden, in den letzten Tagen seines Lebens die Erfüllung seiner Ideale nahezu erreicht zu haben. Es war ihm auch beschieden eine große, für die Zukunft unseres Vaterlandes wichtige Arbeit, es war ihm übertragen die Vorarbeit für den Friedensschluß. Viktor Adler war stets ein treuer Sohn seines Volkes. Sein Name wird fortleben nicht nur in der Geschichte der deutschösterreichischen Sozialdemokratie, sondern in der Geschichte Oesterreichs.

Der deutschösterreichische Staatsrat hat auch an die Genossin Emma Adler ein sehr warmes Beileidsschreiben gerichtet. Alle parlamentarischen Klubs des ehemaligen Abgeordnetenhauses haben ihr Beileid ausgesprochen, ebenso der ukrainische Nationalrat, dann viele ehemalige Minister und Abgeordnete. Aus Berlin erhielt der Parteivorstand folgende Depeschen:

Der Rat der Volksbeauftragten der deutschen Volksrepublik spricht tief erschüttert durch die Nachricht von dem plötzlichen Tode Viktor Adlers, des treuen und bewährten Freundes des deutschen Volkes und unermüdlichen Vorkämpfers für die Sache der Freiheit und des internationalen Sozialismus, dem Volke Deutschösterreichs sein tiefstes Beileid aus. Euer Verlust ist auch der unserige. Es muß uns ein Trost sein, daß der teure Verstorbene das erste Morgenrot der neuen Freiheit noch gesehen hat.

Ebert, Haase, Dittmann, Scheidemann, Barth, Landsberg.

Unser herzlichstes Beileid zum Tode eures und unseres Viktor Adler, der seine Kraft bis zum Letzten der Sache des Friedens und der Arbeiterklasse opferte und uns als ein in guten und bösen Tagen gleich treuer Freund und Berater unvergessen bleiben wird.

Sozialdemokratischer Parteivorstand: Hermann Müller.

Weiter telegraphierten in herzlichen Worten die tschecho-slavische Parteivertretung, die Exekutive der tschechischen Sozialdemokratie (Burian, Merta), die südslavische Sozialdemokratie (Petejan, Kristan), die ungarländische Sozialdemokratie, ungarländischer Gewerkschaftsrat, Preßburger Arbeiterrat, Parteiorganisation Vorarlberg. Sodann sehr viele Parteiblätter, die Wiener Tagespresse, Parteigenossen und Freunde. In der Sitzung der Vorstände der Gewerkschaften sprach Genosse Hanusch ergreifende Gedenkworte.

Arbeiterzeitung
15./XI. 1918

Viktor Adler.

Im Arbeiterheim.

Der große Bau, in dem Viktor Adler am öftesten zum Volke gesprochen, in Versammlungen und auf Parteitagen, das Haus, das ihn zu seinen Erbauern zählt und das oft Gegenstand seiner Sorge war, das Favoritener Arbeiterheim, ist nun auch die Stätte geworden, in der Adler ruht, bevor sein Leib der Erde übergeben wird.

Gestern um zwei Uhr nachmittags hielt der Tote seinen Einzug in den letzten Raum, der ihn auf der Erde umschließt. Weithin erkennbar ist es, daß das Parteihaus der Favoritener Arbeiterschaft zu der bevorzugten Trauerstätte geworden ist. Vom First herab weht eine mächtige schwarze Fahne und das große Tor ist mit schwarzen Draperien ausgeschlagen. Der Saal, in dem man sonst so viel Lebendigkeit und Frische verspürt, weil durch die vielen großen Fenster das Licht hineinflutet und Wände und Decke von blendender Weiße sind, scheint nun wie in tiefe Nacht getaucht. Alle Wände und Fenster sind schon vom Vorraum aus mit schwarzem Tuch verkleidet und nur matt ist der Schimmer, der von den elektrischen Lampen ausstrahlt. Mitten in dem dunklen Dome erhebt sich der Katafalk, von dem vier Säulen in die Höhe streben, die die schwarze Decke tragen. Vor jeder Säule erhebt sich aus einem Blumenbeet ein Leuchtkörper mit zwölf Kerzen und zwei Dutzend schwarze Leuchter umgeben den Sarg.

Um 3 Uhr begann der Einlaß für die vielen, die noch einmal in das Antlitz des geliebten Toten sehen und von ihm Abschied nehmen wollten. Gleich in der ersten Stunde kamen sie zu vielen Hunderten und in feierlich-langsamen Schritten rücken sie, nachdem sie geduldig und still lange Zeit auf der Straße und der Treppe ausgeharrt, der Bahre näher. In zwei Reihen ordnen sie sich im Saale, auf beiden Seiten des Sarges treten die lautlos Defilierenden auf die Treppe, um dem Toten den letzten wohl schweigenden, aber aus dem Tiefsten der Seele kommenden Gruß zu entbieten. So ziehen sie vorüber, Männer und Frauen, ohne Unterlaß sechs Stunden lang. Düster wie der Saal war ihr Blick, mit gesenktem Haupte verließen sie das Trauergemach und vielen standen Tränen auf den Wangen. Ein Großer, ein Unersetzlicher ist von ihnen gegangen.

Das Begräbnis.

Das Begräbnis findet **heute Freitag** nachmittag statt.

Um einen geordneten Aufmarsch der Arbeiterschaft zu ermöglichen, die ihrem Vorkämpfer den letzten Gruß entbieten will, werden für die Genossen und Genossinnen folgende **Sammelplätze** bestimmt:

1. und 2. Bezirk: Keplerplatz;
3. und 4. Bezirk: Kolumbusgasse (vom Kolumbusplatz bis Keplerplatz);
5., 6., 7. und 8. Bezirk: Dampfgasse (von der Laxenburgerstraße bis Siccardsburggasse);
9., 18. und 19. Bezirk: Kolumbusplatz;
10. Bezirk: Landgutgasse (von der Laxenburgerstraße bis Herzgasse);
12., 13., 14. und 15. Bezirk: Dampfgasse (Siccardsburggasse bis Herzgasse);
16. und 17. Bezirk: Siccardsburggasse (von der Landgutgasse bis Dampfgasse);
18. und 19. Bezirk: siehe 9. Bezirk;
20. und 21. Bezirk: Hafengasse (von der Laxenburgerstraße bis Leebgasse);
Auswärtige: Götzgasse.

Die Genossen des 11. Bezirkes erhalten eine besondere Weisung im Privatlokal, Drischützgasse Nr. 4.

Personal der Druckerei „Vorwärts". Das Personal ohne Unterschied des Wohnbezirkes sammelt sich in der Landgutgasse (zwischen der Leebgasse und Alxingergasse) und schließt sich dem Zuge der Favoritener an.

Deputationen: **Landgutgasse** (zwischen der Favoritenstraße und Laxenburgerstraße).

Von einem Mitgehen auf den Friedhof möge abgesehen werden. Alle Genossen und Genossinnen werden dringend ersucht, diesem Wunsche unbedingt Rechnung zu tragen, da der Zutritt zum Grabe heute nicht gestattet werden kann.

Jeder Bezirk möge eine kleine Tafel mitnehmen, um seinen Standort zu kennzeichnen, und auch für Ordner sorgen. Da der Abmarsch von den Sammelplätzen auf die Straßen, durch die sich der Leichenzug bewegen wird, Punkt ½3 Uhr erfolgt, müssen die Genossen um 2 Uhr auf den Sammelplätzen eintreffen. Die Laxenburgerstraße vor dem Arbeiterheim wird abgesperrt sein. Alle, die dem geliebten Toten den letzten Gruß entbieten wollen, mögen sich einem Bezirkszug anschließen.

* * *

Die Zentralvorstände der Gewerkschaften werden ersucht, einen Delegierten zur Behebung von Legitimationen heute vormittag zwischen 9 und 10 Uhr in das Parteisekretariat, 5. Bezirk, Rechte Wienzeile Nr. 97, 1. Stock, zu senden.

*

Die sozialistischen Studenten treffen sich heute Freitag um ¼12 Uhr vormittags bei der Paulanerkirche zum Abmarsch zum Leichenbegängnis.

Die Teilnehmer aus der Brigittenau treffen sich um 1 Uhr auf dem Sachsenplatz.

Die Eisenbahner aller in Wien einmündenden Bahnen versammeln sich in Uniform um 2 Uhr nachmittags in der Landgutgasse (von der Laxenburgerstraße bis Herzgasse).

Die Straßenbahner kommen um ¾1 Uhr vor dem Eisenbahnerheim zusammen, um von hier nach Favoriten zum Leichenbegängnis zu ziehen.

Beileidskundgebungen.

Kundgebungen zum Tode Viktor Adlers kamen noch von der Landesparteivertretung in Steiermark, vom Parteivorstand und der Landtagsfraktion in Kärnten, von der Landesparteivertretung Deutschmährens, vom Verband der Brauer, Mühlenarbeiter und Faßbinder, vom Zentralverein der Kaufmännischen Angestellten, vom Vorstand des Metallarbeiterverbandes, von der Union der Bergarbeiter, vom Reichenberger Nationalrat und vom Krakauer Arbeiterrat, von den Kreis-, Bezirks- und Lokalorganisationen in Teplitz, Joachimstal, Zwittau, Mährisch-Trübau, Enns, Wimpassing und Numburg, von der Arbeiterschaft der Siemens-Schuckert-Werke, von der Versammlung in Liesing und der Redaktion der „Freiheit", ferner vom Verband der freiheitlichen Gemeinderäte und von der Exekutive der jüdischen sozialdemokratischen Partei, vom Landeshauptmann Steiner namens der niederösterreichischen Landesregierung, von der Landesregierung Salzburg, vom Präsidenten Dr. Groß, vom Präsidenten Hauser, vom ukrainischen Nationalrat in Lemberg, vom Journalistenverein „Concordia". Die beiden alten Genossen Köhler in Habendorf bei Reichenberg und Hybesch haben Beileidsschreiben geschickt, in denen sie der ersten Zeiten des Kampfes gedenken.

Karl und Luise Kautsky telegraphieren:

Untröstlich über den unersetzlichen Verlust des alten Freundes, großen Mitkämpfers und klugen Beraters, dessen die Internationale gerade jetzt mehr als je bedürfte, grüßen wir Euch in treuer Freundschaft.

Namens der dänischen Sozialdemokratie telegraphierte Minister Stauning:

Mitten in einer Epoche, die die Erfahrung und Arbeitskraft der Sozialdemokratie erfordert, hat die Internationale ihren ältesten Veteranen Viktor Adler verloren. Da er geschätzt und geehrt war wie wenige in der Internationale, wird mitten im Schöpfungswerk einer neuen Zeit die Trauer um ihn empfunden zu beiden Seiten der Schützengräben und überall, wo der Sozialismus lebt. Die dänische Sozialdemokratie spricht ihre tiefempfundene Teilnahme über den schweren Verlust der österreichischen Partei und der ganzen Internationale aus.

Der serbische sozialdemokratische Abgeordnete Kazlerowitsch telegraphiert aus Kopenhagen an Genossen Fritz Adler:

Ich beweine den großen Mann, Ihren zarten Vater und unseren unvergeßlichen Führer Viktor Adler.

Außerdem haben zahlreiche Politiker und Privatpersonen aller Parteien und sehr viele einzelne Parteigenossen der Partei und der Familie ihr Beileid ausgedrückt.

Kranzablösungen.

Dem Schuhmeier-Fonds wurden zugewiesen. Statt eines Kranzes für Genossen Dr. Viktor Adler spendeten: Elsa Zeisl IX Kronen 40.—, Frauenreichskomité 50.—, Frauenlandescomité Niederösterreichs 50.—, Verkaufspersonal der Schuhwarenfirma Del Ka Mariahilferstraße Nr. 47 62.—, In aufrichtiger Verehrung Karl und Marie Schiftar 30.—, Druckerei „Vorwärts" 100.—, Ein Arbeiterfreund aus Ober-St. Veit 300.—, Postbedienstete Deutschösterreichs 200.—, Lokalcomité der Jüdischen sozialdemokratischen Partei 20.—, Union der Textilarbeiter 50.—, Italienische sozialdemokratische Partei 100.—, „Il Lavoratore" 100.—, Valentino Pittoni 50.—, G. E. samt Frau 50.—, Ortsgruppe Sieg. Steiner Freie Schule 30.—, Hammerbrotwerke 200.—, Großeinkaufsgesellschaft für österreichische Konsumvereine 300.—, Friedrich Fischer Fabrikant XII. Bezirk 200.—, Franz Ullrich XII. Bezirk 10.—, Personal der Großeinkaufsgesellschaft österreichischer Konsumvereine 300.—, Die organisierten Eisenbahner Wiens 300.—, Nelly Pollak 100.—, Hugo Heller 100.—, Arbeiterkonsumverein 50.—, Allgemeiner österreichischer Frauenverein Wien 30.—, Dr. Ludwig Bauer 20.—, A. B. 20.—, Jenny Lamm 30.—, J. Swiaker 50.—, Dr. J. L. 100.—, Siemens-Schuckert-Werke Eugenstraße 50.—, Technisches Personal der Arbeiter-Zeitung 20.—, B. W. 300.—.

Neue Freie Presse
16./XI. 1918

Das Leichenbegängnis des Staatssekretärs Dr. Viktor Adler.

Die „Korrespondenz Wilhelm" berichtet:

Eine Leichenfeier von der Großartigkeit wie die heutige hat Wien schon lange nicht gesehen. Unter der Teilnahme vieler Tausende, die den ganzen Weg entlang Spalier standen, wurde Dr. Viktor Adlers irdische Hülle vom Arbeiterheim in der Lazenburgerstraße durch den 10. Bezirk, dessen Vertreter im Reichsrat der Verblichene gewesen war, zu Grabe getragen. Bis 11 Uhr vormittags dauerte im Arbeiterheim in der Lazenburgerstraße die Wallfahrt der vielen Tausende, die von Dr. Adler Abschied nahmen. Bald nach dem Mittagläuten begann aus den Bezirken der Zustrom der Arbeiter zu den bestimmten Sammelplätzen. Er vollzog sich ruhig und würdig. Der Keplerplatz, die Columbusgasse, der Columbusplatz, die Lazenburgerstraße, Dampfgasse und Siccardsburggasse waren buchstäblich von Menschen besät, die in sichtlich tiefem Schmerze um ihren Führer trauerten. Vor dem Arbeiterheim hatte eine aus hundert Mann bestehende Abteilung der Volkswehr Aufstellung genommen. Beim Eingang, oberhalb dessen eine mächtige Trauerfahne wehte, bildeten 25 Mann des Arsenals ein Spalier. Im Flur des Heimes empfing Abgeordneter August Forstner die Trauergäste.

Die offiziellen Gäste bewegten sich durch den Flur, die schwarzbelegte Treppe hinan, und unter einem schwarzen Baldachin in den großen Saal, in dessen Mitte auf einer Estrade der Bronzesarg stand, den hohe Silbergirandolen mit je 12 Kerzen und Gruppen von Blattpflanzen umgaben. Die Bühne und die Galerien waren schwarz ausgeschlagen. Auf der Galerie war auch viel Publikum versammelt, zumeist Abordnungen der Organisationen und fremder Städte. Man mußte mit dem Platze haushalten, da der Andrang ungemein groß war.

Bald nach 1 Uhr begann der Eintritt der Trauergäste. Unter ihnen waren zu sehen: die Präsidenten der Nationalversammlung Dr. Dinghofer, Hauser und Seitz, die Staatssekretäre Josef Mayer, Rafael Pacher, Dr. Roller, Stöckler, Jukel, Dr. Löwenfeld-Ruß, Hanusch, Professor Dr. Kaup, der neuernannte Staatssekretär im ungarischen Ministerium des Aeußern Josef Diner-Denes im Namen der ungarischen Volksregierung und des Nationalrates, vom Staatsamte des Aeußern die Unterstaatssekretäre Dr. Otto Bauer, v. Pflügl und Doktor Waber sowie Sektionsrat Benjamin Schier, der ruthenische Gesandte v. Wassilko, Staatssekretär Dr. Urban, die Sektionschefs v. Flotow, Freiherr v. Schlechta, Dr. v. Pranter, Ministerpräsident a. D. Freiherr v. Beck, Minister a. D. Dr. v. Korytowski, Sektionschef Dr. Kaan, Landeshauptmann v. Steiner, Sektionschef Riedl, Minister a. D. Ritter v. Gayer, Unterstaatssekretär v. Enderes, Minister a. D. v. Galecki, Sektionschef Hoheisel, Präsident des Abgeordnetenhauses Dr. Groß als Vertreter der czechischen Sozialdemokratie die Herren Fil pinsky, Nemec und Tusar, Staatsrat Dr. Schöpfer, Abg. Dr. Sylvester, Abg. Dr. v. Loewenstein, der ehemalige Finanzminister Abg. Professor Dr. Redlich, Präsident des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia" Dr. Ehrlich, Hermann Bahr, die Professoren Dr. Tandler und Dr. Ludwig Braun, Schriftsteller Goldscheid, Architekt Geßner, eine Abordnung des Bureaus des Abgeordnetenhauses unter Führung des Hofrates Kupka, viele Mitglieder der Nationalversammlung und zahlreiche andere Trauergäste.

In tiefes Schwarz gekleidet und auf den Arm ihres Sohnes Dr. Fritz Adler gestützt, nahm die Witwe Frau Emma Adler mit ihrem zweiten Sohne Aufstellung beim Sarge. Um halb 2 Uhr begann die Trauerfeier. Obwohl Doktor Adler Protestant gewesen war, wurde auf seinen letztwilligen Wunsch von jeder kirchlichen Zeremonie Abstand genommen. Acht Posaunisten der Volksoper unter Leitung Eduard Pflegers trugen den Trauermarsch aus der „Götterdämmerung" wirkungsvoll und ergreifend vor. Dann sang die Gruppe Schoof, begleitet von Posaunen, den „Schottischen Bardenchor".

Die Trauerreden.

Nun trat Präsident Dr. Dinghofer an den Sarg und hielt Dr. Adler für den Staat folgenden Nachruf: „Mit seltenem Pflichtgefühl und unermüdlicher Kraft und Stärke hat Dr. Viktor Adler seine ganze Persönlichkeit und sein ganzes Leben in den Dienst des Volkes gestellt. Sein weitausschauender Blick hat das Werk geschaffen, hat den Völkerfrühling vorbereitet; nicht durch Tod, nicht durch Not sollte er kommen, sondern im friedlichen Kampfe war er bestrebt, das Ideal seines Herzens zu erreichen. Mit großer Befriedigung hat er in den letzten Tagen seines Lebens wohl zurückgedacht an die rastlose Arbeit der Vergangenheit, an die kommende Zeit. Die kommende Zeit war auf dem Marsche, als er unserem Rufe gefolgt, das gerade jetzt so schwere Amt für Auswärtiges zu übernehmen. Daß Dr. Viktor Adler der Mann sei, der uns einen gerechten Frieden und eine ruhige Zukunft bringen kann, wußten wir. Leider wurde er uns allzufrüh entrissen. Viktor Adler, du hast bis zu deinem letzten Atemzuge für das deutsche Volk gekämpft, gestritten und gelitten und für die ganze Menschheit! An deiner Bahre trauert ganz Deutschösterreich, das deinem Vermächtnis und deinem Willen gemäß bald angehören wird dem großen deutschen Mutterlande, von dem es nicht durch den Willen des Volkes, sondern durch die Machthaber herausgetrennt wurde. An deiner Bahre trauert das ganze deutsche Volk, welches deine Wesensart, deine warme Fürsorge und deinen mächtigen Einfluß bitter entbehrt! An deiner Bahre trauert aber auch die ganze Menschheit um einen aufrichtigen treuen Menschenfreund. Als Präsident der Deutschen Nationalversammlung und der jungen Republik Deutschösterreich nehme ich von dir Abschied und danke dir für das Gute, was du aus der Fülle deines Wissens, aus der Güte deines Herzens geschaffen hast. Die sterblichen Reste werden zerfallen, der Geist aber wird weiterleben und wird dein Werk beschirmen. Möge dein Geist über unserer Republik auch weiterhin walten, uns schützen und schirmen. Leb wohl, Viktor Adler! Ruhe in Frieden!"

Dann sprach der ungarische Staatssekretär Diner-Denes. Er sagte, er bringe die letzten Grüße des ungarischen Nationalrates und des ungarischen Volkes. Er komme als Vertreter eines freien Volkes, und, wenn es frei sei, wisse es, wem es zum größten Teile seine Freiheit zu danken habe. Adler war es, der die Flamme der Freiheit hier anzündete, der die österreichische Sozialdemokratie geschaffen, und von ihm kam das Licht zu uns. Wir waren alle deine Schüler, dir haben wir es zu danken, daß wir so weit gekommen sind, daß wir ein freies Volk sind. Nicht nur die Pflicht hat mich hieher geleitet, sondern noch viel mehr warst du mir Meister und Vorbild. Ich habe kein höheres Streben, als dir nachzustreben. Der Redner rühmte Adlers Güte und fuhr fort: „Eines verspreche ich dir: Die Welle der Revolution hat uns emporgetrieben, uns aus Geknechteten zu Teilhabern der Macht gemacht. Die Sozialdemokratie hat ihre Ziele noch nicht ganz erreicht. Sollten wir entkleidet werden der Macht, so werden wir wieder zustreben unserem Ideal; wir werden immer treu bleiben der internationalen Sozialdemokratie, das geloben wir! Lebe wohl, du guter Doktor, ich danke dir für Alles!"

Eine tief ergreifende Rede hielt nun Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung" Fritz Austerlitz. Oft von Schluchzen übermannt, sprach er den Scheidegruß der deutschen Sozialdemokratie, im Namen des Parteivorstandes, im Namen der Arbeiter und Arbeiterinnen Wiens und im Namen der „Arbeiter-Zeitung". Die Rede entwarf ein klares Bild dessen, was die Partei und das Blatt an Adler verlieren. Herr Austerlitz begann: „Nun ist die schwere Stunde gekommen, da wir Abschied nehmen von dem, was von Viktor Adler sterblich war, Abschied in diesem Raume, wo sein Wort so oft zu den Massen gesprochen und ihnen Trost, Erhebung und Aneiferung gebracht, Abschied in dieser Zeit, da eine Welt des Unrechtes, die er so glühend gehaßt, krachend zusammenstürzte, und die Morgenröte einer neuen Menschheitsentwicklung und sozialer Gerechtigkeit sich zeigt! Wie grämen wir uns, daß er diese neue Zeit, für die er kämpfte und stritt, nicht erlebte. Er war berufen, ein großer Werkmeister an dem Neubau der Welt zu sein, und wie wird er uns fehlen in der neuen Welt, wo er überall enthusiastische Teilnahme genoß. Als die Arbeiter zu den Ausgestoßenen der Gesellschaft gehörten, trat er zu ihnen, richtete sie auf, träufelte Zuversicht in ihr krankes Gemüt, lehrte sie denken, sehen, handeln! Immer blieb er der Mittelpunkt des gewaltigen Kampfes, und sein Wille, seine Begeisterung schufen uns die Waffen. Er gab uns sein Selbst, einen herrlichen Menschen, dessen Wesen Harmonie war. Er war immer voll der Verantwortung, die das Wohl und Wehe so vieler Menschen aufbürdet." Der Redner schildert, wie Adler immer die von der Arbeit zermürbten Männer, die vergrämten Frauen, die blassen Kinder stützte, wie ihnen zu helfen der Inhalt seines Lebens war. Daß er doch sehen könnte, wie wir ihn lieben, ihn verehren, wie uns unaussprechlicher Dank erfüllt. Redner sagt der Witwe heißen Dank, daß sie ihn betreut, und seinen Kindern, die schon dadurch uns teuer sind. Er sagt Adler Dank im Namen des Parteivorstandes der deutschen Sozialdemokratie, im Namen der Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Stadt, dieses Landes und darüber hinaus im Namen der Sozialdemokratie, deren Geschichte Adler miterlebt, im Namen aller Mühseligen und Beladenen. Wenn einmal der Sehnsuchtstraum der Menschheit in Erfüllung geht, dann werden die gewaltigen Vorkämpfer als die wahren Heiligen verehrt werden, und dann werden die Mütter den Kindern von den gewaltigen Taten dieser Menschen erzählen. Unter allen wird Viktor Adler an erster Stelle stehen. Tiefste Ergriffenheit hatten die Worte Austerlitz' im Saale hervorgerufen.

Nach ihm sprach für die Gewerkschaftskommission Hueber. Er rühmte, daß keiner mehr als Dr. Adler imstande war, die Denkweise, das Empfindungsleben der Arbeiter mitzufühlen, keiner mehr befähigt war, Berater und Erzieher im Kampfe um die Befreiung zu sein. Ein religiöses Band der Liebe und des Vertrauens knüpfte Arbeiter und Arbeiterinnen an seine Person. Er hat wirklich, wie es in seinem Testament heißt, ihnen Herz und Hirn und Blut und Nerven hingegeben, und dafür sei ihm Dank! Redner erinnert daran, daß Adler in der Gewerkschaft als Lehrsatz aussprach: Erst sorgfältig erwägen, ehe man wagt! Und der Satz hat sich immer bewährt. Auch Hueber dankt der Witwe und schließt, daß Adlers Geist in uns fortleben werde; in seinem Sinne, mit seinen Kampfmethoden werden sie weiterkämpfen bis zur Stunde der Befreiung.

Für die czechische Sozialdemokratie nahm Nemec Abschied von dem großen Toten. Er sagte, daß er im Namen der beiden czechischen sozialdemokratischen Fraktionen und der Union der Ziegelarbeiter spreche, Abschied nehme von Viktor Adler, der jahrelang Kämpfer, Rufer im Streite war, einer der Hervorragendsten der ganzen Welt, in der internationalen Sozialdemokratie einer der Aufopferndsten, einer der edelsten Vorkämpfer. Als die Arbeiter vor reichlich 30 Jahren in die Bewegung eingetreten sind, war es geradezu hoffnungslos: die Arbeiter ausgebeutet und von einer wahnsinnig unfähigen Regierung politisch geknechtet, verfolgt. Die Arbeiter waren verbittert und haben sich im gemeinsamen Kampfe zerfleischt. Es hat keiner zu dem anderen Vertrauen gehabt. Da kam Viktor Adler, der die Kräfte der Arbeiter zusammenfaßte. Sie mußten bald, daß dies der einzige Mann ist, der ihr Vertrauen verdient. Er war wirklich der einzige Mann, der sein ganzes Wissen, sein Können, seine Kräfte in den Dienst der Arbeiter, der Sozialdemokratie stellte. Er war ihr Bahnbrecher. Dem Siege der Demokratie wird der Sieg des Sozialismus folgen. Dann wird die demokratische Republik, die sich aus den Teilen des unfähigen österreichischen Staates gebildet hat, zur Volksrepublik werden.

Im Namen der Arbeiterschaft des 10. Bezirkes sprach Abg. Pölzer, der daran erinnerte, daß von dem Bezirke aus Adler seinen Weg gemacht. Erst ist er zu den Ziegelarbeitern gekommen und hat sie vor den Ziegelbaronen geschützt; er hat beim Tramwaystreik des Jahres 1888 geholfen und ist dafür ins Gefängnis gekommen. Er hatte größten Anteil an der Errichtung des Arbeiterheimes. Er war im Bezirke populär wie kein anderer.

Die Bestattung.

Damit schloß die Reihe der Redner. Die Posaunisten stimmten die Trauermusik aus „Romeo und Julie" an, und der Sarg wurde gehoben und über die Treppe zum Galawagen getragen. Der lange Trauerzug bewegte sich durch die Lazenburgerstraße, Keplergasse und Favoritenstraße. Zu Tausenden stand die Arbeiterschaft den ganzen Weg entlang bis ans Ende der Gudrunstraße. So weit folgten auch die Trauergäste zu Fuß dem Sarge, mit dem auch die Favoritener Arbeiter mitgingen. Am Ende der Gudrunstraße wurden die Wagen bestiegen, und der Galawagen, der von vier Rappen gezogen war und dem ein Blumenwagen vorausfuhr, bewegte sich, nur von der engsten Familie gefolgt, zum Zentralfriedhofe. Viktor Adlers Grab ist ganz in der Nähe des Obelisken auf dem Grabe der Märzgefallenen. Die Feier auf dem Zentralfriedhofe war schlicht und einfach. Die Sängergruppe Schoof sang „Ein Sohn des Volkes", und während die Familie und die nächsten Freunde Schollen in das Grab warfen, ertönten Chorale der Posaunenbläser.

Arbeiterzeitung
16./XI. 1918

Stadt-Expedition und Kleiner Anzeiger:
I. Schulerstraße 18.

Telephone:
Redaktion 880
Administration 900
Inseraten-Aufnahme 500
Stadtexpedit u. Kleiner Anzeiger 9191
Filiale II 40228
„ X 58244
„ XIV 83126
„ XVI 34146
„ XVII 17175

Telegramm-Adresse:
Arbeiter-Zeitung Wien.

Postsparkassenkonto:
Verwaltung u. Lokalabonnement 129110
Provinzabonnement 157986
Inserate 138845
Ungarn 40298

Inserate übernehmen alle renommierten in- und ausländischen Annoncenbüros.

Arbeiter-Zeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialdemokratie in Oesterreich.

Erscheint täglich um 6 Uhr morgens, Montag um 2 Uhr nachmittags.

Bezugsbedingungen:
Wien: Mit Zustellung ins Haus:
Wöchentlich . . . . K 1.—
Monatlich . . . . „ 4.20
Vierteljährig . . . „ 12.60
Provinz und Ungarn:
Monatlich . . . . K 4.60
Vierteljährig . . . „ 13.80
Deutschland: Vierteljährig K 20.—.
Für alle anderen dem Weltpostverein angehör. Länder: Vierteljährig K 25.—.
Abonnements werden angenommen in der Administration, V. Rechte Wienzeile 97, und in den Filialen:
I. Schulerstraße 18, Tel. 9191
II. Pazmanitengasse 30, Tel. 40228
X. Wielandplatz 5, Tel. 58244
XIV. Wiesingerplatz 8, Tel. 83126
XVI. Klausgasse 34, Tel. 34146
XVII. Lacknergasse 22, Tel. 17175
XXI. Angererstraße 14.
Für die an fremde Austräger oder Verschleißer bezahlten Beträge leisten wir keine Garantie.
Offene Reklamationen sind portofrei.

Nr. 313. Wien, Samstag, 16. November 1918. XXX. Jahrgang.

Abschied von Viktor Adler.

Wir haben gestern Viktor Adler begraben. Von seinem geliebten Favoriten aus, vom Arbeiterheim weg wurde unser Adler auf die große Totenstätte gebracht und dort in das Stück Friedhoferde gesenkt, das sein Fuß wohl am öftesten betreten hat. Am Rande des Platzes gegenüber dem Grabmal der Märzgefallenen hat Viktor Adler seine Ruhe gefunden. Eine Riesengemeinde hatte sich im und um das Arbeiterheim zusammengefunden. Alle Gassen, Plätze und Straßen ringsum angefüllt mit Trauergästen, mit den Genossen und Genossinnen ganz Wiens, die Favoritener, die Männer, Frauen und Kinder. Sie alle waren da, ihn zum letztenmal zu grüßen, ihm zum letztenmal zu danken. Auch Soldaten waren ausgerückt. Eine Kompagnie Volkswehr und eine zweite der Roten Garde. Als der Zug nahte, entblößten sie die Köpfe. „Kappe ab!“ leisteten sie, die Proletarier in Uniform, dem Toten ihren Salut, so wie es alle anderen taten, und tränenumflorten Blicks folgten auch sie dem Trauerwagen, unter dessen säulengetragener Decke der Sarg ruhte. Es wurde viel geweint.

Einen Vater haben wir hinausgeführt zur letzten Stätte, unser aller Vater. Wer die ernsten Antlitze der Tausende sah, wer durch tränenerfüllte Augen in den Herzen las, der wußte, wie weh diesem abgehärmten, kriegsgeplagten Volke, das die Straßenzeilen entlang stand, ums Herz war. Wie haben sie ihn alle geliebt, diese Menschen, wie tiefdurchdrungen waren sie von dem Gefühl, daß er sie liebte. In stummer Trauer danken sie ihm nun: die Mütter in den zerschlissenen Hüllen aus besseren Tagen, die blassen Kinder, die in Strohpantoffeln und Sandalen vor den Müttern standen, die eben heimgekehrten Väter, viele noch im Kleide des Soldaten, der humpelnde Kriegsinvaliden, die Arbeiter.

Viktor Adler, sie alle, alle haben dich unendlich geliebt. So geleitet nur die Liebe des Volkes ihre Söhne zu Grabe.

Vor dem Arbeiterheim Favoriten.

1 Uhr —

In unendlichen Scharen strömt das freie Volk Wiens dem Volkshause zu, in dem der Befreier am öftesten zu ihm sprach.

Die Ordner mit der roten Binde haben schwere Arbeit, eine Arbeit, die ruhig und sicher besorgt wird. Unsere Ordner — Viktor Adlers Ordner.

Lange ehe die Trauerfeierlichkeiten beginnen, sind die Straßen um das Arbeiterheim mit Menschenreihen besetzt. Ordner des Arbeiterrates und der Bezirke haben hier Aufstellung genommen, um den Verkehr zu regeln und dem Zug freie Bahn zu schaffen. Vom Arbeiterheim wehen neben der roten Fahne des Hauses Trauerfahnen. In Ruhe kommt ein Bezirkszug nach dem anderen. Bald sind die Ansammlungen so stark, daß die Straßenbahn den Verkehr durch die Laxenburgerstraße einstellen muß. Hier beginnt weit unterhalb des Arbeiterheims das Spalier. In der Landgutgasse stehen die Genossen und Genossinnen Favoritens, Eisenbahner und Straßenbahner, in der Dampfgasse oberhalb des Heims die großen Abordnungen aus Margareten, Mariahilf und Neubau. Es ist 1 Uhr vorüber, da erscheinen große Züge der Parteigenossen, die der Volkswehr angehören. Sie nehmen gegenüber dem Arbeiterheim Aufstellung. 120 Mann Volkswehr hat die Roßauerkaserne entsendet, daran schlossen sich die Zweierreihen der Abordnung von 120 Mann der Roten Garde aus der Stiftskaserne an. Alle diese nur mit Ueberschwung und ohne Gewehr. Ihren obersten Flügel bildeten 21 Mann aus der Kaserne in der Troststraße mit Gewehr.

2 Uhr. Die Reihen der Trauergäste haben die Straße zu beiden Seiten dicht eingefaßt. Die Züge der Volkswehr teilen sich, um an beiden Seiten Spalier zu bilden. Nun erscheinen große Züge von Eisenbahnern des Süd- und Ostbahnhofes, die sich an die Volkswehr anschließen. Auch die Straßenbahner haben stattliche Abordnungen entsendet. Ihre Gruppe des Bahnhofes Favoriten führen Dreierreihen, in denen auch Schaffnerinnen vertreten sind. Ein langer Zug in Viererreihen aus der Hauptwerkstätte marschiert im strammen Schritte heran. Da Aufleuchten roter Fahnen! Der Bezirk Döbling ist es, der eine gewaltige Menschenwoge bildet.

Im Saale des Arbeiterheims spricht eine starke Stimme vom toten Führer, im Saale bricht diese starke Stimme in tiefem, echtem Schmerz über den toten Genossen und Freund.

Ein verflogener Schall erreicht die menschenvollgepackte Straße. Man will ein Wort verstanden haben — sei's wie es will —, auf der Straße gibt es plötzlich Menschen, harte Arbeitsmenschen, die Tränen zu verbergen suchen.

Es schwankt ein Sarg — barhäuptig stehen die Massen. Das Brausen der Stimmen dämpft sich zur Ruhe und die Häupter entblößen sich, als um 1/4 3 Uhr der Sarg von sechs Trägern herabgebracht und in den vierspännigen Leichenwagen geschoben wird. Um 1/2 3 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Im Novembersturm zieht der Stürmer zur Stille.

In den Nebengassen.

In den sonst recht stillen Nebengassen der Laxenburgerstraße entwickelte sich schon in den ersten Nachmittagsstunden ein reges Leben. Schon bevor die Züge der Genossen aus den einzelnen Bezirken auf den bestimmten Plätzen eintrafen, hatten sich Gruppen von Arbeitern, Männern und Frauen, eingefunden, um dem Manne, um den alle aus tiefstem Herzen trauern, auf seiner letzten Fahrt das Geleite zu geben. Einige Minuten vor 2 Uhr begann dann der korporative Anmarsch der Genossen auf den Sammelplätzen. Auf dem Keplerplatz nahmen in besonders großer Anzahl die Genossen aus der Innern Stadt und der Leopoldstadt Aufstellung, dann folgten vom Kolumbusplatz aus durch die Kolumbusgasse bis zum Keplerplatz die Genossen von der Wieden und Landstraße. Auf dem Kolumbusplatz nahmen die Genossen und Genossinnen vom Alsergrund, Währing und Döbling Aufstellung, in der Dampfgasse sammelte sich die organisierte Arbeiterschaft aus den Bezirken Margareten, Mariahilf, Neubau, Josefstadt, Meidling, Hietzing, Rudolfsheim und Fünfhaus. In großer Zahl fanden sich dann die Genossen und Genossinnen von Ottakring und Hernals in der Siccardsburggasse zum Abmarsch ein, während die Proletarier der Brigittenau und von Floridsdorf in der Hafengasse Aufstellung genommen hatten. In allen der ankommenden Züge sah man rote Fahnen und die Standarten der einzelnen Vereine, die mit schwarzem Trauerflor umhüllt waren.

Die Trauerfeier im Saale.

Schwarz — das Schwarz, das alle Farben des Lebendigen aufgeschluckt hat —, Nacht des unerlösbaren Todesbannes, des ewigen Schweigens, der untröstlichen Trauer. Und mitten darin feierlich aufragende Kerzen im Viereck, Verkündung des beharrenden Geistigen, und das Rot des blühenden, lenzhaften Lebens, ausgebreitet in Blumen und leuchtenden Bändern.

Schwarz ausgeschlagene Wände, verhängte Galerien. Schwarz der Katafalk mit dem Sarge, worin sie den teuersten Mann, diesen Treuesten der Treuen, in die Erde senken werden.

Saal und Galerien füllen sich. Vom ordnenden Sinn Bretschneiders geteilt, dem nie schwererer Dienst oblag, fließt der Zug der Eintretenden den beiden Längsseiten zu. Zur Rechten die Vertreter der offiziellen Körperschaften, die fremden Delegierten, Parteivertretung, Gewerkschaftskommission, Fraktion. Gegenüber Vertreter anderer Parteiorganisationen. Hier und dort fast lauter bekannte Gesichter. Man nickt einander trübe zu, drückt einander die Hand. Ein Leidtragender dem anderen.

Ein letzter Blick dem Toten. Durch die Glasdecke des Sarkophags sieht man ihn, die Züge seltsam verjüngt. So war er einst, vor vielen Jahren — nein doch, so war er nicht! Dieser wächsernen Maske fehlt das Leben, das Leben! Dieser Lebendigste ohne Leben? Dieser Seelenvollste entseelt? Und der Blick kehrt sich nach innen, wo jeder von uns ein treueres Bild des Doktors bewahrt, das Tod und Zeit nicht erstarren lassen.

Emma Adler, von Fritz geleitet, fügt sich der Versammlung ein, gefolgt vom jüngeren Sohne mit seiner Frau.

Und nun heben die Posaunen an: „Siegfrieds Tod“ — die Klage um den Helden, der das Schwert schmiedete, womit er den Drachen tötete, den Hüter des fluchbringenden Goldes. Die Akkorde Richard Wagners, den Adler so geliebt hat, öffnen das Tor zu heiligen Seelengefilden.

Die Sänger setzen ein mit dem Schottischen Bardenchor Silchers. Nie haben die unter Schoofs Leitung stehenden Gesangvereine ihre Gesangskunst inniger geübt. Die Harmonie geeinigter Stimmen, sinnbildlich den toten Einiger der leidenden Menschen umrankend, weckt Ergriffenheit.

Die Redner dann. Der Präsident des Nationalrates unserer jungen Republik Dinghofer sendet ihrem ersten Außenminister gefühlvolle Worte nach. Bewunderung, Ehrfurcht, Sympathie — Adler hat sie auch jenen abgewonnen, denen er so oft als Gegner entgegentreten mußte und denen er doch, in der Schicksalsstunde des ganzen Volkes, der wegkundige, ermutigende Führer wurde.

Den Nachruf Austerlitzens durchbebt das ganze Leid, das uns alle erfüllt. Die immer hervorbrechende Rührung eisern bezwingend, zeigt hier der Genosse, Schüler, Freund in knappen, inhaltvollsten Sätzen, wie sich in diesem außerordentlichen Falle das Werden und Wirken einer großen, edlen Persönlichkeit mit dem Schicksal einer ganzen Klasse und der ganzen fortschreitenden Menschheit verknüpfte. Die Trauer reißt die Seelen auf, wenig Augen können die Tränen zurückhalten, Schluchzen wird laut. Und mitten im brennenden Schmerze erfaßt uns der Gedanke an das kostbare Glück, das uns zuteil geworden ist, die wir im Kreise Adlers tätig sein, seine formende Hand an uns fühlen, den Hauch seines Geistes verspüren durften.

In Huebers kraftvollem Spruche, in Pölzers schlichten Worten bekommt dieses Gefühl bezwingenden Ausdruck. Der sozialistische Gewerkschafter Oesterreichs, der klassenbewußte Proletarier Favoritens, der Zitadelle der Partei, klagen um den Bahnbrecher ihres Aufstieges und geloben ihm unverbrüchliche Nachfolge.

Der sozialdemokratische Gesandte der ungarischen Republik und der Sprecher der tschecho-slovakischen Sozialdemokratie bezeugen mit ihren Dankreden an den Toten, wie fruchtbar das Wirken dieser Persönlichkeit über die Grenzen der Nation hinaus, im ganzen Reiche der sozialistischen Internationale geworden ist.

Am Sarge sprach zuerst

Präsident Dinghofer:

Mit unermüdlicher Ausdauer und Tatkraft hat Viktor Adler sein ganzes Leben in den Dienst des Volkes gestellt. Sein weit ausschauender Blick hat das Werk geschaffen, hat den Völkerfrühling vorbereitet. Nicht durch Tod, nicht durch Not sollte der Weg gehen, sondern durch friedlichen Kampf war er bestrebt, das Ziel seiner Auffassung, die Ideale seines Herzens zu erreichen. Mit großer Befriedigung wird er in den letzten Tagen seines Lebens zurückgedacht haben an die rastlose Arbeit, die er geleistet, wie voraus an die kommende Zeit. Die war auf gutem Marsche. Gern und willig ist er unserem Rufe gefolgt, das gerade jetzt so schwere und verantwortungsvolle Amt der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen. Wir wußten, daß Viktor Adler der Mann sei, der uns einen gerechten Frieden, eine ruhige Zukunft bringen kann. Leider wurde er uns allzu früh entrissen.

Viktor Adler! Du hast bis zu Deinem letzten Atemzug für das deutsche Volk gekämpft, gelitten, gelitten für das deutsche Volk und für die gesamte Menschheit. An Deiner Bahre trauert ganz Deutschösterreich, das Deinem Vermächtnis und Deinem Willen gemäß in Zukunft wieder angehören soll dem großen deutschen Mutterland, von dem es nicht durch den Willen des Volkes, sondern durch die Machthaber abgerückt ist. An Deiner Bahre trauert das ganze deutsche Volk, das Deinen weisen Rat, Deine warme Fürsorge, Dein warmfühlendes Herz, Deine kluge Mäßigung und nicht zuletzt Deinen mächtigen Einfluß schmerzlich und bitter entbehrt. An Deiner Bahre trauert aber auch die ganze Menschheit um den edlen, wahren, aufrichtigen Menschen. Ich als Präsident der deutschen Nationalversammlung und der Republik Deutschösterreich nehme jetzt von Dir Abschied. Ich danke Dir für all das Gute, das Du aus der Fülle Deines Wissens und durch die Güte Deines Herzens geschaffen hast. Deine sterblichen Reste werden zerfallen, der Geist wird aber weiterleben, der Geist wird das Werk beschützen und beschirmen, für das Du gekämpft hast. Möge Dein Geist über unserer jungen Republik Deutschösterreich auch weiter walten, sie schützen und schirmen! Leb' wohl, Viktor Adler! Ruhe in Frieden!

Staatssekretär Diner-Dénes:

Viktor Adler! Ich komme, Dir den letzten Gruß zu überbringen vom ungarischen Nationalrat und von der ungarischen Volksregierung. Als Vertreter eines freien Volkes bin ich jetzt hieher gekommen. Doch wenn wir frei sind, so wissen wir, daß wir es zum großen Teil Dir zu danken haben. Du warst es, der in den einstigen österreichischen Ländern die Flamme der Freiheit entzündet, denn Du warst es, der hier die Sozialdemokratie geschaffen hat. Von hier aus kam das Licht zu uns. Wir alle, die wir drüben gekämpft und gelitten, wir waren Deine Schüler. Dir haben wir es zu danken, daß wir so weit gekommen sind, Dir zu danken, daß wir nun auch ein freies Volk sind. Aber nicht nur die Pflicht hat mich hiehergeführt, sondern auch das tiefinnerste eigene Empfinden. Warst Du mir doch auch Meister und Vorbild. All die vielen Jahre her hatte ich kein höheres Streben, als Dir nachzukommen. Dein knorriges Wesen und Deine unverbrüchliche Treue zur Sozialdemokratie, die hat auch uns alle fest und treu gemacht. Und Deine milde Weisheit, wie strahlte die über uns! O Du grundgütiger Doktor, wie hast Du uns gelehrt, in allem Kampfe doch immer menschlich zu bleiben, und wie viel Streit hast Du zwischen uns geschlichtet, wenn die Leidenschaft der Ueberzeugung uns gegeneinander aufbrachte. Diesem Geiste treu zu bleiben will ich an dieser Stelle Dir versprechen. Die Welle der Revolution hat uns wundersam rasch emporgebracht, uns, die wir bisher die Bedrückten und Verfolgten waren, zu Teilhabern der Macht geschaffen. Aber dieserhalb bleiben wir, was wir waren: treue Sozialdemokraten. Noch ist ja unser Ziel nicht erreicht, noch

Pester Lloyd
20./XI. 1918

Vom Sarajevoer Konak in den Zagreber Garnisonsarrest.

Der Passionsweg des Generaloberſten Baron Sarkotics.

— Von unſerem früheren Sarajevoer Korreſpondenten. —

Budapeſt, 19. November.

Am 1. November 1918 übernahm der Nationalrat für Bosnien und die Herzegowina vom Generaloberſten Freiherrn v. Sarkotics die Landesregierung. Am 2. November hatte Baron Sarkotics, dem man trotz ſeiner Abſtammung nationalfeindliche Stimmung unterſchieben wollte, ſich dagegen in einer offiziellen Erklärung verteidigt, aus der hervorging, daß er ſchon vor drei Jahren Kompenſationen für die Treue und Tapferkeit der Kroaten forderte, und zwar wenigſtens eine interimiſtiſche Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Kroatien, damit die Kroaten ſehen, daß dieſe beiden Länder ihnen einmal zukommen müſſen. Später, als ſich die ſüdſlawiſche Frage verſchärfte, habe er die Vereinigung von Bosnien-Herzegowina und Dalmatien mit Kroatien und Slawonien verlangt. Im Kronrate vom 30. Mai 1918, welcher ſich mit der ſüdſlawiſchen Frage beſchäftigte, ſtellte der Banus v. Mihalovich die kroatiſche Löſung als das Minimum dar. Sarkotics unterſtützte dies wärmſtens. Im ſelben Kronrat betonte Baron Sarkotics, daß mit der kroatiſchen Löſung die ſüdſlawiſche Frage durchaus nicht gelöſt ſei und plädierte als erſter für die Vereinigung von ſämtlichen ſüdſlawiſchen Ländern im Rahmen der Monarchie, ſonſt komme man auf dem Balkan nicht zur Ruhe. Miniſter des Aeußern Burián war dagegen und ſagte: Serbien dürfe abſolut kein Friedenshindernis ſein. Sarkotics replizierte: Aber auch nicht Urſache zukünftiger Kriege. Gegen den ungariſchen Standpunkt, vorläufig nur Dalmatien an Kroatien anzugliedern, ſei er in der Minorität geblieben. Dies ſei der ungariſche Standpunkt im Mai 1918, als die Zentralmächte ſehr gut ſtanden, geweſen. In Bosnien-Herzegowina war die Stimmung damals derart, daß die Kroaten teils Anſchluß an die Jugoſlawia, teils an Großkroatien, die Muſelmanen — angeblich das Gros — an Ungarn, je ein kleiner Teil an Jugoſlawien und Großkroatien forderten. Die Serben hielten ſich völlig reſerviert. Im Falle des Sieges der Zentralmächte hielt man ihren Anſchluß ebenſo möglich an Ungarn wie an Kroatien, in jenem der Entente ſelbſtverſtändlich nur an die Jugoſlawia. Die eigentliche Urſache der Einberufung des Kronrates vom 30. Mai 1918 ſei die ſüdſlawiſche Märzdeklaration geweſen, die ſich außerhalb des Rahmens der Monarchie ſtellte. Es wurde beſchloſſen, dieſer antimonarchiſchen Bewegung entgegenzutreten. Die Ausführungen des Landeschefs legten dar, wie er ſtets im ſchwerſten Kampfe zwiſchen ſeinem nationalen Bewußtſein und den übernommenen Pflichten und Weiſungen geſtanden habe.

Am 1. November verließ der Settionschef für Juſtiz Ritter v. Chmielewsky, gegen den ſich der Haß der Bevölkerung richtete, fluchtartig die Stadt.

Am 6. November wollte ſich Baron Sarkotics mit ſeinem Stabe von 50 Offizieren und in Begleitung von 600 bewaffneten Soldaten — zum Schutze gegen Ueberfälle von ſeiten des Grünen Kaders — nach Wien begeben. Vom Nationalrate war ein Extrazug beigeſtellt worden, und nach mannigfachen Zwiſchenfällen, weil die noch nicht oder mangelhaft informierten Zwiſchenſtationen die Waffen abverlangten, gelangte man nach Brod, wo erklärt wurde, daß man für die Sicherheit der weiteren Strecke garantieren könne, und die Waffen abnahm. Sodann wurde dem Landeschef erklärt, daß er über Weiſung des Zagreber Nationalrates verhaftet und nach Zagreb zu bringen ſei. Als der Zug dort ankam, wurde auch der ganze Stab feſtgenommen und deſſen Gepäck beſchlagnahmt.

Ueber die Ankunft des Generaloberſten v. Sarkotics in Zagreb und ſeine Ueberführung in den Garniſonsarreſt veröffentlicht das Agramer Tageblatt folgenden anſchaulichen Bericht:

Knapp vor drei Uhr morgens rollte im Staatsbahnhofe der Zug ein, der diesmal Herrn Sarkotics, Freiherrn von Lovcen und Generaloberſt der Armee des einſtigen Oeſterreich-Ungarn, brachte. Kein Salonwagen iſt zu bemerken. Viele glaubten ſich ſchon um das Schauſpiel gebracht, deſſentwegen ſie die Nacht geopfert. Der Zug hielt an. Die Offizierspatrouille beginnt ihn zu durchſuchen. Endlich! In einem Waggon erſter Klaſſe ſitzt der Geſuchte. Seine übermäßige Erregung verrät's. Er hatte ſchon die vorhergehende Nacht nicht geſchlafen und ſeinen Gefährten den Schlaf geraubt, indem er ihnen ununterbrochen wiederholte, daß er ſtets nur das Beſte des Volkes wollte, niemand was zuleide tat. Die „Hochverräter" habe er ſelbſtredend unbarmherzig verfolgt. Der Kommandant der Patrouille meldet Baron Sarkotics, daß er Auftrag habe, ihn vorzuführen. Sarkotics wankt. Er muß ſich ſtützen, um nicht umzuſinken. Dann ſchreitet er der Treppe des Waggons zu, gebrochen, bleich, mit geſchwollenen Augen.

Da bricht ſpontan mit eruptiver Gewalt die furchtbare Erbitterung hervor, die die ſyſtematiſch das Volk zugrunderichtende öſterreichiſche Herrſchaft in Bosnien und Dalmatien hervorgerufen hat. „Pfui! Verräter!" ſchreien Hunderte Menſchen durcheinander. Selbſt einige Offiziere werden von der Erregung übermannt. Ein Mann mit geballter Fauſt ſtürzt vor und will ſich auf Sarkotics werfen. Andere Fäuſte ſchnellen hoch. Da wirft ſich Staatsſekretär Dr. Winterhalter vor den Exgeneral. „Im Namen des Nationalrates verbiete ich, ihn zu berühren!" überſchreit er die Menge. Die gehobene Fauſt ſinkt nieder. Die Serben bilden Spalier bis zur Hofwartehalle. In dieſer erwarten ihn Dr. Winterhalter, Kommiſſär Wilder, Direktor Ancel und die Chefs des Militärs. „Im Namen des Nationalrates erkläre ich Sie für verhaftet," begrüßt Dr. Winterhalter den Ankömmling. Wieder ſtützt ſich Sarkotics auf eine Stuhllehne, um nicht umzuſinken. „Haben Sie Schriften mit?" „Nein, nur einen Brief Dr. Sunarics', in dem mir das Leben garantiert wird." Er weiſt den Brief vor.

Inzwiſchen langen auch die in den Waggons aufgeſtöberten Stabsoffiziere an. Dann verläßt die ganze Geſellſchaft das Bahnhofgebäude, wobei ſie wieder ein Spalier königlich ſerbiſcher Soldaten paſſiert. Sarkotics wird ins Automobil gehoben. Da bricht die Menge wieder in Schmähruſe aus. Ein ſerbiſcher Soldat wird gewahr, daß die Kappe Sarkotics' mit ſerbiſchen und kroatiſchen Kokarden geſchmückt iſt. Er ruft: „Der iſt nicht würdig, dieſe heiligen Farben zu tragen" und will ſich auf ihn ſtürzen, um die Bänder herabzureißen. Ein Zivilиſt will mit der Fauſt auf Sarkotics ſtürzen. Dr. Winterhalter gebietet im Namen des Nationalrates Ruhe. Es wird ſtill. Er beſteigt das Auto und ſetzt ſich neben Sarkotics. Zwei Offiziere mit Gewehren und aufgepflanztem Bajonett poſtieren ſich im Auto, das nun von Pfui- und anderen Schmährufen begleitet dem Palacehotel zueilt.

Sarkotics verbrachte die Nacht mit dem Wachoffizier, die Offiziere ſeines Stabes erhielten einige andere Zimmer. Im Zimmer angekommen, begann er ſich zu entkleiden, doch nachdem er die Weſte abgelegt hatte, zog er plötzlich wieder die Bluſe an und bat, hinausgehen zu dürfen. Der Wachoffizier folgte ihm auf dem Fuße. Als er aus dem Kabinett Stöhnen vernahm, riß er die Tür auf und fand Sarkotics mit gehobener Fauſt vor, in der ſich ein Revolver befand. Er wandte ihm die Waffe aus der Hand und geleitete ihn ins Zimmer zurück. Hier verſuchte ſich Sarkotics erſt mit einer im Rockärmel verborgen geweſenen kleinen Piſtole, dann mit Zyankali, das er unbemerkt in ein Glas Waſſer ſchütten wollte, zu entleiben. Der Oberleutnant verhinderte ihn wachen Auges beide Male daran. Sarkotics legte ſich nun nieder, doch verbrachte er die Nacht ſchlaflos.

Nachmittags erfolgte die Ueberführung in den Garniſonsarreſt. Die Tore des Garniſonsgerichtes ſchloſſen ſich hinter dem Manne, der einſt ſo viele in den Kerker brachte und ihre Peinigung duldete.

Der Abend
23./V. 1918

Die „Löhnung" Sr. k. u. k. apostolischen Majestät.

Eineinhalb Millionen jährlich als Armeeoberkommandant.

Wir müssen es uns angelegen sein lassen, die ganze Ungeheuerlichkeit der viereinhalbjährigen Schandwirtschaft, die hinter uns liegt, aufzudecken. Es sind Kräfte am Werke, die alten Gewalten wieder einzusetzen und wie könnten wir ihnen besser begegnen als indem wir Tag für Tag in einem greifbaren Beispiel der Bevölkerung zeigen, nicht nur wohin die alten Machthaber uns durch den Krieg geführt, sondern auch wozu sie diesen Krieg missbraucht haben, der mit des Volkes Blut und mit des Volkes Gut geführt wurde? Das Staatsamt für Heereswesen hat in einem Aufruf die Volkswehrmänner ermahnt, jederzeit daran zu denken, wohin die Herrschaft der Kaiser, Generale und Finanzbarone das Volk geführt hat. Diese Zusammenstellung ist gut. Die Finanzbarone haben das Elend des Volkes benützt, um gigantische Profite zu machen und die Kaiser und Generale waren ihre Büttel, die sich wahrhaft königlich bezahlen ließen. Wir mußten diesen Krieg für das Finanzkapital und für das Haus Habsburg führen, aber nicht genug damit, wir mußten beide auch gut bezahlen. Der jetzige Karl von Habsburg und gewesene Kaiser von Österreich und König von Ungarn hat sich für das Oberkommando über seine glorreiche Armee nicht weniger als 1.500.000 K (sage und schreibe eine Million fünfmalhunderttausend Kronen) jährlich bezahlen lassen.

Einer der geheimsten Akten des Kriegsministeriums gibt darüber Auskunft. Er stammt aus der Abteilung 15 B und trägt die Nummer 3350 vom Jahre 1918. Gegenstand ist die „Gebühr für den Armeeoberkommandanten", d. h. für den Kaiser von Österreich und König von Ungarn.

Die Erledigung des Aktes hat folgenden Wortlaut:

„Das Zahlamt des K.-M. hat an das k. u. k. Hofzahlamt die Gebühr Sr. k. u. k. A. M. u. allerhöchst dessen Eigenschaft als Armeeoberkommandant im Betrage von jährlich 1,500.000 Kronen zu Lasten des Mob.-Kredites, und zwar rückwirkend von Allerhöchst dessen Regierungsantrittes auf die Dauer des Krieges zu überweisen. Für die Zeit vom Dezember 1916 bis einschließlich Mai 1918 ist diese Gebühr mit 2,250.000 Kronen sofort und für die folgenden Monate am 1. jeden Monats mit 125.000 Kronen zu überweisen."

Der Akt ist Ende Mai 1918 vom Kriegsministerium erledigt und schon am 1. Juli vom Präsidenten des Gemeinsamen obersten Rechnungshofes Herrn Ernst von Plener, bekanntlich einer Blüte des Österreichertums, eingesehen worden. Das Schriftstück mußte vorher von nicht weniger als fünf Stellen genehmigt werden, und zwar vom Zahlamt des Kriegsministeriums, dem Obersthofmeisteramt, dem österreichischen Ministerpräsidenten, dem ungarischen Ministerpräsidenten und dem Chef des Generalstabes. Jede einzelne erhielt ihn mit dem strengen Vermerk: „Geheim."

Dieser Vermerk muß besonders hervorgehoben werden. Bestände die Gebühr von eineinhalb Millionen Kronen jährlich zu Recht, so ist nicht einzusehen warum jeder der fünf Personen und Ämter strengste Geheimhaltung aufgetragen wurde. Unseres Wissens besteht keine gesetzliche Bestimmung, die dem kais. und kön. Armeeoberkommandanten eine Gebühr von eineinhalb Millionen Kronen jährlich zuspricht, so daß ein reiner Willkürakt vorläge. Bestände aber irgend eine geheime Verfügung des Kriegsministeriums oder des Generalstabes, dann hätte der gewesene Kaiser so viel Anstandsgefühl haben müssen, um diese „Gage" zurückzuweisen. Er hätte daran denken sollen, daß die Löhnung eines Infanteristen im Felde 36 Heller täglich, das sind K 131·40 jährlich beträgt und daß dieser Infanterist, hungernd und in einem schmutzigen Erdloch liegend, seine — des Kaisers von Österreich — Interessen verteidigte. Er hätte auch daran denken können, daß die Monarchie ihm ohnedies für die Bedürfnisse seiner Hofhaltung eine Zivilliste von jährlich rund zwanzig Millionen Kronen zahlt.

Merkwürdig ist das Verhalten der zwei im Mai 1918 im Amte befindlichen Ministerpräsidenten der Monarchie. Beide wurden vom Kriegsministerium gefragt, wie sie sich zu der Eineinhalb-Millionen-Gebühr stellen. Dr. Ritter v. Seidler antwortete mit folgendem Briefe an den Kriegsminister:

Hochwohlgeborener Freiherr! Mit Beziehung auf das geschätzte Schreiben Eurer Exzellenz vom 16. Mai l. J. beehre ich mich nach gepflogenem Einvernehmen mit dem Herrn Finanzminister und unter der Voraussetzung eines gleichartigen Vorgehens der kgl. ung. Regierung namens der k. k. Regierung die Zustimmung zu erteilen, daß Seiner k. u. k. Apost. Majestät, und zwar rückwirkend von Allerhöchstdessen Regierungsantritt, ein Jahresbetrag von 1,500.000 Kronen als Gebühr eines Armeeoberkommandanten zu Lasten des Mob.-Kredites auf die Dauer des Krieges flüssig gemacht werde. Genehmigen usw. Seidler m. p. 24. Mai 1918.

Herr Dr. v. Wekerle antwortete mit folgendem Schreiben:

Budapest, 18. Mai 1918.

Euer Exzellenz! Mit Bezug auf das geschätzte Schreiben vom 16. Mai d. J. beehre ich mich Euerer Exzellenz mitzuteilen, daß ich im Hinblick auf die seitens Eurer Exzellenz angeführten Gründe mit Bereitwilligkeit meine Zustimmung dazu erteile, daß Seiner kais. und kgl. Apost. Majestät ein Jahresbetrag von 1,500.000 Kronen als Gebühr eines Armeeoberkommandanten zu Lasten des Mob.-Kredits, und zwar rückwirkend von Allerhöchstdessen Regierungsantritt an, auf die Dauer des Krieges flüssig gemacht werde. Genehmigen usw. Wekerle m. p.

Aus diesen beiden Briefen scheint hervorzugehen, daß die Bestimmung der Gebühr von eineinhalb Millionen Kronen jährlich tatsächlich ein Willkürakt war, daß irgendwo beim Obersthofmeisteramt, Kriegsministerium oder im Generalstab die „Anregung" dazu gegeben und ihr erst nach der mit lakaienhafter Bereitwilligkeit erteilten Zustimmung der beiden Ministerpräsidenten Folge gegeben wurde. Zweifellos verdient die Angelegenheit eine genaue Untersuchung.

Eine Untersuchung bedarf noch der letzte Akt, der in dieser Angelegenheit das Kriegsministerium verließ. Am 16. d. haben der ehemalige Kriegsminister Stöger-Steiner und der Sektionschef Feldzeugmeister Rohm mit Erlaß des Kriegsministeriums als Liquidierungsbehörde Abt. 15 B, Nr. 8169 1918 verfügt:

„Der mit Erlaß vom 28. Mai laufenden Jahres Abt. 15 B Nr. 3350 an das Zahlamt des K.-M. ergangene Auftrag zur Überweisung der Gebühr Sr. k. u. k. Apost. Majestät in dessen Eigenschaft als Armeeoberkommandant im Betrage von jährlich 1,500.000 K (in Buchstaben) Kronen zu Lasten des Mobilitätskredites wird mit Ende November l. J. außer Kraft gesetzt und ist die Überweisung mit diesem Zeitpunkte einzustellen."

Unseres Wissens hat der gewesene Kaiser Karl das Armeeoberkommando am 2. November 1918 an den Feldmarschall Kövess abgegeben. Weshalb also der gewesene Kaiser die ohnedies, wie es scheint, sehr zu unrecht bestandene Gage von 125.000 Kronen monatlich noch für den ganzen Monat November beziehen soll, ist einfach unerfindlich. Wir können nicht annehmen, daß das Staatsamt für Heereswesen den Herren Stöger-Steiner und Rohm die Bewilligung für diese Ausgabe erteilt hat.

werden schon jetzt in Programmen niedergelegt. Der Staat muß erneuert werden durch Gesetze, welche die Freiheit fortbilden, die Unabhängigkeit des Gewissens sichern, die Steuerpolitik mit sozialem Ernste durchdringen, dem Arbeiter die Sorge um die Auskömmlichkeit im Alter nehmen, ihn gegen die persönlichen Gefahren der Erwerbslosigkeit schützen, seinen Lebensstand erhöhen, den Kreis der staatlichen Wirksamkeit erweitern und dem Volkswillen auch in den Ländern und Gemeinden einen breiteren Raum verschaffen. Das ist die Gesinnung im Bürgertum. Revolutionen sind Erzieher, unter deren Leitung die Menschen rasch lernen. Für den Ausgang der Wahlen werden die vielen hunderttausend Wähler, die zum erstenmal als Gleichberechtigte in das öffentliche Leben kommen, von Bedeutung sein. Das sind die Frauen. Wir möchten den sehen, der heute die Frage mit Sicherheit beantworten könnte, ob sie einen mäßigenden oder einen verschärfenden, radikalisierenden Einfluß auf die Politik haben werden. Ueber die Heranziehung der Frau zur Teilnahme an den Wahlen ist nichts zu sagen, was noch

sie zusammenfuhren mit den Fortschrittlern, den Demokraten und Sozialdemokraten. Aber die Frauen außerhalb dieser Kreise, die vielen Tausend, die gleichsam politische Grenzwerte sind und bei denen der gesellschaftliche und wirtschaftliche Lebensstand sich nicht so scharf heraushebt, werden von den Parteien am meisten umworben sein, weil ihre politische Gesinnung am schwersten vor der Wahl zu erkennen ist. Diese Frauen könnten in manchen Wahlbezirken entscheidend sein und der Partei den Sieg verschaffen, für die sie eintreten. Die Frau ist eine politische Macht geworden. Die Geschichte der Revolutionen erzählt Beispiele von rücksichtsloser Heftigkeit einzelner Frauen. Die Natur weist sie jedoch an, in jeder Partei, zu der sie gehören mag, die konservativen Einflüsse zu stärken. Denn sie ist Haushälterin und hat den Familiensinn, der immer zur Ordnung neigt und einen Mittelpunkt haben möchte, wo er sich betätigt. Es hat jedoch bei den politischen Umwälzungen stets Ausnahmen gegeben, worüber die zeitgenössischen Denkwürdigkeiten berichten. Die Frau ist menschlich wie der Mann. Auch in der Politik dürfte sie dessen Vorzüge und dessen Fehler haben.

Feuilleton.

Meister Tyrolt.

(Zum siebzigsten Geburtstag.)

Die Theaterwelt, die sich um sich selber dreht, aber auch das kunstfreundliche Wiener Publikum, das seine Lieblinge in den bewegtesten Zeiten nicht ganz aus den Augen verliert, wird es sich nicht nehmen lassen, den Tag rot anzustreichen, an dem Rudolf Tyrolt, der seit dem Tode Girardis bedeutendste österreichische Volksschauspieler, seinen siebzigsten Geburtstag feiert. Feiert — so sagt man ja wohl, auch wenn, wie in unserem Falle, der zunächst betroffene Jubilar nicht mittut und sich nur abgewandten Gesichtes feiern läßt. Tyrolt ist in Gutenstein geblieben, seiner ländlichen Zuflucht von jeher, und wer etwas Phantasie hat, mag sich ihn dort vorstellen, wie er an seinem Ehrentage die Huldigungen der Ortsbewohner entgegennimmt, wie er in der wohlgeheizten Stube seines inmitten einer bereisten Landschaft gelegenen Hauses, von einem Hofstaat von Dackelhunden umringt, die Besuche der Honoratioren empfängt und mit schallender Stimme ihre Glückwünsche erwidert. Wessen Einbildungskraft zur Herstellung eines derartigen Genrebildes nicht ausreicht, dem ist Tyrolt selbst durch Zusendung seiner, wie er irrtümlich versichert: letzten Photographie schon vor ein paar Tagen zu Hilfe gekommen. Sie zeigt uns, vom Mürzzuschlager Photographen verewigt, einen breitschulterigen älteren Herrn, den, auch wenn der borstige Schnurrbart nicht wäre, in seinem bequemen Jagdrock und den wanderlustig aussehenden Wadenstutzen niemand für einen Schauspieler halten würde. Ein Physiognomiker, dem man das Bild mit verdeckter Unterschrift zeigte, würde auf einen ländlichen Gutsbesitzer raten, oder auf einen Notar aus der Provinz, dem man seltener in seiner Kanzlei als auf der Jagd begegnet.

Nun, in gewisser Beziehung ist Rudolf Tyrolt beides: ein ländlicher Gutsbesitzer, denn er verbringt seit einem Menschenalter den größeren Teil des Jahres auf seinem Landsitz in Gutenstein, seinem Stratford on Avon, und ein Notar, denn er hat, ein „studierter" Schauspieler, in seiner Jugend sich der Jurisprudenz beflissen. Es mag dies ein Wunsch seines Vaters gewesen sein, der, als k. k. österreichischer Oberfinanzrat zu Rottenmann in Steiermark ansässig, über die Vokation seines Buben, der zum Theater

Ein denkender Schauspieler — freilich einer, dessen Gedanken jederzeit die eindringlichste Gestalt annehmen — ist Tyrolt auch ein schreibender. Als solcher gehört er zu der Rasse der Genast und Costenoble, die mit der Feder in der Hand die von ihnen miterlebte Entwicklung der Schauspielkunst begleiten. Auch als Schriftsteller ist Tyrolt in erster Linie Porträtist, mitunter Selbstporträtist, dessen Urteile über die anderen ihn selbst charakterisieren. Wir lernen Tyrolt in seinen Schriften als einen aufrechten, selbstbewußten Mann kennen, der Dankbarkeit zu bewahren, aber auch Feindschaft zu vergelten weiß. In politischer Beziehung ist er Demokrat, und nicht erst seit dem 12. November; in ästhetischer läßt er die Schönheit nur gelten, insofern sie wahrhaft ist, in sittlicher die Wahrheit selbst auf Kosten der Schönheit. Als Künstler schließlich ist ihm eine hohe Gewissenhaftigkeit eigen, und in dieser Beziehung wie auch in bezug auf den priesterlichen Ernst, mit dem er an die unscheinbarste Aufgabe herantritt, sich vor jedem Auftreten sammelt und das Wort heilig hält, ist dieser große Realist ein ebenso großer Idealist, den das Vorhandene keineswegs immer befriedigt. Liest man seine vernichtenden Urteile über die modernen großstädtischen Theaterbetriebe, so begreift man auch, daß er sich von Zeit zu Zeit einen Bart wachsen läßt und in seinem schönen Gutenstein spazieren geht. Dennoch möchte man die Hoffnung nicht aufgeben, daß er sich den Bart wieder abnehmen lassen und an das Theater zurückkehren wird, das er vor drei Jahren durch sein mächtiges Talent siegreich über die Kriegsnot hinausgeführt hat. An Rollen, auch an solchen, die er noch nicht gespielt hat, wäre kein Mangel. Um nur zwei zu nennen: der Rappelkopf in Raimunds „Alpenkönig" und der alte Grutz in Schönherrs „Erde", sind zwei Aufgaben, die auf den siebzigjährigen Tyrolt warten. Er sollte sie nicht zu lange warten lassen und jetzt, wo nach seiner Geburtstagsfeier auch sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum unmittelbar bevorsteht, diese beiden Festlichkeiten zum Vorwand nehmen, um sich noch einmal in die Arbeit zu stürzen. Er wird sich selbst damit die schönste Jubelfeier bereiten und auch eine Pflicht gegen die Allgemeinheit erfüllen. Ein Meister, wie Rudolf Tyrolt einer ist, ist die Ausübung seiner Meisterschaft der Mitwelt schuldig.

Raoul Auernheimer

23. IV. 1918

werde. Die Liste der im Abgeordnetenhause gestellten Anträge beweist, daß die Herren auf den czechischen Bänken kräftig mitarbeiteten, um das aus den Taschen des deutschen Volkes durch die Zeichnungen auf die Kriegsanleihe und aus der Notendruckerei der Bank geholte Sündengeld zu verwirtschaften. Wir finden czechische Anträge über Teuerungszulagen für die verschiedensten Berufsstände. Der jetzige Minister Stanek hatte kostspielige Wünsche für die Land-

Kriegsanleihen nun nicht belasten wolle, könnte er seine blauen Wunder in den Depeschen aus Zürich über die Kaufkraft der Kronen lesen. Nur die Unerfahrenheit kann mit dem öffentlichen Kredit eines neuen Staates, der kein Absatzgebiet für seine Wertpapiere hat, so herumzündeln. Doktor Kramarz sollte mehr verstehen. Er hat in seiner Jugend ein Buch über das Agio geschrieben. Die czechische Republik ist reich und wird zahlen.

Feuilleton.

Theodor Billroth.

Ein Gedenkblatt.

Fast fünfundzwanzig Jahre ist es her, seit Theodor Billroth gestorben ist, und mancher lebt noch unter uns, der ihn gekannt, der ihn bewundert hat; die jüngsten seiner persönlichen Schüler kommen schon allgemach in das Alter der eigenen Jubiläen; mir aber, einem der ältesten von ihnen, steigt die Erinnerung empor an die Zeit der eigenen Jugend, und ich empfinde es als einen Höhepunkt meines Lebens, daß ich, als sein Schüler, als sein Freund, in den Kreis seines Daseins mit eingeschlossen war, nein, eingeschlossen bin, denn die von seiner Persönlichkeit ausgestrahlte Kraft wirkt in mir unzerstörbar weiter, wie wohl auch in allen jenen, die ihn näher gekannt haben als bloß äußerlich.

In Prag als junger Hilfsarzt an der chirurgischen Abteilung des Allgemeinen Krankenhauses hatte ich Billroths „Allgemeine Chirurgie" gelesen, mit wachsender Begeisterung gelesen, denn dieses Buch erhob sich turmhoch über die beschränkte Schulmeisterei, die damals dort herrschte und die mir, trotzdem ich noch nichts Besseres kannte, immer unerträglicher wurde, je lebhafter mir der Wunsch vorschwebte, die Tätigkeit des Chirurgen zu meinem Beruf zu machen.

Im Winter 1868/69 brachte ich einen Urlaub in Wien zu und besuchte fleißig Billroths Klinik; damals erfuhr ich die Auszeichnung, als Zuschauer einer Ovariotomie beiwohnen zu dürfen, die Billroth in einem Sanatorium ausführte. Diese Operation war damals noch neu, und wir Prager Studenten hatten davon sprechen gehört als einem Eingriff von unerhörter und unerlaubter Kühnheit; ich war nicht wenig überrascht, als die Operation ohne alle Aufregung wie etwas Alltägliches, Einfaches begonnen und glatt beendet wurde. Nachdem der Verband angelegt war, trug Billroth die Patientin auf seinen Armen vom Operationstisch in ihr Bett und lagerte sie dort, als wäre das ein Teil der Operation. Noch durch viele Jahre sahen wir Billroth dasselbe tun, und seine Schüler machten es ihm nach.

Manches andere, was sonst oft als untergeordnete Arbeit den Dienern und Wärterinnen überlassen war, verrichtete Billroth gelegentlich mit eigener Hand, er wollte zeigen, daß keine Arbeit den entwürdigt, der sie im rechten Sinne leistet. Und es war seine Ueberzeugung, daß bei der Erziehung das Beispiel mehr wirkt als die schönsten Worte. Im Herbste des Jahres 1869 trat ich als „Operationszögling" (jetzt sagt man „Operateur") in die Klinik Billroths. Das Getriebe an der Klinik soll hier nicht eingehend geschildert werden; was dort herrschte, war mit wenigen Worten gesagt: strebende Jugend, von

Kriegsbeginn bis vor wenigen Tagen mit verwundeten Soldaten dicht belegt. Zahlreiche Schwestern waren in die Ferne entsendet, teils mit der österreichischen Roten-Kreuz-Mission nach Sofia, teils als Armeeschwestern ins Feld nach Galizien, in die Ukraine, nach Oberitalien, nach Albanien, überall zeichnete sich die von Billroth ins Leben gerufene Schule der Krankenpflege aus, und bis zuletzt bewährte sich unser Spital trotz der übergroßen Leistungen, die ihm zugemutet waren. Es wurden ja fast viermal so viele Verwundete gleichzeitig darin untergebracht, als der ursprünglichen Einrichtung für etwa hundert Kranke entsprochen hätte. Mit einem Schlage ist es jetzt anders geworden; die letzten Verwundeten haben das Haus verlassen, die Arbeiten der gründlichen Reinigung und Wiederherstellung des Hauses sind im Gange, alle Hände sind dabei tätig. Die Schwestern, die bis zuletzt im Hause Verwundete gepflegt, ebenso wie jene, die in der Fremde unter den erschütternden Eindrücken der Kriegsereignisse gearbeitet hatten, alle sind jetzt Mithelferinnen bei der Wiederherstellung des geliebten Hauses, keine Arbeit ist ihnen zu schwer oder zu niedrig, und schon nach Tagen wird Billroths Rudolfinerhaus wieder, wie vor dem Kriege, dem jetzt so tief herabgedrückten Mittelstande für jene Kranken offen stehen, die chirurgischer Hilfe bedürfen. Wie bewundernswert ist solch ein ungeschwächtes Fortwirken eines Menschen noch ein Vierteljahrhundert nach seinem körperlichen Tode. Ein Fortwirken, das noch in der Steigerung und Ausbreitung begriffen ist!

Ein solches Weiterleben ist wohl die würdigste Form der irdischen Unsterblichkeit, ist schöner als Nachruhm, es ist ein Fortdauern im Wohltun, ein Fortbestehen als Beispiel, ein Fortleben in den Herzen der Menschen — und das ist das Allerbeste, das ein Mensch erwerben kann.

R. Gersuny.

15. III. 1918

Neue Freie Presse

Ostdeutsche Rundschau
19./XII. 1918

Muß der frühere deutsche Kaiser ausgeliefert werden?

Von Staatsanwalt Dr. **Karl Falk**, Berlin.

Der Verband beschuldigte den früheren deutschen Kaiser der Entfesselung des Weltkrieges, insbesondere einer durch die Notwendigkeiten des Krieges nicht bedingten, demgemäß völkerrechtswidrigen Anordnung der Verwüstung Belgiens und Nordfrankreichs sowie des Befehles zum uneingeschränkten Unterseebootkrieg und verlangt daraufhin seine Auslieferung an eine der verbündeten Mächte zur Bestrafung. Dieses Verlangen ist nach geltendem Recht unzulässig und unbegründet.

Die niederländische Regierung würde einem an sie gerichteten Auslieferungsansuchen nicht entsprechen dürfen, da einem solchen Ersuchen der völkerrechtlich allgemein anerkannte Grundsatz entgegensteht, daß wegen politischer Handlungen Auslieferungen unzulässig sind. Zu den politischen Vergehen gehören aber nach internationaler Rechtsprechung nicht nur die sogenannten absoluten politischen Delikte, sondern auch die relativpolitischen Vergehen, welche (um einen Ausdruck der französischen und belgischen Rechtsprechung zu gebrauchen) auch die faits connexes a un delict politique mitumfassen, also diejenigen Handlungen, welche mit einem politischen Verbrechen auch nur im Zusammenhang stehen. Die Anerkennung dieses Grundsatzes ist in fast allen Auslieferungsverträgen, insbesondere in dem **englisch-niederländischen** Auslieferungsvertrag vom 19. Juli 1874 noch **ausdrücklich ausgesprochen.**

Wohl aber könnten die Niederlande den früheren Kaiser **durch die Polizeibehörde ausweisen lassen.** Dieses jedem Staat selbstverständlich zustehende Recht ist in dem niederländischen Gesetz vom 13. August 1842 zur Regelung der Niederlassung und Ausweisung von Ausländern ausdrücklich vorgesehen. Eine derartige Abschiebung könnte nun sowohl über die deutsche Grenze wie auch über die nach Belgien erfolgen.

Daß **Deutschland** den früheren Kaiser **nicht an den Verband ausliefern dürfte,** ergibt sich ohne weiteres aus der klaren Bestimmung des § 9 des **allgemeinen Strafgesetzbuches,** wonach **ein Deutscher einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung nicht überliefert werden darf,** ein Grundsatz, der **geltendem Völkerrecht entspricht.** In Deutschland selbst aber würde eine Strafverfolgung des früheren Kaisers auf Grund der Bestimmungen des allgemeinen und militärischen Strafgesetzbuches jetzt nach seiner Abdankung und nach der Abschaffung der Monarchie an sich **ohne weiteres zulässig sein.** Einem Strafverfahren würde insbesondere der Umstand nicht im Wege stehen, daß der frühere Kaiser nach bisher geltendem Staatsrecht „unverletzlich" war; denn dieses im Artikel 43 der preußischen Verfassung ausdrücklich ausgesprochene, bei Erlaß der Reichsverfassung als selbstverständlich angesehene Vorrecht des Trägers der Krone war im Wesen des monarchischen Staates verankert, der über sein Staatsoberhaupt kein Gericht anerkennen konnte. Durch die Vorgänge vom November 1918 ist aber das Wesen des deutschen Staates grundsätzlich derart verändert, daß die Voraussetzungen der in diesem Rechtssatze enthaltenen „prozeßhindernden Einrede" in Wegfall gekommen sind. Wenn auch die Revolution nich.

Friedrich Ohmann.

Zu seinem 60. Geburtstag.

Von Prof. F. v. Feldegg.

Schon wiederholt hatte ich Veranlassung, an dieser Stelle unseres vortrefflichen Baukünstlers Ohmann zu gedenken: Zum ersten Male, als er uns im Jahre 1917 durch eine Gesamtausstellung seiner Pläne, Entwürfe und nach seinen Bauten aufgenommenen Photographien im Künstlerhause erfreute, das zweite Mal, als Ohmann seinen großartigen Entwurf zur Ausgestaltung des Platzes vor der Votivkirche veröffentlicht hatte.

Heute, zum 60. Geburtstage des Künstlers, gilt es, seiner in zusammenfassender Weise zu gedenken, sein Wirken, das in seinen Einflüssen sich weit erstreckt über die Grenzen Wiens, ja Oesterreichs, mit einem Blick zu überschauen und das Ergebnis festzustellen, das für die Baugeschichte unserer Tage Ohmanns Künstlererscheinung gezeitigt hat.

Schon 1906 konnte ich, „Ohmanns Entwürfe und ausgeführte Bauten" in einem stattlichen Bande vereinigend, schreiben: „Bei starken Talenten den Einfluß der Schule allzu hoch anzuschlagen, ist wohl verfehlt; und so werden wir auch Ohmanns fertige Künstlerschaft schwerlich zureichend aus seinem Studiengang erklären dürfen. Immerhin scheint es mir mehr als ein bloßer Zufall zu sein, daß des Lernenden erste Eindrücke von zwei Vertretern (König und Schmidt) jener Stilrichtungen in der Baukunst herbeigeführt worden sind, in denen der gewordene Künstler nachmals die schönsten, die tiefsten seiner Werke geschaffen hat: des Barocks und des Mittelalters." Aber gleichzeitig müssen wir, sofern wir nun einmal, wie billig, unseres Baukünstlers Wesen nach den Kategorien festgefügter Stilbegriffe kennzeichnen, gleichsam seine Psyche kunsthistorisch analysieren wollen, ergänzend hinzufügen, daß als dritte Stilversion in Ohmann Entwicklungsgang die Moderne (wie sie seit den neunziger Jahren markant und eigenwillig in Erscheinung trat) zu gelten hat.

Am Anfang stand bei Ohmann indessen unstreitig das Barock. Schon 1887 gab er seine schöne Publikation gleichen Titels heraus, der bald ein ähnliches Werk: „Architektur und Kunstgewerbe 2c." folgte. Die erste allgemeine Aufmerksamkeit lenkte Ohmann aber erst durch seinen preisgekrönten (mit — oder vielleicht besser: für John Goll gearbeiteten) Entwurf für die internationale Konkurrenz um die Amsterdamer Börse auf sich; bald folgte eine Anzahl anderer, gleichfalls preisgekrönter Entwürfe, darunter die für Krakau, Lundenburg u. a. m.

Im Jahre 1889 erfolgte Ohmanns Ernennung zum Professor der Kunstgewerbeschule in Prag. Es kann nun wiederum als bloßer Zufall, es kann aber auch als wunderlich kluge Schickung gedeutet werden, daß gerade Prag, diese herrliche alte Stadt, dieses baukünstlerische Kleinod, in dem neben gewaltigen Werken der mittelalterlichen Kunst völlig ebenbürtige Werke des Barocks sich erheben, daß Prag also die Stätte war, an der Ohmann Phantasie kongeniale Anregung finden durfte. Zwei Früchte dieser Anregung können wir denn auch unschwer noch während Ohmanns Aufenthalt in der böhmischen Hauptstadt bezeichnen: das Palais Valtera daselbst — einen Barockbau von so echtem Gepräge, daß [illegible] der bedeutendsten Kunsthistoriker Deutschlands ihn u[illegible] sich, aber irrtümlich, als einen alten Bau in seiner hist[illegible] Würdigung angesprochen hat, und der Neubau der Burg auf dem Schloßberg in Teplitz, ein Werk in schönstem mittelalterlichen Stil. Auch Ohmanns Entwurf für das Reichenberger Museum gehört in diese Reihe, obschon der Bau nicht durch Ohmann selbst vollendet, sondern bloß eingeleitet worden ist.

Aber allzu wuchtig setzte in den neunziger Jahren der Umsturz in der Baukunst, der Uebergang von der alten historischen Schule zur Moderne ein, als daß ein so lebhaft fühlender Künstler wie Ohmann, obschon er wie kaum ein zweiter neben ihm in festverwurzelter Verbindung mit jener Schule stand, sich den neuen Einflüssen hätte verschließen können. Und so sehen wir denn schon bei mehr als einem der Ohmannschen Bauten aus der Prager Periode diesen Einfluß mit aller Kraft durchdringen. Das Café Korso und das Theatervarieté in Prag sind neben dem Hotel Zentral daselbst wohl als die ausgeprägtesten Beispiele Ohmannscher Moderne jener frühen Zeit zu betrachten. Da erfolgte, 1899, des Künstlers Berufung an den Burgbau und zugleich seine dauernde Uebersiedlung nach Wien. Damit aber war Ohmann allererst vor eine seinem Talent angemessene Aufgabe gestellt worden, damit war er auch äußerlich genommen auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn als Architekt angelangt. Hatte für ihn diese Berufung doch in mehr als einer Hinsicht bedeutungsvolle Folgen. Zunächst wohl die große baukünstlerische Aufgabe an und für sich, die ihm Gelegenheit gab, einzelne prächtige Innenräume zu gestalten, und in deren Bereich auch das schöne Glashaus im Kaisergarten fällt. Dann aber auch kam er damit an die Stätte, der er schon längst geistig angehörte und an der er bereits ein Jahr früher durch Ausgestaltung der Wienflußregulierung längs des Stadtparkes praktisch tätig war. Und nun folgt jene überaus fruchtbare Tätigkeit unseres Künstlers, der wir eine ungewöhnliche, selbst an seinen Riesenfleiße gemessen überraschend große Anzahl von baukünstlerischen Entwürfen und ausgeführten Werken verdanken. Zu jenen sind vor allem zu zählen seine Entwürfe für den Karlsplatz, für die neue Aspernbrücke, für die Ausgestaltung des Votivkirchenplatzes und — wohl der bedeutendste von allen — für den Ausbau des Heldenplatzes, nachdem Sempers Entwurf (an äußeren und inneren Gründen scheiternd) endgültig fallen gelassen worden war. Entwürfe. Leider nur Entwürfe! Aber auch ausgeführter Werke Ohmanns kann sich Wien, wenn schon in nur geringer Anzahl, erfreuen: So der inneren Einrichtung des Warenhauses Zwieback, des Umbaues des Palais Kranz, des Baues Regenstreif und — eines Juwels öffentlicher Denkmalkunst — des ergreifend schönen Elisabethdenkmals im Volksgarten (der figürliche Teil ist ein Werk Hans Bitterlichs). Weitaus die größte Anzahl von Bauaufträgen flossen aber Ohmann von auswärts zu. Sie alle anzuführen, würde den knapp bemessenen Raum dieses Artikels beiweitem überschreiten. Ich muß mich daher auf einzelne Anführungen beschränken. Mit Kirstein gemeinsam führte Ohmann den Bau des Museums in Magdeburg aus,

Fremdenblatt 21. Juli 1918

Feuilleton.

Friedrich Ohmann.

Von Oberbaurat Prof. **Leopold Bauer.**

Unser großer Meister Friedrich Ohmann wird am heutigen Tage 60 Jahre alt. Junge und alte Architekten und Künstler aller Parteischattierungen werden zu seinem bekannten Hause in der Viktorgasse pilgern und ihn beglückwünschen. Denn die Anerkennung seiner Bedeutung ist in Künstlerkreisen ganz allgemein, und in dieser Frage gibt es keine Gegenpartei. Seine Schüler blicken mit Begeisterung zu ihrem Lehrer und Meister auf, und seine Kollegen zollen jeder neuen Arbeit des Künstlers aufrichtige Bewunderung. Als erste Gratulantin hat sich die Prager deutsche Technische Hochschule eingestellt, die Ohmann in Anerkennung und Dankbarkeit für sein langjähriges künstlerisches Wirken in Prag zum Ehrendoktor ernannte.

Ohmann wurde zu Lemberg als Sohn einer deutschösterreichischen Beamtenfamilie geboren. Er war und ist deutsch geblieben trotz der fremden nationalen Eindrücke, die er in seiner Jugend in Polen und später durch langjährigen Aufenthalt in Prag empfing. Nur seine Kunst oder vielmehr seine künstlerische Eigenart ist von den Bauweisen dieser Nationen manchmal glücklich befruchtet worden. In Wien studierte Ohmann an der Technischen Hochschule als Schüler Karl Königs und später bei Meister Friedrich Schmidt an der Akademie der bildenden Künste. Barocke und mittelalterliche Baukunst lernte er also durch zwei ganz hervorragende Meister kennen, und diese beiden Baustile sind auch für sein künstlerisches Schaffen bezeichnend geworden. Gleich nach Vollendung seiner Studien gewann er bei einer großen internationalen Konkurrenz um den Bau der Börse in Amsterdam einen Preis, und mit einem Schlage wurde er dadurch bei allen Fachgenossen bekannt. Zu gleicher Zeit besorgte er die Veröffentlichung von Zeichnungen der Meisterwerke des Barock-, Rokoko- und Empirestils der österreichischen Länder und erregte damit ganz außerordentliches Aufsehen. Denn seine Zeichnungen und Aufnahmen sind künstlerisch geradezu genial zu nennen; sein Name wurde dadurch schon in jungen Jahren auch im Ausland berühmt als der des unübertroffenen künstlerischen Darstellers barocker Architektur.

In Wien lenkte der Kunsthistoriker Ilg zuerst die Aufmerksamkeit auf den jungen Meister. Bald erfolgte die Berufung Ohmanns als Professor an die Prager Kunstgewerbeschule, wo er länger als zehn Jahre wirkte. In diese Zeit fallen verschiedene Wohnhausbauten, so das Adlerhaus und Storchenhaus in Prag; später baute er das wunderbar angelegte Kunstgewerbemuseum in Reichenberg, das für viele ähnliche Bauten typisch wurde und das ihm schließlich auch den Bau des großen Magdeburger Museums verschaffte, und zwar durch einen merkwürdigen Zusammenhang. Zwei reichsdeutsche Architekten hatten gelegentlich einer Konkurrenz um den Bau des Magdeburger Museums Ohmanns Reichenberger Museum bis ins Detail kopiert. Sie wurden zwar für diese Arbeit preisgekrönt, aber die Veröffentlichung derselben deckte das Plagiat auf.

In anerkennenswerter Einsicht betrauten die Magdeburger Bauherren mit der Ausführung des Baues nicht die beiden irrtümlich preisgekrönten Architekten, sondern den Schöpfer des Originalwerkes Ohmann; die Durchführung des Baues besorgte dieser unter Mithilfe seines Freundes Professor Kirstein. In die Prager Zeit fallen auch verschiedene kirchliche Bauten und die Regulierung der Umgebung der Trinitatskirche. Auch baute er verschiedene barocke Palais (Waltera), das große Theatervariété und anderes. Unermüdlich war er auch in dieser Zeit mit Konkurrenzprojekten beschäftigt, die ihm in den meisten Fällen den Sieg eintrugen.

Die allgemeine Aufmerksamkeit, die die Fachkreise und die gesamte Künstlerschaft dem Künstler entgegenbrachten, führten bald zu einer Berufung nach Wien. Seit dem Tode Hasenauers war kein ebenbürtiger Nachfolger beim Burgbau tätig gewesen. In Ohmann fand man den Meister, dessen man zur Vollendung dieses Riesenbaues bedurfte. Durch die besondere Eigenart seines Talents war er für diese Aufgabe geradezu prädestiniert, und was er dort geschaffen hat, wird erst dann allgemein gewürdigt werden können, wenn das Publikum Einsicht zu den Räumen der Hofburg erhält. Es sei hier betont, daß es von der gesamten Künstlerschaft Wiens als schweres Unrecht empfunden wurde, daß man Ohmann diese wichtigen Arbeiten nicht bis zu Ende führen ließ. Auch für die Erbauung des zweiten Burgflügels hat Ohmann sehr bedeutende Projekte ausgearbeitet, die erst kürzlich in einer Ausstellung des Künstlerhauses zu sehen waren.

Eine neue ersprießliche Tätigkeit winkte Ohmann, als er an die Akademie der bildenden Künste als Lehrer berufen wurde. Die Wiener Akademie stand damals im Zeichen einer etwas wilden „Sezession". Hierzu bildete es ein ausgezeichnetes Gegengewicht, daß in der Person Ohmanns ein so vorzüglicher Kenner alter Baustile, besonders des landesüblichen Barockstils, Gelegenheit fand, Schüler zu erziehen. Die Notwendigkeit des Heimatschutzes und die Wichtigkeit der Beibehaltung heimatlicher Bauweisen waren eben erst von der jüngeren Architektengeneration erkannt worden; in der Ohmann-Schule fanden alle diese Bestrebungen einen wertvollen Stützpunkt. Aber Meister Ohmann blieb auch in dieser Hinsicht nicht einseitig. In Fällen, wo es der Zweck erforderte, hat er sich auch schon in Prag eine von der Tradition leicht abkehrende Bauweise angeeignet. Die Verbindung von Architektur mit Ingenieurwerken erfordert direkt eine solch freie Stilentfaltung, wie es ja Otto Wagner mit seinen Stadtbahnbauten in erster Linie bewiesen hat. Die Bauten des Wienflußabschlusses, der Wienflußregulierung, der Hietzingerbrücke, Werke, die Ohmann unter Mithilfe seines Kollegen Hackhofer ausführte, zeigen daher einen prägnanteren modernen Einschlag. Nächst der Hofburg führte er auch die großen Gewächshausbauten im Hofgarten aus; in Karlsbad schuf er auf einem kompliziert gestalteten Terrain die neuen Kolonnaden des Schloßbrunnens, in Wien die Milchtrinkhalle, verschiedene Privatpalais, von denen dasjenige des Dr. Kranz durch seine künstlerische Innenausstattung eine Sehenswürdigkeit Wiens geworden ist. Auch in Tirol stehen mehrere seiner Bauten; ich erwähne nur das große Kurhaus in Meran. Außer den städtebaulichen Ent-

21./III. 1918

Hofrat Rudolf R. v. Scherer.

Von P. Zölestin Wolfsgruber.

Wohin immer die Kunde dringt, daß Hofrat Scherer vom Schauplatze seiner irdischen Tätigkeit geschieden sei, wird sie leidvollen Widerhall wecken. Dieser wird um so stärker sein, je genauer man mit dem Leben und Streben Scherers bekannt geworden ist.

Scherer wurde geboren am 11. August 1845 zu Graz, wo sein Vater Anton Statthaltereikonzipist und Dozent an der Universität war. Der werdende Jüngling machte seine Studien am Akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt, das damals Admonter Benediktiner leiteten. Nach Vollendung dieser Studien fühlte Rudolf in sich den Beruf zum geistlichen Stande. Doch der Vater gab seine Einwilligung vorläufig nicht, band sie überhaupt an die Bedingung, daß sein Sohn vorerst die juridischen Studien absolvieren und das Doktorat aus dem Jus machen müsse. Erst dann dürfe er sich den theologischen Studien zuwenden. Der Jurist fühlte sich besonders vom kanonischen Rechte angezogen, Maassen führte ihn in die quellenmäßige Behandlung desselben ein. 1867 wurde v. Scherer zum Doktor der Rechte promoviert. Schon im Jahre vorher hatte sich der gestrenge Vater endlich zu dem Zugeständnisse bewegen lassen, daß sein Sohn auch schon theologische Vorlesungen besuchen durfte. Von größter Wichtigkeit für Scherers theologische Ausbildung war es, daß er zwei Semester in München und Tübingen studierte. Die theologische Fakultät München stand eben auf dem Höhepunkte ihrer Blüte, Döllinger, Reischl, Reithmayr, Schmid, Thalhofer dozierten an derselben. In Tübingen hörte der junge Theologe Aberle, Hefele, Kuhn, Linsenmann. 1869 wurde Scherer zum Priester geweiht. Die ersten drei Jahre seines Priestertums war er Kaplan in Leibnitz, das 9000 Seelen zählte. 1872 wurde der so glückliche als eifrige Kaplan ins Höhere Weltpriesterinstitut zu St. Augustin in Wien geschickt, wo er sich auf die strengen Prüfungen vorbereitete, um den theologischen Doktorgrad zu erlangen. Noch hatte er diese Studien nicht ganz vollendet, als ihm 1874 das Professorenkollegium zu Graz die Supplentur der durch den Rücktritt des Professors Rodtisch erledigten Lehrkanzel für Kirchengeschichte anvertraute. Im folgenden Jahre wurde Scherer in Wien zum Doktor der Theologie promoviert.

Rodtisch hatte Kirchengeschichte und Kirchenrecht tradiert. Nun wurde das Kirchenrecht zu Graz als selbständige Professur systemisiert und Scherer mit a. h. Entschließung vom 20. Mai 1876 zum ersten Professor dieses Faches an der Grazer theologischen Fakultät ernannt. Seit Herbst dieses Jahres war Professor Scherer auch Mitglied der rechtshistorischen Staatsprüfungskommission. Ueberdies hielt er auch zweistündige Kollegien über vornizänische und patristische Dogmengeschichte, insbesondere Christologie und ältere Geschichte der Apologetik. Diese Vorlesungen wurden von Hörern des 2. bis 4. Jahrganges besucht. Für diese dogmengeschichtlichen Vorlesungen bereitete sich Professor Scherer aus den Quellen vor und schrieb seine Vorträge sorgsam auf. Um seine Literaturkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, unternahm v. Scherer Jahre hindurch in den Ferien Bibliothekreisen und machte so Studien in den Bibliotheken Wien, München, Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Halle, Heidelberg, Freiburg, Straßburg, Tübingen, Stuttgart, Augsburg. Man kann v. Scherers literarische Gänge zu dieser Zeit verfolgen in Artikeln, Abhandlungen, Uebersichten, Rezensionen, wie sie enthalten: Herders Kirchenlexikon, das Staatslexikon, Archiv für Kirchenrecht, Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, Literarische Rundschau, Wiener Literarischer Handweiser, Oesterreichisches Literaturblatt, Oesterreichische Zeitschrift für Verwaltung.

Als selbständiges Werk erschien 1879 in der Festschrift der Universität Graz seine Abhandlung: „Das Eherecht bei Benedikt Levita und Pseudoisidor." Nicht bloß Kanonisten, auch hervorragende Germanisten wie Schröder würdigten diese Schrift ehrend. Das nächste Jahr brachte die Herausgabe eines im Nachlasse von Buß gefundenen Manuskriptes über Winfrid-Bonifatius, wobei der Herausgeber sämtliche von ihm vorgenommenen Aenderungen, insbesondere zahlreiche Noten, als seine Zusätze im Druck kenntlich machte. 1882 erschien in Mainz die Schrift: „Von der Prozeßfähigkeit der kirchlichen Institute."

In seinen kirchenrechtlichen Vorträgen band sich Scherer nicht an ein bestimmtes Lehrbuch. Er suchte vielmehr den Stoff im freien Vortrag dem Verständnisse der Zuhörer nahe zu bringen. Ueberdies hatte er die Absicht, ein umfassendes, streng quellenmäßiges Handbuch des Kirchenrechtes herauszugeben. 1886 erschien der 1. Halbband, dem im nächsten Jahre der Schluß des 1. Bandes folgte. Nach Fertigstellung des 1. Bandes wurde Scherer 1887 infolge geistiger Ueberanstrengung von einem schweren Leiden befallen. Gottlob trat Besserung ein, so daß der Gelehrte wieder arbeiten und 1891 den ersten Teil des 2. Bandes seines Kirchenrechtes erscheinen lassen konnte. Leider stellte sich im Studienjahre 1894/95 ein Augenleiden ein, das seine weitere literarische Tätigkeit ungemein erschwerte. Dennoch vollendete er 1898 den zweiten Teil des 2. Bandes.

Dieses Werk machte S. Scherer zum ersten katholischen Kanonisten Deutschlands. Man weiß nicht, was man an diesem Werk mehr bewundern soll, die geradezu staunenswerte Erudition seines Verfassers oder die Höhe der Konzeption und die Schärfe des Urteiles. Der kurze prägnante Text findet in umfangreichen Anmerkungen seine wissenschaftliche Begründung und weitere Ausführung. In diesem wissenschaftlichen Apparate liegt eine Fülle kanonistischer Details, er offenbart sich als das Ergebnis bewundernswerten Forscherfleißes. Blitzartig verbreiten kurz hingeworfene Sätze Licht über die schwierigsten Probleme. Die historische Rechtsschule von Savigny preist Scherer als eine ihrer hehrsten Zierden.

Einer so überragenden Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller konnte es an ehrender Würdigung nicht fehlen. Als in Graz ein Nachfolger für Maassen bestellt werden sollte, nannte die juridische Fakultät Bering-Prag, Thaner-Graz, Singer-Innsbruck. „Doch vor allen diesen wäre zu nennen Scherer, welcher die juristischen Studien absolviert, das juristische Doktorat erworben und in seinem der Vollendung zugehenden Handbuche des Kirchenrechtes eine auch in juristischer Beziehung ganz vorzügliche wissenschaftliche Leistung auf-

verwandter Disziplinen, ins-
hrer wurde daher von seinen
gewürdigt. Nicht leicht
nde auf das akademische Vier-
Ausnahmslos an jedem seiner
11 Uhr eine Vierzahl seiner
ihnen das eben Vorgetragene
seines Wissens erläuterte. Zum
1901 auch einen Grundriß des
rucken. Scherers neueste in
jaltreiche Abhandlung „Reli-
des Oesterreichischen Staats-
rüfer bekundete er seine
herzensgut und wahrhaft
der gut vorbereiteten Prüflin-
Längel deutlich erkennen lassen.
en Berufskollegen offenbarte
um Erstaunen aller ein im-
nsbesondere über Geschichtliches
uck, als ob er die Geschehnisse
hr erlebt hätte. Dabei bewährte
er ernsten großen Stiles. Wie
m aller Schein in der Tat zu-
cherer Mitglied der rechtshisto-
d bald auch wirkliches
ie der Wissenschaften, eine Ehre,
Geistlichen teilt. Der Kaiser ver-
Franz-Josef-Ordens.
holt angegriffene Gesundheit
re 1911/12 derart erschüttert,
gezwungen sah, um seine Ver-
estand zu bitten. Seine Dienst-
njahr brauchte Scherer nicht zu
nd Ehrenjahre. An der theolo-
die Wahrheit des Wortes: Schei-
bschied tröstet das eine: Scherer

23/III 1918

auf 37 zusammengeschmolzen sind. Auch die Arbeiterpartei, die Hunderte von Mandaten erobern wollte, hat nur 65

Feuilleton.

Erinnerungen an Karl Busse.

Von E. F. M.

Auch Karl Busse starb als Opfer dieses Krieges, noch ganz zuletzt, als er bereits den Frieden seines Hauses wieder um sich sah. Nur wenig Tage überlebte der Dichter Busse den Landsturmmann Busse. Auf entsetzlicher Fahrt von Warschau bis zur deutschen Grenze — abwechselnd im primitiven Viehwaggon und auf der offenen Lore dem widrigen Novemberwetter preisgegeben — holte er sich den Todeskeim in die Brust. So muß auch er zu den Gefallenen für Deutschland, zu der Ehrensaat der Zukunft gerechnet werden.

Und gerade Karl Busse war wie das blühende Leben selber. Seine sechsundvierzig Jahre glaubte ihm niemand. Das war sein Wort, daß zwischen vierzig und fünfzig das Leben erst anfange, lebenswert zu sein, und noch mehr freute er sich darauf, achtzig und neunzig zu werden. Köstlich dachte er sich diese Zeit der vollen Reife und Beschaulichkeit, wenn die Erinnerung in breiten Rahmen und unendlichen Bildern an ihm vorüberwandelte. Mit seinem langen Schritt, seiner hohen Gestalt, seinem aufrechten Gang, die geliebte Zigarette im Mund, das leicht verträumte blaue Auge ins Weite gewandt, so verkörperte er sich selbst, die ganze Kraft, die in ihm ruhte, den ganzen Reiz, der von ihm ausging, die ganze Bedeutung, die er besaß. Karl Busse war nicht von der nervösen Neuzeit angekränkelt. Er ragte wie ein Stück aus einer ruhigeren Periode in die Geschäftigkeit des Heute. Wer ihm zusah, wie er langsam Wort für Wort im Geist erst formte, bedachtsam hinschrieb, wieder durchstrich und den Gedanken noch einmal prägnanter faßte, der hatte den Eindruck einer selten starken Persönlichkeit von ihm. Keine Halbheit, keine Zersplitterung, nichts Unvollständiges gab es an ihm. Jede Arbeit meisterte er mit demselben ernsten selbstsicheren Willen. Diese Vitalität, die er ausströmte, die ihn nie freigab, ging so weit, daß er selbst dann, als er zum erstenmal in seinem Leben ein Gebundener wurde, als Landsturmrekrut, die Fesseln sprengte und das ihm fremde Soldatenhandwerk mit einem eigenen starken Inhalt erfüllte, so daß man ihm spöttelnd gern seinen „echt preußischen" Geist vorwarf. Die in ihm liegende Kraft suchte Betätigung, seine Arbeitsfreudigkeit ließ sich nicht niederhalten, und so wirkte er im kleinsten und niedrigsten mit demselben Ernst wie sonst im großen.

Karl Busse hatte viele Freunde. Wer hätte ihn nicht geliebt, der ihn las, wer liebte nicht seine jungen Gedichte, seine temperamentvollen Kritiken, sein „Winkelglück!" Wieviel mehr aber liebten wir ihn, die ihm persönlich nahetreten durften. Karl Busse wirkte vor allem im unmittelbaren Verkehr; er war einer von den Menschen, die sich am reinsten im vertrauten Umgang kundtun, der dann, wenn die Gelegenheit einen kleinen Kreis um ihn scharte, unmerklich einen Bann darum legte und alle in seine beschwingte Welt mit hineinnahm. Sein Feuer war neben seiner Kraft sein bestes Eigentum. Dann trat seine frische Jugend frei heraus, dann sang er auch wohl voller und kräftiger als der jüngste Student. Wie „herrlich" — das war sein liebstes Wort — dünkte er uns in diesen Stunden des Ueberschäumens, wenn er ganz der „Kerl" sein konnte, der er so gern war.

Wie seine ganze Art war auch sein Temperament das des Jünglings geblieben. Er verstand nicht, wie schnell um ihn die Welt eine andere geworden war. Er sah sich immer noch als den Benjamin der deutschen Literatur, zu dem ihn im Beginne der neunziger Jahre seine „Gedichte" erhoben hatten. So kam es, daß die Unterhaltung mit ihm oft an einen Punkt kam, über den er nicht mehr hinauswollte. Zu den Jungen und Jüngsten unseres Schrifttums konnte er kein rechtes Verhältnis mehr finden. Da allein fühlte man, daß Karl Busse älter war, daß er ein reiches Leben schon hinter sich hatte. Er war kein Dränger mehr. Karl Busse liebte die

30./VIII. 1918

Frankfurter Zeitung 31/12 918.

Die Toten von 1918.

A. Fürstliche Persönlichkeiten.

Am 10. Februar der frühere Sultan der Türkei Abdul Hamid; am 15. Februar die Kaiserin Taitu von Abessynien; am 24. Februar Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz; am 3. März Prinz Mirko von Montenegro; am 23. März fiel an der Westfront Prinz Heinrich XXXVIII. von Reuß, jüngere Linie; am 21. April starb Herzog Friedrich II. von Anhalt; am 12. Juni die Landgräfin Anna von Hessen, geborene Prinzessin von Preußen; am 3. Juli der türkische Sultan Mohamed V.; am 16. Juli ist der ehemalige Kaiser von Rußland Nikolaus II. in Jekaterinburg erschossen worden; in den Kämpfen an der Westfront ist im Anfang September Prinz Adalbert von Sachsen-Weimar gefallen; am 13. September starb Herzog Eduard von Anhalt; am 20. Sept. Prinz Erik, der jüngste Sohn des Königspaars von Schweden.

B. Kirchliche Persönlichkeiten.

Am 28. Februar der resignierte Erzabt des Klosters Beuron Pater Ildefons Schober; am 17. Mai der Fürstbischof von Brixen Franz Egger; am 4. Juli Kardinal Martinelli; am 6. Juli der Fürst-Erzbischof von Salzburg Dr. Kattner; am 21. Juli der preußische Generalsuperintendent Dr. Johannes Hesekiel; Anfangs September ist der Patriarch und Katholikos von Georgien Kyrion II. ermordet worden; am 30. Oktober starb der Weihbischof von Posen Dr. Jedzink.

C. Staatsmänner, Politiker, Beamte und Militärpersonen.

Am 6. Januar der österreichische Politiker E. Pernerstorfer; am 10. Jan. der preußische Landtagsabgeordnete Jordan v. Kröcher; am 22 Jan. der frühere preußische Landtagsabgeordnete und politische Leiter der „Köln. Volkszeitung" Justizrat Dr. Julius Bachem; am 12. Februar der preußische General der Infanterie z. D. v. Leszczynski; am 16. Februar der frühere ungarische Ministerpräsident Graf Khuen-Hedervary; am 24. Febr. der preußische Landtagsabgeordnete Dr. Diedrich Hahn; am 26. Febr. der württembergische General v. Hiller; am 5. März der Führer der irischen Nationalisten John Redmond; am 8. März der deutsche Admiral a. D. Otto v. Dieterichs; am 11. März der Reichstags- und preußische Landtagsabgeordnete Stolle; am 15. März der frühere italienische Botschafter am Berliner Hofe Senator Lanza; am 28. März der preußische Landtagsabgeordnete v. Pappenheim; am 29. März der langjährige frühere Präsident der württembergischen Ersten Kammer Graf Otto v. Rechberg-Rothenlöwen; am 15. April der amerikanische Senator William Joel Stone, Vorsitzender des Senatsausschusses für auswärtige Angelegenheiten; am 18. April der badische Landtagsabgeordnete Wilhelm Kolb; am 20. April der frühere österreichische Ministerpräsident Frhr. v. Gautsch; am 21. April fiel auf dem westlichen Kriegsschauplatz der erfolgreichste deutsche Flieger Rittmeister Manfred Frhr. v. Richthofen; am 23. April starb der bulgarische Gesandte in Berlin Dimiter Rizow; am 28. April der frühere kommandierende General des 18. Armeekorps General der Infanterie Dodo v. Schenck; am 12. Mai der sächsische Justizminister Dr. Nagel; am 13. Mai der englische Staatsmann Lord Courtney of Penwith; am 20. Mai der frühere deutsche Gesandte Felix v. Müller und der portugiesische Staatsmann de Castro; am 25. Mai der Präsident des Deutschen Reichstags Geheimrat Dr. Johannes Kämpf; am 28. Mai der Oberbefehlshaber in den Marken Generaloberst v. Kessel; am 4. Juni der frühere österreichische Ministerpräsident Graf Richard v. Bienerth-Schmerling; am 11. Juni der württembergische General der Kavallerie Frhr. v. Starkloff; am 2. Juli in Starnberg der frühere Oberbürgermeister von Nürnberg Geheimrat Dr. v. Schuh; am gleichen Tage der englische Minister für Lebensmittelversorgung Lord Rhondda; am 6. Juli ist in Moskau der deutsche Gesandte Mirbach ermordet worden; am 29. Juli starb der türkische Botschafter in Berlin Hakki Pascha; am 30. Juli ist in Kiew der Oberbefehlshaber in der Ukraine Generalfeldmarschall v. Eichhorn nebst seinem Adjutanten Hauptmann v. Dreßler durch ein Bombenattentat getötet worden; am 31. Juli starb der preußische Landtagsabgeordnete Thurm; am 25. August der frühere Reichstags- und preußische Landtagsabgeordnete Dr. Carl Funck; am 10. September der Afrikaforscher und Kolonialpolitiker Dr. Karl Peters; am 18. Sept. der englische Feldmarschall Nicholson; am 19. Sept. der japanische Staatsmann Motono; am 20. Sept. der französische Botschafter in Madrid und frühere Finanzminister Josef Thierry; am 29. Sept. der Reichstags- und preußische Landtagsabgeordnete Hirsch (Essen); am 9. Oktober Oberbürgermeister Scholtz von Danzig; am 31. Oktober ist der ungarische Staatsmann Graf Stefan Tisza ermordet worden; am 4. November starb der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses Graf v. Schwerin-Löwitz; am 9. Nov. ist der bayerische Landtagsabgeordnete Gandorfer auf einer Autofahrt verunglückt; am 10. Nov. starb der österreichische Sozialistenführer Dr. Viktor Adler; am 13. Nov. die Reichstagsabgeordneten Graf v. Galen und Frhr. v. Camp; am 28. Nov. der preußische General Fritz v. Below; am 11. Dezember der frühere Reichstagsabgeordnete und elsaß-lothringische Unterstaatssekretär Dr. Emil Petri; am 15. Dez. ist der Präsident der Republik Portugal Sidonio Paes ermordet worden.

D. Wissenschaft, Kunst, Literatur und Presse

Am 2. Januar in Wien die Schauspielerin Kathi Frank; am 6. Jan. in Halle der Mathematiker Professor Dr. Cantor und in München der Literar- und Kunsthistoriker Professor Dr. Hyacinth Holland; am 12. Jan. in Göttingen der Sprach- und Bibelforscher Professor Julius Wellhausen; am 13. Jan. in München der Professor der Chirurgie Geheimrat Dr. Ritter v. Angerer; am 15. Jan. in Marburg der Direktor der inneren Klinik Geh. Medizinalrat Professor Dr. E. W. Mannkopf; am 18. Jan. in Wien die Kammersängerin Frau Amalie Materna, am 24. Jan. in Dresden der Professor der Philosophie Dr. Theodor Elsenhans; am 26. Jan. in Frankfurt der Neurologe Professor Dr. Ludwig Edinger; am 28. Jan. in Leipzig der Physiologe Professor Dr. Ewald Hering; am 6. Februar in Wien der Maler Gustav Klimt; am 9. Febr. in Hamburg die Schauspielerin Adele Dorn; am 12. Febr. in Dresden der Sozialpolitiker und Statistiker Geheimrat Professor Dr. Böhmert; am 25. Febr. in München die Klaviervirtuosin Sophie Menter und in Berlin die Schriftstellerin Hedwig Lachmann; am 27. Febr. der italienische Physiker Blaserna; am 9. März in München der Dichter Frank Wedekind; am 16. März in Augsburg der Orthopäde Hofrat Friedrich v. Hessing; am 29. März in Straßburg der Staatsrechtslehrer Professor Dr. Laband; am 27. März der französische Tondichter Claude Debussy; am 1. April in Berlin der Maler Lukas v. Cranach; am 3. April in Marburg der Professor der Philosophie Geheimrat Dr. Hermann Cohen; am 4. April in Frankfurt a. M. die Malerin und Radiererin Eugenie Bandell; am 4. April in Bad Oeynhausen der Dichter und Schriftsteller Hans v. Zobeltitz; am 8. April in Leipzig der Kirchenhistoriker Professor Dr. Albert Hauck; am 11. April in Wien der Architekt Otto Wagner; am 20. April in Wien der Hofburgschauspieler Alexander Girardi; am gleichen Tage in New York der Professor der Physik der Straßburger Universität Dr. Ferdinand Braun; am 24. April in Berlin der Historienmaler Professor Werner Schuch; am 28 April in Jena der Musikschriftsteller Otto Lehmann; am 6. Mai der französische Dichter Georges Ohnet; am 7. Mai der deutsche Afrika-Forscher Dr. Richard Kandt; am 13. Mai in Kiel der Staatsrechtslehrer und vieljährige Parlamentarier Professor Dr. Albert Hänel; am 14. Mai in New York der Eigentümer des „New York Herald" Gordon Benett; am 19. Mai der schweizerische Maler Ferdinand Hodler und der Reiseschriftsteller Ernst v. Hesse-Wartegg; am 29. Mai der französische Landschaftsmaler Antoine Guillement; am 6. Juni in Berlin der Dermatologe Professor Dr. Lesser; am 8. Juni in München Generalmusikdirektor Franz v. Fischer; am 10. Juni der italienische Komponist Arrigo Boito; am 11. Juni in Berchtesgaden der Romanschriftsteller Richard Voß; am 22. Juni in Basel der Anatom Professor Dr. Kollmann; am 26. Juni in Krieglach in Steiermark der Dichter und Schriftsteller Peter Rosegger; am 30. Juni der französische Dichter und Schriftsteller Josephin Peladan; am 17. Juli ist im Kartwendelgebirge der Dichter und Schriftsteller John Henry Mackay verunglückt; am 20. Juli starb in Marienbad der Berliner Theaterintendant Sigmund Lautenburg, am 25. Juli in München der Historienmaler und Hauptschriftleiter der „Fliegenden Blätter" Professor Hermann Schneider; am 29. Juli in Ascona bei Locarno die Romanschriftstellerin Gräfin Fr. v. Reventlow; am 1. August in Kreuznach der Bildhauer Professor Hugo Cauer; am 3. Aug. in Oberursel i. T. der pensionierte Kirchenhistoriker der Universität Jena Professor Dr. Friedrich Nippold; am 1 September in Frankfurt a. M. der pensionierte Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Straßburg Dr. Theobald Ziegler; Anfangs September der Dichter Max Dauthendey auf Java, wo er von den Engländern zurückgehalten wurde; am 26. Sept. in Straßburg der Professor der Philosophie Dr. Georg Simmel; am 28. Sept. in München der kurländische Dichter Graf Eduard Keyserling; am 19. Oktober in München der Maler und Zeichner Otto Lendecke; am 2. Dezember der französische Dichter Edmond Rostand; am 3. Dez. der Dichter Karl Busse und und in Halle der Senior der juristischen Fakultät Geheimrat Professor Dr. Hermann Fitting; am 6. Dez. in Frankfurt a. M. der Ordinarius für Mineralogie und Petrographie an der Universität Professor Dr. H. E. Boeke; am 12. Dez. in Lichtenrade die Dichterin und Malerin Hermione v. Preuschen-Telmann; am 15. Dez. in Frankfurt a. M. der Chemiker Professor Dr. Theodor Petersen; am 19. Dez. in Jena der Professor der Anatomie Dr. Karl v. Bardeleben.

Handel und Industrie.

Am 2. Januar in Mannheim der Großhändler Emil Hirsch; am 7. Januar in Köln Kommerzienrat Albert Pinkuß; am 8. Jan. in Augsburg Geh. Kommerzienrat Heinrich v. Buz; am 11. Jan. in Bielefeld Kommerzienrat Dr. August Oetker; am 15. März der französische Schiffsindustrielle Charles-Roux; am 24. März in Nürnberg Geh. Kommerzienrat Ignaz Bing; am 25. März in Frankfurt a. M. der Bankier Albert v. Metzler; am 16. April in Frankfurt a. M. Kommerzienrat Artur Siebert, früherer Vorstand der Mitteldeutschen Kreditbank; am 29. April in Berlin der Großindustrielle Arnold v. Siemens; am 30. April in Bonn der Geheime Kommerzienrat Otto Wiethaus; am 1. Mai in Luxemburg der frühere Direktor der Internationalen Bank in Luxemburg Carl Türk; am 6. Mai der Großindustrielle Dr. Frhr. v. Bodenhausen; am 20. Mai in Hannover Geh. Kommerzienrat Bernhard Casper; am 30. Mai in Berlin der Bankier Robert Warschauer; am 21. Juni in Münster i. W. der Direktor der Landesbank der Provinz Westfalen A. Krönig; am 23. Juni in Bielefeld Generaldirektor Nikolaus Dürkopp, Gründer der Dürkopp-Werke; am 28. Juni in Berlin der Bankier Bruno Herbst; am 29. Juni der frühere Inhaber der Berliner Handelsgesellschaft Hermann Rosenberg; am 1. Juli in Leipzig der Verlagsbuchhändler Leo Woerl; am 8. Juli in Bremen der Großkaufmann Hermann Melchers; am 25. Juli in Solingen Geh. Kommerzienrat Fritz Beckmann; am 5. September in Karlsruhe Geh. Hofrat Dr. C. Blum; am 19. Sept. der Generaldirektor der Aachener und Münchener Feuerversicherungs-Gesellschaft Geh. Justizrat Adolf Harbers; am 9. November der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie Albert Ballin; am 14. Nov. in Koburg Geh. Finanzrat Hermann Schraidt; am 25. Nov. in Mannheim der Grossindustrielle Kommerzienrat Hermann Dyckerhoff; am 26. Nov. in Stuttgart Geh. Hofrat Rudolf v. Bellnagel; am 28. Nov. in Berlin der Bankier Wilhelm Kuczinski; am 4. Dez. in Meiningen Geh. Kommerzienrat Dr. Gustav Strupp; am 18. Dez. in Hanau Kommerzienrat Heinrich Brüning; am 23 Dez. in München der Bankdirektor Dr. Adolf Ritter v. Stroell.

Die Toten von Frankfurt.

Außer den in der vorstehenden Liste schon erwähnten Todesfällen (Professor Ludwig Edinger, Albert v. Metzler, Eugenie Bandell, Kommerzienrat Siebert, Dr. Carl Funck, Professor Dr. Th. Ziegler, Professor Dr. Boeke und Professor Dr. Petersen) sind in Frankfurt noch folgende bemerkenswerte Persönlichkeiten verstorben: Am 10. Januar Generalmajor z. D. Freiherr August v. Bissing; am 12. Jan. Geh. Sanitätsrat Dr. Heinrich Rehn; am 21. Jan. der Kaufmann Robert Schellenberg, Mitbegründer von Schellenbergs Kaisermagazin; am 19. Februar der Oberlehrer am Lessing-Gymnasium Professor Paul Ankel; am 5. März der Rechtsanwalt und frühere Stadtverordnete Geh. Justizrat Dr. Adolf v. Harnier; am 9. März der Kaufmann Anton Mook in Firma Mook u. Schönbube; am 26. März der Kaufmann Moritz A. Wolff, Begründer der Weingroßhandlung M. A. Wolff; am 8. April der frühere Direktor des Kaiser Friedrich-Gymnasiums Geheimrat Professor Dr. Theodor Hartwig; am 9. April der langjährige Vorsitzende der Neuen Zoologischen Gesellschaft Ludwig H. Reiß; am 20. April der Oberbahnhofsvorsteher Rechnungsrat Friedrich Krüger; am 2. Mai der Kaufmann Heinrich Bunz, Inhaber der Firma S. D. Bunz Sohn; am 4 Mai Baurat Hermann Ritter; am 5. Mai Geh. Justizrat Dr. Gustav Humser; am 6. Mai Frau Emilie Albinus, früher Mitglied des Schauspielhauses; am 16. Mai fiel auf dem westlichen Schlachtfelde der Architekt Karl Leonhardt; am 26. Mai starb der Redakteur am Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" Robert Baldauf; am 11. Juni der Zahnarzt Dr. Julius Albrecht; am 4. Juli der Amtsgerichtsrat Geh. Justizrat Dr. Adler; am 6. Juli der praktische Arzt Sanitätsrat Dr. Elias Simon; am 8. Juli Karl Gevers, Inhaber der Beerdigungsanstalt gleichen Namens; am 10 Juli Max Kornfand, Mitinhaber der Lithographischen Kunstanstalt Kornfand u. Cie.; am 16. Juli der praktische Arzt Dr. Roderich Spohr; am 18. Juli der Kaufmann Isaak Mayer, Chef der Firma E. u. J. Mayer; am 21. Juli Sebastian Cahn, Konsul von Peru und Uruguay; am 23. Juli fiel im Westen der Oberst Freiher v. Lersner; am 2. August starb der Lehrer am Hochschen Konservatorium Hugo Schlemüller; am 6 August der frühere Stadtverordnete Architekt Ernst Friedrich Ambrosius; am 11. August der Genealoge und Heraldiker Karl Kiefer; am 12. August der Rechtsanwalt Dr. Merzbach, eines der zwölf Opfer des feindlichen Fliegerangriffs; am 3 September der Kaufmann Josef Gellhorn, Inhaber der Firma Gellhorn u. Cie.; am 4. Sept der Kaufmann Alexander Wagener, Mitbegründer der Firma Wagener u. Schlötel; am 12. Sept. Frau Dr Anna Friebleben, die erste Waisenpflegerin Frankfurts; am 14. Sept. der Kaufmann Simon Zeimann; am 29 Sept. der Journalist S. von Halle; am 9. Oktober fiel auf dem westlichen Kriegsschauplatz der Leutnant der Reserve Rechtsanwalt Dr. Alfred Geiger und am 11 Oktober der Major der Reserve Justizrat Dr. Fritz Berg; am 15. Oktober starb der Bankier Julius Cahn; am 22 Oktober die städtische Armenpflegerin Frau Klara Kahn und Frl. Dr. Elfriede Gerwien, Mitbegründerin und Leiterin des Tagheims für schulentlassene Mädchen; am 10. Dezember Geh. Oberpostrat Lauenstein; am 11. Dez. der Lehrer am Hochschen Konservatorium August Leimer; am 14. Dez. der Buchhändler Moritz Abendroth.

Paderewski.

Paderewski Präsident der polnischen Republik! Das mag Uneingeweihte überraschen, keineswegs den Kenner dieser merkwürdigen Laufbahn, deren Ausgangspunkt Wien ist. Auch das ist längst in Vergessenheit geraten, gerade so, wie der einst blendende Name eines Künstlers zu verblassen beginnt, dessen Haus im Währinger Cottage Jahrzehnte hindurch einen Brennpunkt des Wiener Musiklebens bildete. Ich meine die „Rote Villa" in der Karl Ludwigstraße, in der Theodor Leschetitzky wie ein König schaltete und waltete. Auch er war Pole, aber vollgesogen mit deutscher Bildung, deren Einflüssen er trotz seiner natürlichen Vorliebe für alles Slawische niemals zu entrinnen vermochte und auch nicht wollte. Zu ihm, dem unerreichten Klavierpädagogen, strömten die Lernbegierigen aus allen Weltteilen, hauptsächlich jedoch aus Frankreich, England und Amerika. Leschetitzkys Salon war ein internationaler Tummelplatz, auf dem sich der eingeborne Wiener als Gast bewegte. Leschetitzky selbst und alle seine Unterricht heischenden Landsleute, die sich selbstverständlich ebenfalls zahlreich einstellten, alle diese Leute aus dem Osten, zählten zu jenen in Wien, die in ihren Gefühlen und Neigungen den Westen repräsentierten. Die Mittwochabende in den warmen, behaglichen Räumen des geistsprühenden und in seinen Temperamentsausbrüchen von Lebensbejahung überschäumenden Meisters gehören zu meinen schönsten Erinnerungen.

Leschetitzky sorgte in rührender Weise für seine Schüler. Er lenkte deren Schritte von Anfang an und erlahmte in seinem Interesse auch dann noch nicht, wenn sie hoch gekommen waren. Bei Leschetitzky hatte man immer den Eindruck, als bildeten sie alle zusammengenommen eine große, weitverzweigte Familie. Aus diesem Kreise ist Jan Ignaz Paderewski hervorgegangen. Ich entsinne mich noch sehr gut seines ersten Konzerts in dem nunmehr verschwundenen Bösendorfersaal, das in der ersten Hälfte der achtziger Jahre unter weitestgehendem Ausschluß der Oeffentlichkeit, aber selbstverständlich in Anwesenheit der gesamten Leschetitzkyschen Schülergarde stattgefunden hat. Schon damals betörte sein Kopf mit dem ungeheuren Haarwuchs, dessen Tizianfarbe verwirrend auf alle Frauen wirkte. Wir musikbeflissenen Studenten hatten an seinem Spiele allerlei auszusetzen, aber daß er ein Auserwählter sei, war uns doch aufgegangen, und wir zweifelten nicht daran, daß Paderewski seinen Weg machen wird. Freilich, die Karriere, die er in Wirklichkeit gemacht hat, sah niemand von uns voraus, denn bei aller Anerkennung seiner pianistischen Fähigkeiten, einen überragenden Helden — etwa einen Rubinstein — vermochten wir in Paderewski nicht zu erblicken. Jeder wahre Künstler ist von sich eingenommen, und ich bin sicher, daß Paderewski in jenen Anfängen — mit Recht — keinen Augenblick gezweifelt hat, mit der Zeit in die erste Reihe seiner Kollegen zu treten. Aber ganz bestimmt ahnte er nicht einmal, daß er in den Vereinigten Staaten einen Erfolg erringen werde wie nie zuvor und nachher ein andrer Künstler.

Es war im Jahre 1891, als er zum erstenmal nach New-York kam und das Yankeepublikum im Sturm eroberte. Es war ein ungeheurer Sieg, der alles in den Schatten stellte, was je ein Künstler in Amerika zu erreichen vermochte. Ein glühender Verehrer Paderewskis, der Graf Robert de Montesquiou, schreibt in seinen „Roseaux pensants": „Sein geflügelter Name, das schöne Antlitz eines gestürzten Engels, dessen geheimnisvolles Feuer der Stift Burne-Jones' zu erfassen gewußt; seine Adassaccohaare in kunstvoller Unordnung das Luzifergesicht umrahmend, dessen Aureole sich in Haare aufgelöst hat; sein gebildeter und subtiler Geist, die seltene Anmut seiner Manieren — alle diese Vorzüge trugen zur Hebung seiner genialen Meisterschaft bei." Nun, die „Massacciohaare, in kunstvoller Unordnung das Luzifergesicht umrahmend," das ist es, womit Paderewski bei den von Sensation zu Sensation eilenden amerikanischen Frauen den ungewöhnlichen Eindruck hervorgerufen hat. Wir wollen nicht ungerecht sein: Paderewski ist ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Künstler, ein glänzender Pianist und obendrein ein gründlich durchgebildeter Musiker, der es unbedingt verdient, ernst genommen zu werden, und dem der Erfolg auch sicher wäre, auch wenn seinen Kopf statt der rotfarbenen Strähne kurzgeschorene, mit Glanzpomade gebürstete Haare bedeckten. Man muß die Psyche der Amerikanerin kennen, um zu ermessen, wie die reinen Aeußerlichkeiten auf sie wirken. Paderewski am Klavier war also schon ein Erfolg, noch ehe der tastenstürmende Titan einen Ton dem Instrument entlockte. Dazu gesellte sich ein zweites: Paderewski ist ein unvergleichlicher Chopinspieler. Das ist überhaupt das Um und Auf seiner klavierspielenden Seele. Bedenkt man, daß ein Rubinstein, dieser bedeutendste Pianist nach Liszt, und viele andre Größen am Kunsthimmel sich mit einem Wald- und Wiesenerfolg in Amerika begnügen mußten, so wird kein Einsichtiger leugnen können, daß der geradezu monumentale Sieg, den dieser Pole bei den Amerikanerinnen erfocht, in einen ursächlichen Zusammenhang mit den erwähnten Begleiterscheinungen seiner Persönlichkeit zu bringen ist. Damit ist auch ein kaustisches Wort Anton Rubinsteins zu verbinden. Als man dem Großmeister des Klavierspiels von den Triumphen Paderewskis erzählte und ihm dennoch den Vorschlag machte, eine zweite Tournee nach Amerika zu unternehmen, erwiderte er: „In meinem Alter kann ich mir die Haare nicht mehr rot färben lassen!"

Ich spreche immer von Amerikanerinnen. Nun ja, auch das muß man wissen, daß den Erfolg eines Künstlers in Amerika die Frauen und nicht die Männer entscheiden. Die „Recitals" der Konzertgeber finden zumeist am Nachmittag statt, an dem der Amerikaner noch dem „Business" obliegt und den

die Politik für Paderewski Neuland wäre. Ob er ein strahlend schönes Frauenpreis sich um den

...ierenden Künstler. . . . Der aber führte wohl ...e prächtige Evolutionen aus, rückte jedoch im ...en, im ganzen nicht von der Stelle; er blieb, was ...ewesen war, Virtuose — nun auch blendender ...tuose des Wagnerstils, der Stimmung, ...Orchesters." Und dann wieder: „Alles Podium..., Publikumsempfindung, Produkt, Produktion; ...em vielen Denken kein wahrhaft schöpferischer Ge... ." Und zum Schluß: „Den Enthusiasmus ...er Erstaufführung vom Persönlichen loszulösen ...in die Beifallselemente zu zerlegen, wäre Sache ...komplizierten, chemisch-kritischen Analyse, zu der ...alle Lust fehlt. Aus der Folge der späteren Auf...ungen wird alles klar werden."

Es wurde klar: es gab keine späteren ...führungen. Aber trotzdem: Paderewski hat ...as Klavier verschiedene, sehr hübsche Kleinig... geschrieben, die von manchen seiner Kollegen ... gespielt werden. In Wien ließ man sich ...den amerikanischen Triumphen nicht alarmieren ...blieb kühl bis ans Herz hinan, unsrer An...tach sogar zu kühl. Der verwöhnte Künstler war ...r Stadt lange ferngeblieben. Vor sieben, acht ...en tauchte er endlich wieder einmal auf, aber ... als Mitwirkender in einem Wohltätigkeits...ert, ohne die Gemüter besonders zu erregen. Das ...u Unrecht, denn er spielte ein Chopinsches ...erkonzert wirklich ganz ausgezeichnet. Die Stadt ...mied er nicht, er besuchte sehr oft seinen Meister ...titzky, dem er die Treue bewahrte. Und wenn ...ch Wien kam, sah man ihn auch wieder im Cafe ...al. Seine roten Haare sind inzwischen grau ge...n. Paderewski wurde vor einem Monat acht...nfzig Jahre alt. Vielleicht denkt er auch, daß ...t dem Klavierspielen nun bald sein Ende hat, ...irft sich mit um so größerem Eifer auf die ...Laufbahn, die jedenfalls dornenreicher ist als ...te Karrière. Was kümmert's uns? Immerhin: ...ianisten Paderewski werden auch die Deutschen ... vergessen. Das Schicksal des Politikers ...wski wird immer nur die Polen interessieren.

Ludwig Karpath.

Neues Wiener Tagblatt
2. I. 1919

Karl — „der Plötzliche".

Ein Beitrag zum Charakterbilde des Ex-Kaisers Karl.

(Von einem ehemaligen Landsturmoffizier.)

Von dem Trubel der Zeit verwirrt — „schwankt sein Charakterbild in der Geschichte —". Jeder Tag und jede Stunde unseres Erlebens ist Geschichte und darum haben die Zeitgenossen die Pflicht, alles zu verzeichnen, um es lückenlos den Forschern zu überliefern. Ich bin kein Monarchist und bei meinem Kommando wurde mir manches schwer gemacht, weil es wußte, daß ich ein Tagebuch führte, aus dem ich mitunter nicht gerade militärfreundliche Stellen vorzulesen pflegte; das genügte. Und ich fühle mich weder berufen noch dazu gedrängt, den letzten Habsburger auf dem österreichischen Kaiserthron zu verteidigen. Nur um der Gerechtigkeit willen seien meine Tagebuchnotizen hieher gesetzt:

„Feldpost 334, November 1917. Die Reservaterlässe des Armeeoberkommandos zur Bekämpfung der revolutionären Propaganda in der Armee und im Offizierskorps werden in der Offiziersmesse besprochen. Man spricht an unserem Tische — und wahrscheinlich an jedem anderen — ungeniert davon, daß die endlose Verlängerung des Krieges zu einer Revolution führen muß. Der junge Kaiser scheint etwas zu ahnen. Er läßt keine Gelegenheit unversucht, um das Vertrauen der Massen zu werben. Einige seiner Versuche, volkstümlich zu werden, schreibt man dem Einflusse seiner klugen Mutter oder des „roten Prinzen" (Obersthofmeister Konrad Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst †) zu. Andere, welche sichtlich momentaner Eingebung entsprangen, haben ihm bei der Hofkamarilla bereits den Spottnamen „Karl der Plötzliche" eingetragen, der ihm bei den Völkern aber kaum schaden würde, wenn es ihm gelänge, dem Lande einen baldigen ehrenvollen Frieden zu geben. Ein Urlauber, der sich zum A. O. K. nach Baden getraute, um einer persönlichen Angelegenheit nachzugehen, erzählte uns heute:

Eines Tages betrat Karl der Plötzliche unangesagt und ohne Begleitung eine Abteilung des Kriegsministeriums, in der man ihn am wenigsten erwartet hatte. Es war eine Stunde nach dem festgesetzten Beginne der Amtsstunden, und die Tische der Herren Stabsoffiziere waren unbesetzt. Der rangsälteste Hauptmann meldete sich vorschriftsgemäß. Karl fragte nach dem Vorstand, ging von Tisch zu Tisch, ließ sich die Namen der Fehlenden melden, schrieb sie in sein Notizbuch und tags darauf waren alle Langschläfer, großen Herren und Nichtstuer an die Front abkommandiert. — Das große Kaffeehaus in Baden, in dem die Offiziere verkehrten, war ihm ein Dorn im Auge, und einem Generalstabsoffizier, der dort täglicher Stammgast war, sagte er gerade heraus, er dulde das müßige Herumsitzen nicht, es werde für einen Offizier, der seine Pflicht ernst nehme, im Kriege noch immer etwas zu tun geben. Von da an sah man keinen Offizier mehr am Fenster: sie zogen sich in das Halbdunkel der lauschigen Sofalogen zurück.

Ein „Pfeifendeckel" war zu Tode erschrocken, als ihm der Kaiser in einer Seitengasse in Baden den Weg mit den Worten vertrat:

„Was haben Sie da drinnen im Korb —?"

Karl der Plötzliche wartete die Antwort des Ratlosen gar nicht ab, zog einen Zipfel der blütenweißen Serviette hoch und stand vor duftenden braunen, knusperigen Kipfeln und Semmeln aus feinstem, griffigem Dreinullermehl.

„Für wen ist das Gebäck bestimmt —?"

Der Bursche stotterte verlegen: „F — für d — die Of — Offiziersmesse d — d —"

Weiter kam er nicht. Denn Karl befahl ihm, mitzukommen, führte ihn ihn das nächste Militärspital und übergab das Weißgebäck hier dem Verwalter für die Kranken. Freilich war es nur eine Demonstration, denn der Befehl zur Einstellung des Weißgebäckes, der — erst im Jahre 1917 — wohl infolge dieses Vorfalles an die Offiziersmessen hinausging, wurde nicht eingehalten. Wenigstens im Etappenraume nicht! Hier gab es noch mitten im Jahre 1918 Weißbrotwecken zum Frühstück, und hieher reichte der Arm des Kaisers nicht. — .

Die Intendanz unseres Armeekommandos fand eines Tages in ihrem Einlaufe eine Rechnung über Tausende von Kronen für die Installierung elektrischer Beleuchtung im Quartier des jugendlichen Erzherzogs Wilhelm, welcher als Leutnant „im Felde stand". Er war nämlich als Ordonnanzoffizier dem Feldmarschall Köveß zugeteilt, welcher als Kommandant der 7. Armee seinen Standort in Marmaros-Sziget hatte. Hier wurde ein aus zehn Zimmern bestehendes Patrizierhaus als Feldquartier für den Leutnant Erzherzog Wilhelm requiriert und — während die bürgerliche Familie sich Unterkunft suchen mußte — für die Einquartierung „adaptiert". Die ursprüngliche Weigerung des Referenten der Intendanz, die viel zu hoch bemessenen Kosten dieser Adaptierung zu bezahlen, fruchteten nichts. Die „Notwendigkeit der Anschaffung" wurde von höherer Seite bestätigt und die Intendanz wurde angewiesen, die Liquidierung der Rechnung zu veranlassen. Nun saß der junge Leutnant warm. Aber das genügte ihm nicht. Obwohl er ganz unvorschriftsmäßig mit einem „Raglan" von bürgerlichem Schnitt bekleidet, ohne Seitenwaffe und mit einem Bergstocke in der Hand, an der Seite des Generalstabschefs der 7. Armee Obersten Waldstätten — des späteren Generalstabschefs des Armeeoberkommandos — durch das Kotmeer von Sziget watete, wünschte er, daß ihn jedermann kenne und ihm jedermann die vorschriftsmäßige Ehrenbezeigung leiste: „Drei Schritte vorher Front mit Kopfwendung drei Schritte nachher!" Ein Feldgendarm — ein Gendarmeriewachtmeister mit fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit — der im Kommandogebäude der Quartiermeisterabteilung Torinspektionsdienst hatte, war so unglücklich, den halb zivilistisch angekleideten Erzherzog nicht zu kennen und ihm, verwundert über seine Adjustierung, als Leutnant zögernd die einfache Ehrenbezeigung zu leisten. Er erhielt — da der Erzherzog damals allein vorbeigekommen war, offenbar auf dessen Anzeige hin! — einundzwanzig Tage verschärften Einzelarrest. Der böse Zufall wollte, daß an demselben Tage ein Mann im „Feldkino" nicht aufstand, als der Erzherzog den Saal — wie fast allabendlich! — betrat. Auch dieser Mann wurde der „wohlverdienten" Strafe zugeführt. Und tagsdarauf wurden sämtliche „Schreiber und sonstigen Mannschaften" des Kommandos zu einer denkwürdigen Exerzierübung im Hofe der Stabskompagnie kommandiert: der „dienstführende Feldwebel" und sein Stellvertreter, ein graubärtiger Landsturmzugsführer, spielten den — Erzherzog, und ernste Männer, darunter: Staatsbeamte, Lehrer, Advokaten, Kaufleute, Bankbeamte mußten vorbeidefilieren, um zu lernen, wie man „den" Erzherzog grüßt. Bei der Gulyaskanone aber hing seine Photographie an der Barackentür, und da mußten zum Schlusse alle vorbei, um sich die gar nicht charakteristische Physiognomie des Etappen-Geßler einzuprägen.

Aber tags darauf kam Kaiser Karl auf der Fahrt von der Ostfront durch das Städtchen. Jemand, der dem jungen Herrn Erzherzog schon lange nervös zusah, erzählte dem Kaiser von seinen Streichen. — Und Karl der Plötzliche suchte alsbald den Herrn Vetter Leutnant in seinem Quartier auf. Zwei Tage später bezog Wilhelm die ihm nach seinem militärischen Range zwar noch immer nicht gebührende, für ein Mitglied der Dynastie aber zulässige Zweizimmer-(Stabsoffiziers-)Wohnung in der Grödlvilla, dem nichts weniger als feldmäßigen Quartier des Armeekommandos.

In Czernowitz sah ich noch im Oktober dieses Jahres — wenige Tage vor dem Umsturz — einen rumänischen Bauernsohn mit drei Tapferkeitsmedaillen, auf jedem der Bänder die Spange. Ein Urlauber, der gerade zur rechten Zeit auf Urlaub kam, um ganz daheimbleiben zu können. Ihn hatte Karl der Plötzliche in den „Sieben Gemeinden" aus der Einteilung heraus zu sich gerufen, nach seinen Familienverhältnissen befragt und — auf Urlaub geschickt. Zufällig hatte er einem seine Gunst erwiesen, der in vier Kriegsjahren hundertmal vergeblich um Urlaub gebeten hatte.

So war Karl als Kaiser und oberster Kriegsherr: unerfahren und oft nicht gut beraten, doch von guten Absichten beseelt. Dies anzuerkennen ist ein Gebot der Gerechtigkeit — gerade angesichts der Art, wie sich andere Persönlichkeiten von fast unbeschränkten Machtvollkommenheiten verhalten haben!

E. M.

Neues Pester

Die Tragödie Mackensens.

Abtransport des Trains seines Stabes. — Das Föther Schloß von Spahis umzingelt. — Der Abschied des Generalfeldmarschalls. — „Ich habe geahnt, daß es so kommen wird". — Vergeblicher Protest und eilige Abreise Mackensens. — Der ungarische Verbindungsoffizier in Gewahrsam. — Protest des Ministerpräsidenten Károlyi.

(Von unserem Sonderberichterstatter.)

Schloß Föth, 6. Januar.

Wilde Schreie, Pferdegetrampel und das Knattern von Automobilen schreckten die Föther Bevölkerung in der Nacht von Samstag auf Sonntag aus dem Schlummer. Die Bewohner der kleinen Bauernhäuschen eilten ans Fenster, aber sie konnten nichts sehen, denn stockfinster war die Nacht. Erst am nächsten Tage erfuhren sie, daß in jener tiefschwarzen Nacht der einzige unbesiegte Heerführer der Mittelmächte, Generalfeldmarschall August v. Mackensen entführt worden ist, entführt von den französischen Kolonialtruppen, die das Föther Schloß des Grafen Ladislaus Károlyi schon vor Tagen besetzt hatten. Nun befindet sich der greise Heerführer mit den Getreuesten seiner Getreuen auf der Fahrt nach einem unbekannten Ziele. Angeblich soll Saloniki das Ziel der Fahrt sein. Gewisses läßt sich nicht sagen, denn weder ihm noch den Offizieren seines Stabes ist über das Reiseziel eine Mitteilung gemacht worden. Welches Schicksal in dem fremden Lande seiner harrt, wer vermag es zu sagen? Wer kann es wissen, welch Schicksal dem 72jährigen Greis, der länger als vier Jahre den Gefahren des Krieges getrotzt, beschieden ist? Welche Empfindungen und Gefühle müssen die Brust des Mannes erfüllen, dem es beschieden war, als Führer einer sieggewohnten deutschen Armee von seinem dankbaren Vaterlande mit den höchsten militärischen Ehren bedacht zu werden, der Siebenbürgen von den Heerschaaren König Ferdinands befreit hat und der nun bei Nacht und Nebel von farbigen Truppen weit fortgeführt wird in ein Land, wo seiner ein unbekanntes Geschick harrt. Ein tiefes menschliches Rühren ergreift jedes Herz . . .

Um nach Schloß Föth zu gelangen, muß man die Vizinalbahn benützen, die von Rákospalota in den ersten Nachmittagsstunden abgeht. Ein ungewöhnliches Bild bietet sich den Blicken des Reisenden dar. Auf der rechten Seite des Bahnhofgebäudes erblickt man eine traurige Schar, die Reste der einst so mächtigen und gefürchteten Armee Mackensen. Und hinter den deutschen Soldaten stehen bis an die Zähne bewaffnete Spahis. Es ist der Train, der heute abends abgeht. Wohin? Nach Saloniki, Bukarest oder anderswohin? Die Leute wissen nicht, wohin sie gebracht werden. Ein prachtvoller Silberschimmel wird von den Umstehenden viel bewundert. Wahrhaftig ein herrliches Tier. Es ist das Leibpferd des Generalfeldmarschalls. Ein schlanker hochgewachsener Mann, halb in Uniform, halb in Zivil gekleidet, faßt das edle Tier am Halfter, streichelt den schönen schlanken Hals. Daneben steht ein preußischer Unteroffizier. Die Distinktion ist ihm vom Kragen gerissen, die Seitenwaffe abgenommen worden. Auch seine Kameraden sehen elend aus. Um den einen Trainwagen schart sich die kleine Menge. Der Soldat, der den Wagen lenkt, bietet alle möglichen Dinge feil. Vor allem Zigarren und Zigaretten in großer Menge. Für dreißig Heller kann man bei dem Manne eine deutsche Zigarre von stattlicher Größe erhalten. Aus dem Innern des Wagens kommen die verschiedensten Sachen zum Vorschein. Feine Seifen, Taschentücher, Hosenträger, Schuhe, Weißwäsche und — Parfüms. Echt französische Marke. Weiß der Himmel, woher der deutsche Soldat zu diesen Pariser Parfüms gekommen ist. Aber die Rákospalotaer haben keinen Sinn für Parfüms und kaufen lieber Tabakwaren und Schuhe. Alles zu Spottpreisen, denn die deutschen Soldaten wollen alles zu Geld machen. Tiefes Mitleid muß man mit den Aermsten empfinden. Der eine fragt mich, wohin die Fahrt geht. Er möchte so gerne in die Heimat zurück, zu Weib und Kind. Der Arme! Und die Spahis stehen dabei und sehen dem Handel gleichgültig zu. Auf dem Perron stehen französische Offiziere. Sie scheint die Sache nur wenig zu interessieren, sie haben kaum einen Blick für die deutschen Soldaten. Als einer der Deutschen einem Leutnant die Ehrenbezeigung leistet, grüßt er höflich zurück. Die französische Höflichkeit verleugnet sich auch in dieser Situation nicht. Da ertönt ein schriller Pfiff und der Kondukteur gibt das Zeichen zur Abfahrt. Die drei französischen Offiziere, ein Kapitän und zwei Leutnants, steigen in ein Abteil erster Klasse. Auf die Kupeetür hat ein französischer Unteroffizier mit Kreide die Worte hingeschrieben: „Réservé pour les officiers français". Aber die Franzosen nehmen es nicht so genau und die Herren lassen jeden einsteigen, der eine Fahrkarte erster Klasse besitzt. Unterwegs lesen die Herren den „Petit Parisien". Es ist die Nummer vom 20. Dezember, also ein wenig alt. Aber das scheint nichts zu machen, denn die Offiziere sind froh, daß sie in Rákospalota überhaupt zu einer französischen Zeitung kommen. In drei Waggons dritter Klasse fahren die Spahis. Es sind dieselben, die dem Generalfeldmarschall bis zur Demarkationslinie das Geleite gegeben haben. Heute nachmittag sind sie zurückgekehrt. Von wo sie gekommen, darüber schweigen die Unteroffiziere, die die Aufsicht führen.

Es ist nicht leicht, in das Föther Schloß Einlaß zu bekommen. Alle Eingänge sind von den Spahis besetzt. Kein Unberufener kann in das Schloß gelangen. Es gelingt mir aber dennoch, in den Schloßhof zu gelangen, dank der Hilfe einer Patrouille der Föther Nationalgarde. Ein alter, langgestreckter Bau das Föther Schloß des Grafen Ladislaus Károlyi. Im ersten Stock des Schlosses war die Wohnung des Generalfeldmarschalls gelegen. Sie bestand aus zwei Räumen, einem Salon und einem Schlafgemach. Vorher hat der junge Graf Stefan Károlyi, ein Sohn des Schloßherrn, hier gewohnt. In diesen beiden Räumen spielte sich das Leben des Generals ab. Er hat sie nicht allzu oft verlassen, hat Spazierritte nur selten unternommen. So oft er ausritt, folgten ihm zwei Berliner Geheimpolizisten, die für seine Sicherheit verantwortlich waren. Mit der gräflichen Familie hat Mackensen nur selten verkehrt. Zumeist befand er sich in der Gesellschaft der Offiziere seines Stabes, mit denen er auch die Mahlzeiten einnahm. Ein eigener deutscher Koch stand zu seiner Verfügung, derselbe, der für ihn auch im Felde gekocht. Graf und Gräfin Károlyi boten alles auf, um dem Generalfeldmarschall den Aufenthalt auf Schloß Föth so angenehm als möglich zu gestalten. Von einer eigentlichen Internierung konnte überhaupt nicht gesprochen werden. Die Bewachung wurde so diskret durchgeführt, daß Mackensen überhaupt keine Kenntnis davon hatte, daß er bewacht wird. Der Tag verging zum größten Teile mit Lektüre. Mackensen war auf alle Wiener und Berliner, sowie auf die meisten Budapester Blätter abonniert, und mit besonderer Vorliebe las er die Artikel und Notizen, die sich mit seiner Person beschäftigten. In sehr reger Korrespondenz stand er mit seiner Gattin — Mackensen ist vor einigen Jahren eine zweite Ehe eingegangen — und mit seinen aus erster Ehe stammenden Söhnen, von denen der eine aktiver Offizier, der andere Jurist ist. Seine Briefe mußten die Zensur passieren und waren deshalb kurz gehalten. Erst in den letzten Tagen sagte der Generalfeldmarschall: „Ich habe nur noch einen Wunsch in diesem Leben. Ich möchte bei meiner Frau in Danzig sein und nie mehr von ihr fortgehen. Wie oft hätte ich Gelegenheit gehabt, zu fliehen! Aber ich tat es nie und werde es nie tun!" Für den Schloßherrn und seine Gemahlin empfand er tiefe Verehrung und Dankbarkeit und zu wiederholtenmalen hat er dieser Dankbarkeit auch Ausdruck verliehen. Zuletzt in der Sylvesternacht, als er und die deutschen Offiziere zur Sylvesterfeier des gräflichen Hauses geladen waren.

Die Offiziere des Mackensenschen Stabes, die ebenfalls im Schlosse wohnten, während die Mannschaft in den Meiereien untergebracht war, haben es vorgezogen, sich durch die Flucht der Gefangenschaft zu entziehen. Auch der größte Teil der Mannschaft suchte sein Heil in der Flucht. In der Kleidung ungarischer Bauern sind deutsche Offiziere aus Föth geflohen. Als Mackensen vor etwa einem Monat hier anlangte, zählte sein Stab hundert Mann, und als die Ueberführung nach Saloniki angeordnet wurde, stellte es sich heraus, daß kaum dreißig Deutsche im Föther Schlosse weilten. Bis zu 800 Kronen haben deutsche Offiziere für einen übertragenen Zivilanzug bezahlt.

Unter wahrhaft tragischen Umständen ging in der Nacht von Samstag auf Sonntag die Ueberführung Mackensens vor sich. Der Verbindungsoffizier des ungarischen Kriegsministeriums, Hauptmann Heinrich Reisner, hatte bemerkt, daß in den Nachmittagsstunden die Wachen vor dem Schloß verdichtet worden sind. Gleichzeitig pflanzte die Wache das Bajonett auf. Der Verbindungsoffizier bat den Wachkommandanten, zu veranlassen, daß wenigstens die Bajonette eingezogen werden. Gleichzeitig war in den Nachmittagsstunden der Telephondraht entzweigerissen worden, so daß der ungarische Verbindungsoffizier nicht telephonieren konnte. Der Verbindungsoffizier bat den Wachkommandanten, die telephonische Verbindung wieder herstellen zu lassen. Um 4 Uhr nachmittag fand sich ein französischer Unteroffizier bei Hauptmann Reisner ein und erstattete ihm die Meldung, daß Oberstleutnant Gouespereau ihn in einer dringenden und wichtigen Angelegenheit im Schloß erwarte. Der Oberstleutnant machte dem ungarischen Offizier die Mitteilung, daß er von der französischen Regierung beauftragt worden sei, dem Generalfeldmarschall persönlich eine Botschaft zu überbringen. Hauptmann Reisner überbrachte diese Meldung dem Generalstabschef Mackensens, dem Obersten Schwarzkoppen, der sich sofort zu Mackensen begab. Der Generalfeldmarschall weigerte sich aber, den Oberstleutnant Gouespereau zu empfangen. Dieser teilte nun dem Hauptmann Reisner mit, daß sich Mackensen um 5 Uhr 30 Minuten nachmittag zur Abreise bereithalten solle. Er werde in eine Stadt nach dem Süden transportiert werden und sei als Internierter der Regierungen der Ententestaaten zu betrachten. Hauptmann Reisner begab sich nun mit dem Obersten Schwarzkoppen zum Generalfeldmarschall und machte ihm von den Aeußerungen des Oberstleutnants Gouespereau Mitteilung. Die Worte des Hauptmanns Reisner übten auf Mackensen einen geradezu vernichtenden Eindruck. Mackensen, der trotz seines hohen Alters noch ein aufrechter Mann war, fiel zusammen. Dann kam es von seinen bebenden Lippen: „Ich habe geahnt, daß es so kommen wird. Jetzt wird man mich in Frankreich als Schaustück herumführen. Die ungarische Regierung hat mir doch die Garantie gegeben, daß ich unter ihrem

zu sehen, als sie jetzt ist, erfüllt. Wir treiben **unabwendbar einem furchtbaren Blutbad entgegen und die gesamte Bürgerschaft vereinigt** [illegible] **Zuversicht, daß es ihr gelingen werde, in kurzer Zeit der Aufrührer Herr zu werden.**

Feuilleton.

Peter Altenberg.

Von Felix Salten.

Wiens eigenartigster Dichter ist gestorben. Ein Künstler, der in seiner Besonderheit völlig allein stand. Ein unvergleichlicher Meister der knappen, selbstgeschaffenen Form, war er in einer Zeit, deren Hasten und deren Atemlosigkeit ebenso nach Abkürzung, nach extraktiver Mitteilung, wie nach Sensation verlangte, ein Dichter wunderbar beredsamer und Aufsehen erregender Telegramme. Vom ersten Tag seines Erscheinens an war er endgiltig und für die ganze Dauer seines Schaffens bestimmend in seiner Form, war sogleich fixiert in seinem Ausdruck und im Inhalt seiner Prosagedichte. Er hat sich nicht gewandelt, hat Entwicklungen im gewöhnlichen Sinn nicht durchgemacht. Sein Profil hatte sogleich dieselben, festen, einprägsamen Linien, die man seither an ihm kannte, die man liebte oder verlachte, je nachdem, ob man zu denen gehörte, die ihn verstanden, oder zu den anderen, die ihn weder verstehen konnten, noch es wollten. Als er seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, entstand der folgende Versuch, sein Wesen zu zeichnen:

Peter Altenberg erwünscht es sich, daß die Seele des Menschen an Terrain gewinne. Er hat das selbst einmal geschrieben, und es drückt sein Wesen vortrefflich aus.

Ich lese, was ihm eine von den Spanierinnen einmal gesagt hat; eine Sängerin oder Tänzerin, vielleicht auch nur eine, die durch die American Bars und Chantant-Promenoirs von Europa zigeunert, jedenfalls eine von den vielen, denen er seine Seele hingegeben hat: „Votre lettre . . je comprends, que vous me comprenez . . c'est tout ce qu'il nous faut . . c'est plus!"

Ich lese, wie er zusammen mit dem Pudel der Geliebten im Kofferhaus die Geliebte erwartet, die aus dem Theater kommen soll: „Der Pudel setzte sich so, daß er die Eingangstür im Auge behalten konnte, und ich hielt es für sehr zweckmäßig, wenn auch ein wenig übertrieben, denn, bitte, es war halb acht Uhr, und wir hatten bis viertel zwölf Uhr zu warten. Wir saßen da und warteten. Jeder vorüberrauschende Wagen erweckte in ihm Hoffnungen, und ich sagte jedesmal zu ihm: „Es ist nicht möglich, sie kann es noch nicht sein, bedenke doch, es ist nicht möglich!" Er war direkt krank vor Sehnsucht, wandte den Kopf nach mir um: „Kommt sie oder kommt sie nicht?!" — „Sie kommt, sie kommt . ." erwiderte ich. Einmal gab er den Posten auf, kam zu mir heran, legte die Pfoten auf meine Knie, und ich küßte ihn. Wie wenn er zu mir sagte: „Sage mir doch die Wahrheit, ich kann alles hören!" Um zehn Uhr begann er zu jammern. Da sagte ich zu ihm: „Ja, glaubst du, mein Lieber, daß mir nicht bange ist?! Man muß sich beherrschen!" Er hielt nichts auf Beherrschung und jammerte . .!"

Ich lese das Hotelzimmer: „Um drei Uhr morgens begannen die Vögel leise zu piepsen, andeutungsweise. Meine Sorgen wuchsen und wuchsen. Es begann im Gehirn wie mit einem rollenden Steinchen, riß alle Hoffnungsfreudigkeit mit, die Lebensleichtigkeiten, wurde zur zerstörenden Lawine, begrub die Fähigkeit, dem Tag zu genügen, und der unerbittlichen gebieterischen Stunde! Ein lauer Sturm brauste in den Baumwipfeln vor meinem Fenster . . .!" Und dann der Schluß: „Das Singen der Vögel in den Baumkronen wird deutlicher, Ansätze zu Melodien sind vorhanden. Laue Stürme bringen Wiesengeruch. Es wäre die schicklichste Stunde, sich am Fensterkreuze aufzuhängen . ."

Ich lese die kleine Dichtung von den Märchen: „Es gibt drei Märsche, die in Musik umgewandelte Todeskühnheit und Blutdurst sind: Lorrainemarsch, Sternenbannermarsch, Einzug der Gladiatoren. Sie müssen mit einer kurzen und schrecklichen Entschlossenheit gespielt werden! — Die Instrumente mögen direkt in den Tod gehen! Besonders kleine Trommel und Klarinette seien Helden! Sterben fürs Vaterland! Ex! Man muß die Bataillone gleichsam sehen, die den Selbsterhaltungstrieb hinter sich zurücklassen! Vor vor, vor! Eine schreckliche Krankheit hat das Gehirn, das Nervensystem ergriffen: „Du oder ich, Hund!" Sonst nichts!"

Dann aus dem Tagebuch eines Großvaters: „Alte Arterienverkalkung höchsten Grades — —. Die junge Frau wird leben, leben, die zu mir gesagt hat: „Ich glaube nicht, daß mein Erscheinen jemanden so glücklich gemacht hat wie Sie!" — — Die Bergwiesen in R. werden duften und leuchten, besonders nach Regen am Abend. Niemals ist jemand so begeistert vor ihnen gestanden wie ich. — — Enkelin, süße, bescheidene, allzu zarte, verlegene, in dich gekehrte, immer spürtest du es: „Mein Großpapa versteht mich besser als alle—." Ich möchte dich anflehen aus dem Grabe: „Warte auf einen, der dich so, so verstünde wie dein verstorbener Großvater! Aber du wirst ihn nicht erwarten können." — — — Amen — — Arterienverkalkung höchsten Grades — — Lebet wohl!"

Dann das Café de l'Opera im Prater: „Jawohl, eine eigentümliche Beziehung ist zwischen diesen Dingen: Herr, Dame; Mandolinengezirpe, Birke, Platane, Esche; weiße Bogenlampe und kühler Auen Nachtduft. Etwas abseits vom Leben ist es. Es schleicht nicht dahin wie Brackwasser. Eine wundervolle Mischung ist es, welche uns heiter macht und leicht. So unbehindert sitze ich und lausche. Niemanden beneide ich. Ein Rose kaufe ich und schenke sie Signorina Maria. Eine wundervolle Zigarette zünde ich mir an. Wie lieblich die Mandolinen gebaut sind, wie hohle tönende Birnen! Wie die Birkenblätter glitzern! Wie ruhig die Platane steht. Und wie die Esche mit ihren zarten Blätterfingern bebt."

Ich lese all diese kleinen Werke, diese kleinen Predigten, Ansprachen und Dichtungen. Manche sind wie stählerne Projektile, so fest in sich geschlossen, so vollendet und präzise in ihrer Form; und sie dringen einem wie Projektile in die Brust; man ist getroffen und blutet an ihnen. Manche sind wie Kristalle und Edelsteine, funkelnd in allen farbigen Reflexen des farbigen Lebenslichtes, strahlend von eingefangenen Sonnenstrahlen und blitzend von einem geheimnisvollen inneren Feuer. Manche sind wie reife Früchte, warm vom Hauch des Sommers, schwellend und saftig, und voll

daß die Nationalregierung von der Schuld der Monarchie jene Quote übernehme, welche auf sie nach Maßgabe ihrer Bevölkerung und der sonstigen wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse entfallen. Die Banknotenschuld bildet nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Staatsschuld. Die gesamte Staatsschuld Ungarns vor und während des Krieges beläuft

Ich halte dies um so mehr für eine Unmöglichkeit, weil ja die Tatsache der Abstempelung zeigt, daß in dem südslawischen Staate auch die Krone eine Zeitlang im Umlauf sein wird, und wenn die Abstempelung der Krone gegenüber dem Dinar einen Wert von 3 : 1 repräsentieren würde, so würde die jugoslawische Regierung damit ihr eigenes Volk

Feuilleton.

Peter Altenberg.

In einer Zeit allgemeinster Verarmung, die nachgerade auch auf das geistige Gebiet überzugreifen beginnt, wird es nicht allzuvielen aufgefallen sein, daß Wien seit ein paar Tagen um einen Dichter und eine wunderliche Figur ärmer geworden ist. Dennoch werden die Wiener und nicht nur jene begeisterten Jünger eines neuen Kaffeehausglaubens, die in Peter Altenberg den Dichter zu sehen und zu verkünden gewohnt waren, diese stadtbekannte Gestalt nicht ohne leise Wehmut aus unserem Stadtbild verschwinden sehen. Es gibt in der Literatur auch so etwas wie ein Bürgerrecht, das, wie jedes andere, durch längere Ansässigkeit erworben wird. Peter Altenberg besaß es, trotz seiner Unbürgerlichkeit, in den letzten Jahren. Er schrieb und schrieb, er veröffentlichte das Geschriebene, und während die einen über jeden seiner gesperrt gedruckten Kraftsätze, seine winzigen Skizzen und Zweiminutenromane in Entzücken gerieten, hatte er es bei den anderen, der kompakten Mehrzahl, wenigstens so weit gebracht, daß sie ihn als einen sonderbaren Heiligen gewähren ließen und lachend zusahen, wenn er, bald bitterernst, bald mit dem ihm eigenen Galgenhumor, in Wort und Schrift seine geistreichen Purzelbäume schlug. Man hatte sich daran gewöhnt, von Zeit zu Zeit ein neues Buch von ihm, das immer dasselbe war, in den Schaufenstern der Buchhandlungen ausliegen zu sehen, und seinem leiblichen Menschen, der das ältere Geschlecht der Wiener an den Maler Diefenbach erinnerte, da und dort im Marktgedränge unseres täglichen Lebens zu begegnen. Wie jener, gleichfalls für „verrückt" geltende Maler, der es wahrscheinlich ebensowenig war, hatte auch Peter Altenberg das bei einem Philosophen (der er im Grunde gewesen ist) etwas lächerliche Bedürfnis, seine innere Ansicht von den Dingen auch äußerlich, und durch das Gleichgültigste, die Kleidung, zur Schau zu stellen. Er ging nachtfüßig, auf Sandalen einher, im Winter in einem flatternden Havelock, im Sommer in einer Art verschollener Radfahrdreß, mit sportmäßig geknüpfter Krawatte. Die Kappe war tief in die Stirn gedrückt, der grimmige Schnauzbart hing wüst herunter, von einem fingerbreiten, schwarzen Zwickerband malerisch umflattert, und in der Hand hielt er einen dicken, keulenartigen Spazierstock, den er in der Mitte umklammerte und im Gehen rabiat hin und her schwang. Alles an dieser Silhouette: der wagrecht gehaltene Spazierstock, das vorgeschobene Gesicht, seine Art, die Knie beim Schreiten absichtlich etwas hochzuziehen, erinnerte irgendwie an die traditionelle Körperhaltung und Gangart des Stutzers von 1890, des sogenannten „Gigerls", war aber anderseits durch das offensichtliche Bestreben bestimmt, an der einmal gewählten Maske eigensinnig festzuhalten. Man sah dem Manne, der sich so trug, deutlich an, daß er aus seiner Erscheinung ein Programm machte, und daß es ihm ein ärgerliches Vergnügen bereitete, wenn ihm der eine oder andere Vorübergehende, der ihn noch anmutet, ein „Konversationsgehirn". Und er definiert sogleich in seiner aufgeregten Weise: „Konversationsgehirne sind Gehirne, die unbewußt-bewußt vom Morgen bis zum Abend ihre heiligen Erkenntnisse in bezug auf das Leben selbst (vita ipsa) den anderen, Fremdesten, kostenlos zur Verfügung stellen. . . ." Das tat Peter Altenberg, wenn auch häufiger vom Abend bis zum Morgen, als vom Morgen bis zum Abend, und insoferne sind seine zehn Bücher nichts anderes als ein einziger Monolog, das Selbstgespräch eines Philosophen, eines Natürlichkeitsapostels, der wie ein Dichter redete. Als solcher war und blieb er vom Eindruck abhängig, war aber Philosoph genug, dies als etwas Unabänderliches hinzunehmen, und keine Anstrengungen zu machen, sein Talent zu strecken oder zu biegen. Er war frei von Ehrgeiz, auch von künstlerischem, und zufrieden noch mit seinen Schwächen. Insoferne war dieser überzeugte Wiener, der kaum jemals, auch als Dichter aus Wien herausgekommen ist, außer, um nach Reichenau und auf den Semmering zu fahren oder Afrika im Prater zu beschreiben, ein glücklicher Mensch. Er hatte bescheidene Bedürfnisse und ließ auch noch für diese zum Teil die anderen sorgen, da er auf dem selbstbewußten Standpunkt stand, daß ein Dichter ein kostbares Wesen sei, das Anspruch darauf habe, im Prytaneion gespeist zu werden. Freilich, sein Prytaneion war das Kaffeehaus, seine Philosophentonne ein schmales Hotelzimmer und sein letztes Bett stand im Spital. So hat Peter Altenberg als der letzte Bohemien, der er war, wie Maximilian der letzte Ritter, gelebt und so ist er gestorben. Er hatte trotz aller Entbehrungen und in allem Ungemach den schönen Trost, sich selber treu und seinen Gegnern ein Aerger zu bleiben, bis zuletzt. Nicht allzuviele mögen hinter seinem Sarge einhergegangen sein: aber es war gewiß nicht ein Philister darunter.

Raoul Auernheimer.

Der Zauberer vom Cobenzl.

Zum 50. Todestag des Freiherrn v. Reichenbach.

Es leben noch, ganz verstreut in der Stadt, ein paar alte Wiener, deren Erinnerung sich über zwei Generationen erstreckt und die das heutige Hotel Cobenzl in seiner einstigen Gestalt als das Schloß des Freiherrn v. Reichenbach gekannt haben. Der eine oder andre von ihnen hat auch mit dem Besitzer selbst verkehrt und weiß von dem Gute „Reisenberg", wie es damals hieß, interessante Dinge zu erzählen. Beim Wiener Volk stand der alte Baron im Rufe des „Zauberers" oder „Geisterbehers" vom Cobenzl; er hatte eine unterirdische, stockfinstere Kammer und in diese noch eine zweite nicht minder finstere Kammer eingebaut, so daß man sich in einer Art von Vorhof zur Hölle wähnen konnte. Dort also trieb der spleenige Alte seine Schwarz- und Seherkünste. Jeder wußte, daß er sich für diese Ueberspanntheiten ganz eigens verschrobene Frauenzimmer aussuchte und sie sich oft um teures Geld von weither verschrieb. Kurz, ein verrückter Sonderling, über den man sich lustig machte.

Für jemand aber, der ihn genauer kannte, war er im Gegenteil ein Mensch, abhold jeder Mystik, hold dem Genuß des Lebens und ein tüchtiger Mann der Wissenschaft.

Reichenbach war 1788 in Stuttgart geboren, in Tübingen studierte er Jura und Naturwissenschaft, dann widmete er sich industriellen Schöpfungen größten Stils: ein Eisenwerk in Villingen und die ersten großen Holzverkohlungsöfen in Baden verdankten ihm ihre Entstehung, und bei der damit verbundenen Holzessig- und Teerfabrikation entdeckte er eine ganze Reihe neuer Präparate: so das Kreosot, Paraffin, Kapnomor, Eupion, Assamar u. a. m. Er rief Bohr- und Blechwalzwerke ins Leben und war der erste, der den Eisenguß auf die Herstellung größerer Statuen anwandte. Bei Blansko in Mähren, wo er früher schon eine bedeutende Eisenindustrie begründet hatte, errichtete er eine Rübenzuckerfabrik und fand neben all dem noch Zeit, wiederum als erster in Oesterreich, dort geologische Forschungen anzustellen, auf deren neuerlich erhöhte Schätzung und Verwertung wir sogleich zurückkommen wollen. Auch der Meteoritenkunde leistete er als Sammler sowie als Theoretiker unvergängliche Dienste. Wegen seiner bahnbrechenden geologischen Forschungen im mährischen Karst wurde Reichenbach übrigens auch verlacht und verspottet, und erst vor wenigen Jahren hat die dankbare Nachwelt die größte Karsthöhle Mährens „Reichenbachdom" genannt. Mit der größten Ausdauer und Begeisterung aber hing er seiner „Od"-Forschung nach, die sozusagen als seine unglückliche Liebe die reifste Zeit seines Lebens ausfüllte, vom Erscheinen seines berühmten Hauptwerkes „Der sensitive Mensch" an bis zu seinem Lebensende vor fünfzig Jahren, am 19. Jänner 1869.

Eine ganz eigene Bewandtnis hat es mit den erwähnten geologischen Forschungen in Mähren, deren an dieser Stelle unbedingt gedacht werden muß. Dr. Karel Absolon, Privatdozent und Kustos am Mährischen Landesmuseum in Brünn, schrieb in einer geognostischen Publikation und anschließend in einem mir 1913 zugesandten Brief folgendes über die Tätigkeit des von ihm als Fachgenossen verehrten Freiherrn: „. . . Ich bin glücklich, daß auch in dieser Richtung durch eine dankbare Nachkommenschaft Reichenbach volle Satisfaktion zuteil wurde, jenem wunderbaren Mann, der durch die Kraft seines Genies seinen Zeitgenossen weit vorangeschritten ist und deswegen ausgelacht, verspottet und verunglimpft wurde. Wie vier Forscher bereits die Richtigkeit der Reichenbachschen Entdeckungen in der Geologie bestätigt haben . . ., wie ich durch das heutige Werk die absolute Richtigkeit seiner geographisch-geodätischen Arbeiten bestätige, so wird auch sein „Od" nicht mehr ausgelacht sein seit der Zeit, da die Röntgenstrahlen entdeckt wurden. . . . In der Geologie und Geographie ist es Reichenbach ebenso ergangen wie mit dem Od. Sein Forschungsgebiet in dieser Hinsicht war der berühmte mährische Karst. Nun bin ich vor 15 Jahren gekommen und habe das ganze Land kritisch, ohne alles Vorurteil, durchforscht. Auch hier hat sich die göttliche Genialität Reichenbachs gezeigt. Als ich so die von Reichenbach vermuteten Höhlen entdeckt habe, die ein Weltwunder darstellen, habe ich den wildesten Teil „Reichenbachdom" getauft, und allen jenen Zehntausenden, die jährlich herkommen, klingt der Name Reichenbachs in die Ohren."

Wie stand es nun eigentlich mit Reichenbachs vielbesprochener Odlehre? — Im Mai 1844 erbat sich ein Wiener Arzt, Dr. v. Eisenstein, die Meinung Reichenbachs in einem unklaren Fall. Einer seiner Kranken beschrieb eine merkwürdige Beeinflussung, die er verspürte, wenn ein Magnet in seiner Nähe war, und glaubte überdies, Lichterscheinungen im Dunkeln wahrzunehmen, die die andern Personen nicht zu sehen vermochten. Reichenbach prüfte nun mit einem starken Magneten nach, ob dieser Mann tatsächlich daran Lichtemanationen wahrzunehmen imstande war, und fand die Angabe bestätigt. Damit war der Anfang zu einer unendlichen Reihe von Studien gemacht, die Reichenbach schließlich dazu führten, die Existenz einer der ganzen Natur eigentümlichen Ausstrahlung anzunehmen, die er nach altdeutscher

nicht völlig unfruchtbare Arbeit geleistet habe. Und eben um dieser Forderung einer gewissenhaften Nachprüfung des zweiten Hauptwerkes seines Lebens, der Odlehre, gerecht zu werden, schließt sich anläßlich dieses Gedenktages bereits eine Gruppe von Wiener Universitätsprofessoren zu einem Verband „Reichenbach" zusammen, dem ein gedeihliches, kritisches Wirken zu wünschen ist.

Dr. Fritz Wehofer.

Neues Wiener Tagblatt
19. I. 1919

Kaiser Wilhelm.

Von Berthold Molden.

Wenn Kaiser Wilhelm, der morgen sein sechzigstes Lebensjahr vollendet, in seinem traurigen Exil auf seine dreißigjährige Herrscherlaufbahn zurückblickt, wird er schwerlich alle Anklagen, die sein Volk gegen ihn erhebt, als berechtigt gelten lassen. Eine Objektivität, die so weit geht, daß der Mensch seine eigene Persönlichkeit wie in einem klaren Spiegel vor sich sieht, ist selten, und am wenigsten kann man solche Selbsterkenntnis von einem Manne erwarten, der weiß, daß sein Bild bestimmt ist, in die Zukunft überzugehen und für alle Zeiten in der Geschichte fortzudauern. Die meisten der vielen Fehler, die Kaiser Wilhelm begangen hat, waren, ebenso wie die Handlungen, die ihm Anspruch auf Lob und Dank gaben, so sehr aus seinem innersten Wesen hervorgegangen, daß das Urteil über sie zugleich ein Urteil über seine gesamte Charakteranlage ist. Gerade die folgenschwersten Entschlüsse jedoch waren nicht das Ergebnis seiner Natur, sondern der Natur jener Macht, die sich in dem durch Waffenkraft emporgestiegenen und von Feinden umgebenen Deutschland wie mit unwiderstehlicher Gewalt immer stärker entwickelte, und die über die ihr gebührenden Schranken hinausgriff — der Macht des Militärgeistes. Der Militärgeist hat in den entscheidenden Stunden die politischen Entschlüsse in verhängnisvoller Weise beeinflußt, und Kaiser Wilhelm besaß nicht die Einsicht oder vielleicht auch nicht den Mut, ihm entgegenzutreten. Weder er selbst, noch sein Kanzler, der kein eiserner war, nahmen es auf sich, den Gründen, die der Große Generalstab und die Admiralität in die Wagschale warfen, die der politischen Vernunft entgegenzusetzen. In dem Augenblick, in dem die Kriegsgefahr unmittelbar drohend wurde, traten sie in die zweite Reihe zurück. Darin lag ihre Schuld.

In Frankreich wird Kaiser Wilhelm mit unerbittlichem Haß verfolgt, und den Rachgierigen schließen sich diejenigen an, die ein Interesse daran haben, ein für allemal die Auffassung zum Siege zu bringen, daß Deutschland es war, das den Krieg herbeigeführt hat. Diese Entstellung des wirklichen Tatbestandes wird dadurch begünstigt, daß Kaiser Wilhelm und seine politischen Berater den Militärs das maßgebende Wort ließen, als die Krise sich zusammenballte. Ohne Zweifel waren es die Militärs, die, als Rußland durch die Mobilisierung den Willen zum Kampf zeigte, ein möglichst schnelles Vorgehen gegen Frankreich und im Zusammenhang damit auch gegen Belgien verlangten. Es wurde nicht abgewartet, daß Frankreich aus seinem Bündnis die Konsequenzen ziehe und seinerseits den Krieg erkläre. Ein kurzfristiges Ultimatum wurde an Frankreich gerichtet, und da die Antwort unbefriedigend war, erklärte Deutschland den Krieg und stellte an Belgien das Verlangen, den Durchmarsch zu erlauben. Ein Bismarck hätte sich anders verhalten, und jeder über den Moment hinaussehende Diplomat hätte gewußt, daß man sich anders verhalten müsse. Er hätte es dem Präsidenten der Republik, der Regierung und der Kammer überlassen, sich mit der Verantwortlichkeit für die Eröffnung des ungeheuren Ringens, entgegen der Einsprache der von Jaurès geführten Minderheit, zu beladen. Wie wären sie dann bei einer länger dauernden schlechten Wendung des Krieges vor ihrem Volke und wie wären sie vor der Welt dagestanden! Der Weg zum Frieden wäre nicht verrammelt gewesen. Die diplomatisch unglückliche Art, in der Deutschland vorging, war dagegen geeignet, die klare Tatsache, daß Rußland zum Angriff drängte, vollständig zu verdunkeln. Als Angreifer erschien Deutschland, und bei dem Mißtrauen, das in Frankreich gegen den Kaiser bestand, war es leicht, diesen Schein für Wahrheit auszugeben und alles, was von französischer Seite selbst für die Vorbereitung zum Kesseltreiben gegen Deutschland seit einigen Jahren offenkundig geschehen war, in Vergessenheit zu bringen. Vollends als die Deutschen in Belgien einrückten, ehe sich französische Truppen dieser Gebietsverletzung schuldig machten, war jeder Franzose überzeugt, daß man es mit einem böswillig geplanten Ueberfall zu tun habe, und daß Kaiser Wilhelm tatsächlich nie etwas anderes beabsichtigt hatte, als Frankreich zu schlachten. Die deutschen Militärs, und alle, die ihre Denkweise teilten, hielten solche Stimmungen für nebensächlich: ihnen war es die Hauptsache, daß man einige Tage gewonnen und sich einen guten Aufmarsch geschaffen, gewiß auch durch solchen Vorteil kostbares Soldatenblut erspart hatte. Wie sehr irrten sie sich! Man stand nicht mehr in dem Zeitalter, in dem ein kurzer Vorsprung den Ausgang eines Krieges entscheiden konnte. Sie waren als Militärs im Banne von Eindrücken aus der Vergangenheit und sie ahnten nicht die außerordentliche Bedeutung politischer und Stimmungsfaktoren für den Verlauf eines so gewaltigen Kampfes. Bei diesem einen Mißgriff sollte es jedoch nicht bleiben. In den zweiten Fehler ähnlicher Art verfiel Deutschland, als es zum verschärften Unterseebootkrieg überging. Die Männer von der Waffe verlangten, daß man entschlossen vorgehe, und diesmal war ein großer Teil der öffentlichen Meinung, in der Hoffnung, daß der Krieg dadurch abgekürzt werde, auf ihrer Seite — die Warnungen der Politiker waren vergebens.

Die Schuld Kaiser Wilhelms ist es, daß er bei aller Friedensliebe in der langen Friedenszeit durch sein stürmisches, gebieterisches und übergeschäftiges Auftreten die ohnedies ungeheuer schwierige Situation Deutschlands noch erschwerte und den Einkreisungspolitikern ihre Arbeit erleichterte; diese Schuld entsprang seiner Natur; sie war eine aktive. Die andere war eine mehr passive. Er hat, als die diplomatische Einkreisung zur militärischen wurde, den eigenen Militärs nicht die Grenze gezogen, die er ihnen hätte ziehen sollen. Er war nicht groß genug für seine Aufgabe. Daß aber der Militärgeist nur in Preußen gewaltet habe, darf man nicht glauben. Die russische Politik hat sich um die Wahrung des Scheines ebenso wenig gekümmert; nur durfte sie für sich anführen, daß sie auf Frankreich und England und ihre großen Stimmungsmacher unter allen Umständen rechnen konnte.

In Frankreich möchte man den Kaiser Wilhelm um jeden Preis vor Gericht ziehen, und da man keine anderen Rechtsmittel entdecken kann, will man sich auf die Bestimmungen der Haager Konvention berufen. Wenn es in ihr, was nicht der Fall ist, einen Artikel gäbe, den ein Strafrichter gebrauchen könnte, so müßte die Verschickung deutscher Kriegsgefangener nach Afrika, die Verwendung von schwarzen Soldaten auf europäischen Kriegsschauplätzen und die brutale Aushungerung der deutschen Zivilbevölkerung nicht weniger strafbar sein. Man sucht eben nach Gründen, nur an Kaiser Wilhelm die Rache zu kühlen, und in London möchte man wieder ein Exempel statuieren, daß jeder, der es wagt, gegen England zu kämpfen, persönlich dafür haftbar sei. Nein — die Feinde haben kein Recht, strafend einzugreifen. Zur Verantwortung könnte nur das deutsche Volk selbst seinen Kaiser ziehen; nur das deutsche Volk könnte ihn zur Rechtfertigung auffordern oder er selbst könnte sich freiwillig bereit erklären, sich dem Richterspruch der Nation zu unterwerfen.

National - Zeitung
26. II. 1919

126 Vb

zu vergessen und ihn zu bestrafen. Millionen bessere und unschuldigere Menschen als er erlitten grausamen Tod und schwerste Leiden, und deshalb wird das Mitgefühl mühelos würdigere Objekte finden. Das Gericht, vor das die Entente ihn stellen will, diese Karikatur einer Justiz, die zugleich Ankläger, Geschädigter und Richter in einer Person ist, ist jedoch zweifellos als Ablenkung und Gemütsentlastung für die Massen gedacht. Es ist kennzeichnend, daß Lloyd George den Kopf des Kaisers zu seiner Wahlparole machte, und dieser instinktsichere Kenner der Volksseele weiß, warum er dies tat. Ein Prozeß gegen den Kaiser, sein Verhör, die Zeugen und das Urteil — welcher Kriminalroman, welche spannende Kinonummer — und zugleich auch welche Ablenkung [illegible] Interesses der Volksmassen! Wer würde da an Streik und Aufruhr denken, wenn es so Interessantes zu sehen gibt und wenn der Erfolg des Krieges, den die Lloyd George und Clemeneau führten, so deutlich sichtbar wird und sie rechtfertigt? Was für eine willkommene Gelegenheit bietet sich da, den Zorn abzureagieren und den Hohenzollern nutzbringend für die Regierungen der Westmächte zu verwenden? Zugleich welch abschreckendes Beispiel für Tyrannen der Zukunft, die wieder versuchen, frevelhaft einen Krieg zu entfesseln. Denn daran, daß Wilhelm der Zweite, sein Sohn und sein Generalstab den Weltkrieg entfesselten, zweifelt jenseits der deutschen Grenzen kaum jemand, und innerhalb der deutschen Grenzen denken darüber die Leute nicht gerne nach. Die Frage ist auch nicht so leicht zu beantworten, wie es die meisten tun. Sicherlich hat die militaristische Einstellung, die Prestigesucht und Eitelkeit des letzten deutschen Kaisers sehr viel zum Kriegsausbruche beigetragen; doch noch ist es nicht entschieden, ob seine Schuld auf sträflicher Fahrlässigkeit oder auf vorbedachter böser Absicht beruht. Gewiß aber ist schon jetzt, und nicht nur eine Abstraktion aus dem Mißerfolge, daß dieser Unglücksmensch fahrig, töricht und verwirrt sein Volk in den Abgrund führte. Viel Schuld lag in dem raschen Reichtum, der Gier und Erfolganbetung, die sich vor allem bei den Deutschen, aber nicht bloß bei den Deutschen, entwickelten; doch in der scheinbaren Ungerechtigkeit liegt eine höhere Gerechtigkeit. Denn gleich wie der Kaiser Glanz, Macht, Ueppigkeit und Siege aller Art für sich in Anspruch nahm, so wird er jetzt auch mit dem Unglück seines Volkes aufs furchtbarste belastet.

Nichts wäre häßlicher, als dem Gestürzten noch Steine nachzuwerfen, und wir, die wir vor seiner Macht nicht krochen, sind nicht gewillt, die häßlichen Pöbelinstinkte der Rachsucht, der Grausamkeit und der Bosheit gegen den Ohnmächtigen zu befriedigen. Er hat Anspruch auf Gerechtigkeit, aber niemand ist heute gewillt, sie ihm zu gewähren, niemand vermag es auch in jenem ungeheuren Sturz, der nicht bloß ihn selbst und sein Haus, sondern die mühevolle Arbeit größerer Vorfahren, vieler Geschlechter [illegible] Werk vieler Jahrhunderte begräbt. Wilhelm der Zweite hat mit sich Bismarck, Wilhelm den Ersten, Friedrich den Großen, den großen Kurfürsten, alle Bauherren des alten Preußen und Deutschlands mitgerissen. Nie hat noch ein Erbe ein größeres Gut prahlender und sinnloser vergeudet. Er war bestimmt, zugrundezugehen. Er hatte die Planlosigkeit, die Dreistigkeit, die Eitelkeit, die innere Leere der Erben. Es trieb ihn innerlich und äußerlich zum Dabeisein, zum Mitbefehlen, und er war der kaiserliche Exponent für dieses neue Deutschland, dessen Lieblingswort die „Kultur" war, von der niemals eine Zeit seelisch entfernter war. Er jagte auf der Welt herum, Orient, Norwegen, Marokko, sprach und sprach, und hatte ein erschreckendes Talent, allen Parteien und Menschen auf ihre besten Hühneraugen zu treten; so oft er den Mund öffnete, kam eine „gaffe" heraus. Er stand bewundernd vor der entsetzlichen Siegesallee im Berliner Tiergarten und erzählte der Welt, hier begänne eine neue Blüte der Kunst, wie sie seit der Renaissance nie erschaut ward; er schreibt in das Ehrenbuch einer freien Stadt: „Regis voluntas suprema lex", er rät einer großen Partei, den deutschen Staub von ihren Füßen zu schütteln, und nunmehr ist jene Partei geblieben und er hat das consilium abeundi erhalten. Er beleidigt die Engländer tödlich mit seiner Krügerdepesche, ohne daran zu denken, daraus ernsthafte Folgerungen zu ziehen, nachher versichert er die Engländer in dem berühmten „Daily Telegraf"-Interview seiner ewigen Freundschaft und beleidigt wiederum sein eigenes Volk. Er reizt die Franzosen, denen er vorher kindisch nachlief, durch seinen Besuch in Tanger und seine herausfordernden Reden; er weist das britische Angebot der Flottenproportion zurück, er teilt dem Zaren einen geheimen englischen Vergleichsvorschlag gegen Rußland mit, er wird unerträglich wie ein lauter, unerzogener, lärmender Mensch— aber er weiß es nicht einmal, er handelt durchaus in bester Absicht, hält sich für einen Vertreter Gottes auf Erden, für ein Instrument der himmlischen Vorsehung. Er lebt noch ganz in romantisch-mystischen Vorstellungen, dies Deutschland ist ihm als Lehen verliehen, vielleicht auch die Welt — die „Deutschen sind das Salz der Erde", sagt er. Er trägt hunderte von Uniformen und Verkleidungen, läßt alte Burgen ausbauen, römische Kastelle nachahmen, und ein widerlich unmännisches Geschmeiß von Höflingen adoriert ihn, und seine Ganghofer, Lauff und andere rühmen seinen modernen Geist und sein blitzendes Auge. Immer deutlicher wird das Weltempfinden: „Nein, mit diesem Menschen läßt sich nicht leben!" Er ahnt es nicht, und die Deutschen ahnen es auch nicht; wenn sie auch hie und da mit ihm zanken so erkennen sie doch in seinem Hineinreden, in seiner lauten und sicheren Art sich selbst, er scheint das Spiegelbild ihrer neuen Aera, ist Siegesallee, Wertheim, Kempinski in einer Person, Rekord, kolossal. Und so erfüllt sich das Schicksal, es wird einsam um ihn, einsam um Deutschland, und die Menge merkt es gar nicht, er schreit da und dort, reizt alle auf, will alles zugleich, Seegeltung „unsere Zukunft liegt auf dem Wasser" —, Islamprotektorat, Bagdadbahn, schimmernde Wehr vor Oesterreich, und er glaubt regiert zu haben, wenn er ein paar französische Schauspieler und englische Lords zu sich ladet und sie geflissentlich zur Bewunderung zwingt. Die Antwort auf solch ungeschickten Dilettantismus heißt: Ameronga.

Ein zerfahrener, unselbständiger Mensch, wie er in alten Häusern öfters geboren wird, doch kaum ein bewußter Heuchler und Schurke und Melodramenbösewicht, nicht wie „le Kaiser" in der Phantasie der Boulevards und der amerikanisch-englischen Legende erscheint. Er mag den Frieden wohl gewollt haben — aber er hat stets alles getan, um ihn zu vernichten und den kommenden Krieg dann so ins Werk zu setzen, daß Deutschland dabei zugrundegehen mußte. In hemmungsloser Eitelkeit sprach und übte er alles, was durch sein Hirn ging, was seine Eitelkeit und seine Romantik ihm einblies, und als er am Ende merkte, daß die Generale und Alldeutschen ihn für feige und schwächlich hielten, ertrug sein Stolz dies nicht und er war bereit, einen großen Erfolg für sich zu erzielen, den Geßlerhut seiner Weltherrschaft aufzurichten, und auch Krieg zu führen, wenn die Anderen nicht vorher, wie er gewiß hoffte, sich ängstlich vor ihm duckten. So entstand der Weltkrieg. Man spricht stets davon, daß er unvermeidlich war; aber da sei doch gesagt, daß die europäische Lage beim Regierungsantritte Wilhelm des Zweiten eine derartige war, daß er in dreißig Regierungsjahren sehr wohl den Frieden hätte bewahren und den Krieg hinausschieben können — ins Unsichtbare. Die Achtung vor der deutschen Macht war tief verankert; in Frankreich der Einfluß einer friedfertigen Kapitalistengesellschaft, die ihre Renten genießen und mehren wollte, mächtig, England saturiert, und Rußland durch eine Kombination der europäischen Kräfte wohl im Schach zu halten. Ein freier Bundesstaat Elsaß-Lothringen, die Flottenproportion mit England, die von Grey und Lichnowsky vereinbarte Teilung der Interessensphären, ein energisches Abwinken an Oesterreich-Ungarn — all dies hätte den Frieden sehr wahrscheinlich gesichert. Es bedurfte aller Prahlereien, Herausforderungen und Unsicherheiten dieses Unglücksmannes, um zum Kriege zu kommen, den alle fürchteten: der Haager Friedenszar, der alte Franz Josef, das britische Pazifistenkabinet, das halb kapitalistische, halb antimilitaristische Frankreich. In diesem Sinne hat Wilhelm der Zweite den Krieg gemacht — doch wahrlich nicht er allein, sondern der Glaube der führenden Deutschen, sie seien berufen, weiterzugreifen, ihre Expansion auszudehnen, sie seien das Salz der Erde, die Anderen übersetzt und vom Herrn der Heerscharen dazu bestimmt, ihre Beute zu sein.

Der Geburtstag, den Wilhelm der Zweite feiert, vielleicht der letzte in relativer Freiheit, er ist die schwerste Heimsuchung, die einem Menschen beschieden sein kann, und von den Höflingen, den Bewunderern, den getreuen Untertanen, wird kaum einer dem Gestürzten ein Zeichen senden. Wird Wilhelm der Zweite, der Ueberfromme, das Gottesgericht erkennen oder nur an eine Heimsuchung des Gerechten glauben? Er hätte Deutschland nicht verderben können, wenn es nicht schon innerlich krank gewesen wäre, und man hätte erwartet, daß er solange seinen Truppen vorangeritten wäre, bis eine rächende und versöhnende Kugel ihn entführt hätte, statt in einer Kavalkade von Automobilen nach Holland zu fliehen! Die hohe Würde hat sein Sturz ihm genommen; die innere Würde, die kein Mißgeschick einem echten Charakter zu entreißen vermag, fehlte ihm auch zuletzt. Mit ihm ist's vorbei; aber Deutschland wird leben und aus seinem nicht unverschuldeten Unglück hoffentlich lernen.

Kaisers sechzigster Geburtstag.

Montag vollendet Wilhelm der Zweite sein sechzigstes Lebensjahr. Der 27. Januar pflegte früher die ganze Nation zu Lob und Ehre ihres Landesherrn zu versammeln; in der Kirche pries der Geistliche seine Tugenden und seinen echt christlichen Geist, in den Schulen beriefen die Lehrer die großen und kleinen Kinder, um ihnen die rechte Demut einzuprägen, in den Kasernen wurde vor den unterschiedlichen „Kerls" der oberste Kriegsherr gefeiert, und wo sonst Deutsche in der Heimat oder in der Fremde zusammenkamen, in Moskau, in Shanghai oder in Posemuckel, da sprach irgend ein ehrenwerter Bürger oder Vorgesetzter im schwarzen Rock den Kaisertoast, was bereits eine Art von Orden war. Treu wandten sich die Blicke zum Kaiserbilde, das gebieterisch und starren Blickes auf die Untertanen herunterfah. Dies war so — mehr als ein Vierteljahrhundert, es schien unverrückbar wie Planetenlauf und Schicksal, und es hat dennoch aufgehört. Auch an diesem Montag mögen deutsche Männer vielleicht zusammenkommen und ihres geflohenen Kaisers und besiegten Kriegsherren gedenken, doch dann geschieht es hinter sorglich geschlossenen Fensterläden und in gedämpftem Tone. Der Mann aber, der auf dieser Erde der Mächtigste schien, sitzt einsam mit seiner kranken Frau in dem holländischen Landsitze von Amerongen, den fremde Gnade halb erzwungen und widerwillig ihm einräumte. Solcher Schicksalswechsel hat etwas von der bildsamen Kraft antiker Sagen, und er drängt sich nunmehr, am ersten Geburtstage des Gestürzten, der zugleich sein Eintritt ins höhere Alter ist, mahnend ins Gemüt.

In Deutschland versucht man, den Kaiser zu vergessen; in der Entente ist man entschlossen, ihn nicht

Zum 25. Sterbetag Theodor Billroths.

† 6. Februar 1894.

Von Professor Dr. Anton Freiherrn v. Eiselsberg.

„Daß unsre heißeste nationale Empfindung das Sakrament der Humanität und ärztlichen Pflicht dem verwundeten Feinde gegenüber nicht beeinträchtigte, habe ich in Deutschland nicht nötig zu versichern, wir betrachten es als selbstverständlich!"

(Aus Billroths chirurgischen Briefen aus den Kriegslazaretten Weißenburg und Mannheim 1870.)

Vor 25 Jahren ist Theodor Billroth, wohl unstreitig der größte Chirurg, der jemals nicht nur in Wien, sondern in Oesterreich, vielleicht in ganz Deutschland gewirkt hat, gestorben. Wenngleich sein Andenken in der Laienwelt, vor allem durch seine Briefe, die einen bisher nicht dagewesenen Erfolg von acht Auflagen erlebten, wacherhalten wird, so ist doch inzwischen eine neue Generation herangewachsen, und das Bild des großen Mannes ist wohl, wie dies nicht anders möglich, vielleicht etwas verblaßt. Gerade in den jetzigen schweren Zeiten, wo man mehr denn je große Männer nötig hätte, gereicht es zur Erbauung, den Lebenslauf bedeutender Männer sich vorzuhalten, und von diesem Standpunkte aus sei Billroths Lebenslauf und seine Bedeutung kurz geschildert.

Billroth, der 1829 auf Rügen geboren war, begann seine medizinischen Studien in Göttingen, zeigte aber zunächst eine solche Vorliebe für Musik, daß er im ersten Semester seiner Universitätsstudien sich ausschließlich damit beschäftigte! Der Brief des jungen Studenten Billroth an seine Mutter über den Aufenthalt der berühmten schwedischen Sängerin Jenny Lind in Göttingen gehört wohl als Dokument seines Musikenthusiasmus vielleicht zu den schönsten unter den herrlichen Briefen, die Billroth je geschrieben. — Vorweg sei bemerkt, daß seine letzte Arbeit, die erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde, lautete: „Wer ist musikalisch?!!" Er blieb sein ganzes Leben hindurch seiner Liebe und Begeisterung für die Musik treu. Engste Beziehungen knüpfte er auch mit hervorragenden Komponisten, vor allem mit Johannes Brahms, an.

Im Jahre 1852 zum Doktor promoviert, wurde er Assistent bei Professor v. Langenbeck in Berlin und zeichnete sich vor allem durch seine Begeisterung für wissenschaftliche, vorwiegend mikroskopische Untersuchungen aus. Er, der Assistent der chirurgischen Klinik, veröffentlichte solch vortreffliche pathologisch-anatomische Arbeiten, daß er im Jahre 1858 zum Professor der pathologischen Anatomie in Greifswald ernannt wurde. Er wollte jedoch der ihm so lieb gewordenen Chirurgie nicht entsagen, und so blieb er in Berlin, bis er im Jahre 1859 einem Ruf an die Universität in Zürich folgte. Dort gelang es ihm, innerhalb weniger Jahre durch seine hervorragenden Arbeiten weltberühmt zu werden. Im Jahre 1862 lehnte er einen Ruf nach Rostock, im Jahre 1864 einen solchen nach Heidelberg ab. Besonders war es sein Werk „Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie", ein Werk, welches in 14 Auflagen erschien und in acht Sprachen übersetzt worden ist, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Als im Jahre 1867 Professor Schuh in Wien starb, wurde Billroth auf Antrag des Professorenkollegiums einstimmig als der würdigste und einzige in Betracht kommende Nachfolger vorgeschlagen. Treffend sagt Czerny gelegentlich einer Billrothfeier mit Rücksicht auf die Berufung des Preußen Billroth im Jahre 1867 nach Wien: „Eine schönere Rache für Sadova konnten sich die Oesterreicher nicht nehmen, als daß sie von Preußen das Beste nahmen, was dort zu finden war."

In Wien fühlte sich Billroth bald so heimisch, daß er im Jahre 1870 einen Ruf nach Berlin, im Jahre 1872 einen solchen an die neugegründete Universität in Straßburg ablehnte, und endlich im Jahre 1882, als sein Lehrer Langenbeck ihn als den einzigen in Betracht kommenden Nachfolger bezeichnete, zum zweitenmal den so überaus ehrenvollen Ruf nach Berlin ablehnte. Bekanntlich wurde daraufhin v. Bergmann nach Berlin berufen. Die 26 Jahre, die Billroth in Wien tätig war, waren ausgefüllt mit intensiver Arbeit. Monate hindurch hat er 18 Stunden täglich gearbeitet, und noch kurz vor seinem Tode hat er in einer Rede im Herrenhause sich geäußert, daß der Achtstundentag für ihn ein unerträgliches Unglück wäre. Billroth konnte von ½8 Uhr früh bis mittags in der Klinik arbeiten, nachmittags war er wieder im Laboratorium oder in der Ordination tätig, abends besuchte er ein Konzert, um, davon frisch belebt, sich zum Schreibtisch zu setzen und die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen zu arbeiten oder aber seine Briefe zu schreiben, die so weltberühmt geworden sind. Es ist zu hoffen, daß im Laufe der Zeit noch mancher bisher nicht publizierte Brief das Licht der Oeffentlichkeit erblickt. Dieses rücksichtslose Arbeiten, das Nichtschlafen war es wohl, was dazu beitrug, die Gesundheit des großen Mannes zu erschüttern, die durch die verschiedenen Gifte (Sublimat, Karbol, Jodoform, Chloroform), denen damals der Chirurg in seiner täglichen Arbeit besonders ausgesetzt war, auch schon etwas gelitten hatte. Am 6. Februar 1894 starb er in dem von ihm so gern aufgesuchten Abbazia, das, wie wohl noch in aller Erinnerung steht, eine Schöpfung Billroths gewesen ist.

Billroths Bedeutung vornehmlich als Gelehrter, Operateur, Lehrer und vor allem als Mensch von einem vorbildlichen Charakter ist eine ungewöhnliche. Während seiner Tätigkeit als Professor in Zürich beschäftigte er sich vorwiegend mit dem Studium des Wundverlaufes durch experimentelle Arbeiten am Tier sowohl wie durch ganz besonders sorgfältige Beobachtung am Krankenbett. Durch seine Studien über die akzidentellen Wundkrankheiten wurde er geradezu zum Entdecker der Lehre von dem Ausgang der Wundkrankheit von der Wunde selbst und bekämpfte damit die bis dort herrschende Lehre der Miasmen, so daß er zum Verläufer der antiseptischen Wundbehandlung wurde. Dabei hat er schon zu einer Zeit, wo die meisten seiner engeren Kollegen sich kaum damit befaßten, dem Studium der Mikroorganismen seine besondere

das Schwergewicht der Gesetzgebung und der Zuständigkeiten aufs Reich zu

von ihnen zog sodann zur äußere
regiments Nr. 76, um sie zu stürme
aber dort abgewiesen, ebenso auch v
he in der Davidstraße.
Heute morgen zog eine Anz
eiter nach dem Freihafen, um

en wurde, wenn nicht die Tätigk
de für Aerzte, Patienten und S
ert wäre.
Wie zu einem Gott sahen
nders die Assistenten und Operat
nik, zu Billroth auf. Wie in einen
Räder ineinander greifen, so
adezu militärischen Ordnung se
ge Apparat des Dienstes. Wie
üler zur Arbeit anzuregen und a
Zwei Jahre vor seinem Tode se
er Schüler als Professoren
urgischer Kliniken, und zwar Czer
Mikulicz (Breslau), Gussenbauer
az), v. Winiwarter (Lüttich)
echt). Und bei all den riesig
ehrter, Lehrer und Operateur blie
heiden! „Wer vom Geschick ausern
eitsgenossen einer großen Zeit
tschrittes zu überdauern, der ernt
om für seine eigene Arbeit, sor
om für die Arbeit seiner einstiger
diesem Sinne kann ich die viele
he auf mich gehäuft wurden, mit
ehmen und tragen", so sprach er
hrigen Feier seiner Professur in
Ich betrachte es als das größt
in meinem akademischen Leben
s Schüler geworden zu sein, al
eres Glück, daß ich ihm auch
en durfte. Während zehn Jahrer
als wahrer väterlicher Freund
hlwollen und Vertrauen beschenkt
ndlich viel schulde. Mit einem B
annes Müller, das er über
olfi sprach, möchte ich schließen
roth anwenden: „In einer une
hte ich zurückschrecken, das Portr
n Freundes zu betrachten, und
edelsten Erei[illegible] meines Lebe
sofort sein Bild vor meinem gei

Neues Wiener Tagblatt
9. II. 1919
136

Kurt Eisner.

Wie ein Meteor ist Kurt Eisners Name in den ersten Novembertagen aufgetaucht. Die sozialistische Welt hatte ihn wohl schon lange als einen ihrer glänzendsten Schriftsteller gekannt, aber während des Krieges war er eher verstummt, und im fünften Kriegsjahr hatte ihn lange Haft um jede Möglichkeit des Wirkens gebracht. Er hatte im Jänner 1918 in München den Streik entfacht, der auf die Beendigung des Krieges Einfluß nehmen wollte. Er wurde verhaftet und in der Nacht des ersten Februar ins Untersuchungsgefängnis gebracht, wo er achteinhalb Monate schmachtete. Es sollte ihm der Prozeß wegen „versuchten Landesverrats" — das Lieblingsverbrechen der patriotischen Durchhalterei — gemacht werden und die Untersuchung war zur Erhebung der Anklage reif geworden. Da kam der Umschwung im deutschen Regieren, die Regierung des Prinzen Max von Baden trat ins Amt und erließ eine allgemeine Amnestie. An einem Septembertag öffnete sich für Eisner das Gefängnis. Von den Radikalen aufs freudigste begrüßt, wurde er als Kandidat der Unabhängigen für das durch den Rücktritt Georg v. Vollmars gerade freigewordene Münchener Mandat aufgestellt. Sein Gegenkandidat, nämlich der Kandidat der Mehrheitssozialisten, war Erhard Auer, dann sein Ministerkollege und heute sein Mitopfer. Nur wenige Wochen, und von Kiel ging die revolutionäre Welle aus. Eisners großer geschichtlicher Augenblick war gekommen.

Riesenversammlungen und Demonstrationsumzüge folgten einander. In der Nacht zum sechsten November empfing die Bewegung revolutionären Charakter. Doch lassen wir Eisner, der die Geschichte der bayrischen Revolution danach zusammengefaßt hat, selbst sprechen: „Zwei Tage vor der Revolution, als die Massen aus einer Wahlversammlung in München nächtlich auf die Theresienwiese geströmt waren und diese tausend Ungeduldigen noch einer Tat verlangten und darauf drängten, noch in jener Nacht nach München zu ziehen und dort die Revolution zu entfesseln, rief ich ihnen zu: Ich verbürge meinen Kopf, daß in achtundvierzig Stunden München aufsteht. Dieses Versprechen habe ich auf die Stunde genau eingelöst, mit der Uhr in der Hand beinahe. Wenn man am selben Vormittag, an dem nur ein paar Arbeiter und Soldaten ins Vertrauen gezogen waren, wenn ich den Leuten da gesagt hätte, daß in wenigen Stunden die achthundertjährige Wittelsbacher Herrschaft für immer erledigt sei, daß eine bayrische Republik ausgerufen werde — sie hätten mich sofort ins Irrenhaus sperren lassen."

Statt ins Irrenhaus zog er an der Spitze einer ungeheuren Menschenmenge von Arbeitern, Soldaten und Intellektuellen ins Ministerpalais ein, stürzte die alten Mächte, den Hof, die Hofschranzen, die Bürokratie, das ganze überfällige System, konstituierte den Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern, übernahm den Vorsitz und erließ in der Nacht zum 8. November den ersten programmatischen Aufruf an die Bevölkerung: „Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Auf der revolutionären Grundlage, die jetzt gegeben ist, werden die Arbeitermassen zur Einheit zurückgeführt. Es lebe die bayrische Republik! Es lebe der Frieden! Es lebe die schaffende Arbeit aller Werktätigen!" So wurde Kurt Eisner in Wahrheit der Bahnbrecher des revolutionären und republikanischen Deutschland, und als ein Held der Tat wird er in der Geschichte der Menschheit fortleben, als derjenige, der aus schöpferischer Phantasie den Impuls zur Revolution nahm, da diejenigen, die nur mit dem Gehirn denken, noch schwankten und zauderten. Als ein Held der Revolution und ihr Märtyrer auch.

Wer Kurt Eisners Leben verfolgt hat, hätte nie erwartet, daß dieser sinnende, philosophische und von künstlerischer Empfindung durchtränkte Geist im Tatensturm der Welt seinen Höhepunkt finden werde. Eisner ist ein Berliner Kind — geboren 14. Mai 1867 — und stammt von einfach-kleinbürgerlichen Eltern; die Fabeln um seinen angeblichen polnischen Namen herum sind natürlich Ausgeburten antisemitischer Albernheit. Er studierte Philosophie und Germanistik, seine Neigungen führten ihn aber bald zur Schriftstellerei. Mit einer geistreichen Streitschrift wider Nietzsche debütierte er. Als Fünfundzwanzigjähriger ist er schon Journalist; zuerst in Frankfurt, dann in Marburg, wo er im Hause Hermann Cohens, des berühmten Neukantianers, verkehrte; von dort nimmt wohl Eisners Vertiefung in Kants Weisheit ihren Ursprung. Ein Artikel: „Ein politischer Neujahrsempfang" beschert ihm, mit Zuhilfenahme des berüchtigten Dolus eventualis, eine Verurteilung wegen Majestätsbeleidigung zu neun Monaten Gefängnis. Im Jahre 1898 folgte er einem Rufe des „Vorwärts" und wird, zuerst neben Wilhelm Liebknecht, seine erste Kraft, nach Liebknechts Tod das geistige Haupt des Zentralorgans. Er schrieb die geistreichsten Artikel, die witzigsten Sonntagsplaudereien. („Joc".) Um seinen Stil lagert immer eine frohe Anmut, aber an beißender Schärfe fehlt es ihm nicht. Mit einem ironischen Gleichnis trifft er den Gegner ins Herz. Seine schriftstellerische Kraft darzustellen, hieße die Geschichte des Blattes durch fünf Jahre aufrollen. Allmählich geriet er in einen Gegensatz zu der Berliner Organisation. Damals war Eisner nämlich alles andere denn radikal, und das Wort von Kautsky, der Eisners Auffassung und Führung der Politik als die „ästhetisch-ethische" bezeichnet hat, ist lange das Urteil über Eisners politische Richtung geblieben. Die Kluft zeigte sich besonders stark auf dem Dresdener Parteitag und in den erregten Auseinandersetzungen, die ihm nachfolgten. Die revisionistische Richtung im „Vorwärts" sollte ausgetilgt werden, und Eisner mit fünf seiner Kollegen verläßt den „Vorwärts". Eisner wendet sich von der Politik ab und der Kunst zu. Schon vorher hatte sein Sammelbuch: „Feste der Festlosen" (mit Bildern von Käthe Kollwitz) sein Talent künstlerisch-sozialer Darstellung bezeugt. Nun schreibt er an einer deutschen Literaturgeschichte.

Nach einigen Jahren der Muße geht er nach Nürnberg und wird Chefredakteur der „Fränkischen Tagespost". Dort ist er aber schon mehr Parteiführer, und der Nürnberger Parteitag sieht ihn als Häuptling der Revisionisten. Aber der Rückschlag kommt auch da und Eisner wendet sich nach drei Jahren nach München. Dort lebt und wirkt er als freier Schriftsteller. Durch Jahre hindurch schätzen wir ihn auch als treuen Mitarbeiter an der Arbeiter-Zeitung. Nachdem er sich früher nur mit innerpolitischen Fragen beschäftigt hatte — wir nennen seine Aufsatzsammlung: „Taggeist", eine Biographie Liebknechts, seine polemischen Bücher: „Eugen Richters Sozialistenspiegel", „Zukunftsstaat der Junker", das Buch über den Königsberger Prozeß: „Der Geheimbund des Zaren", das tiefschürfende Buch über Deutschland und Preußen im Zeitalter der Revolution: „Das Ende des Reiches" —, wendet er sich nun der äußeren Politik zu und seine Analyse der Marokkokrise: „Der Sultan des Weltkrieges", ist der erste Versuch, in das Dunkel der Geheimdiplomatie kritisch hineinzuleuchten. Der Krieg findet Eisner eher auf Seite der Politik, die man später die „sozialpatriotische" genannt hat. Er verkündet, daß mit dem Kriege auch der revolutionäre Feldzug des Sozialismus wider dem Zarismus angebrochen sei. Aber das Grauen vor der infamen Menschenschlächterei macht ihn rasch hellsichtig und hellhörig; er wird, darin Eduard Bernstein so ähnlich, der leidenschaftlichste Bekämpfer des Krieges und der unversöhnlichste Haller der Politik, die zu ihm hält und durchhält. Natürlich macht er auch den Austritt mit und schließt sich den Unabhängigen an, denen er, soweit es seine eigenwillige Natur zuließ, bis zu seinem Ende angehört hat. So reißt ihn die Bewegung fort und fort, und die große revolutionäre Woge hebt ihn hoch empor. Der nach seinem Wesen mehr Dichter als Politiker war, wird der Bahnbrecher der Revolution.

Als Ministerpräsident von Bayern war Kurt Eisner wohl eine fremdartige Erscheinung, und mehr als eine Episode in seinem Leben und in der Geschichte des ehemaligen Wittelsbacher Landes konnte diese Regierung nicht werden. Vielleicht hat das Eisner zu langsam und zu spät eingesehen. Aber er hat doch auch da Gewaltiges geleistet, und aus der Reinheit seines Charakters, aus seinem fanatischen Wahrheitsdrang, aus seinem Bekennermut, womit er in Bern für das deutsche Volk so warm und wirkungsvoll warb, ist viel Kraft und Begeisterung geflossen. Er war kein ausgeklügelt Buch, er war ein Mensch mit seinem Widerspruch. Als der Schöpfer der bayrischen Republik, als Wegebereiter der deutschen Revolution ist er vor dem Vergessen gesichert. Und der tragische Märtyrertod streift alle Schlacken ab und in edler Verklärung bleibt sein Andenken allen Proletariern heilig, die er mit so tiefer Liebe umfangen hat, für die er gelebt und gestorben ist.

* * *

Erhard Auer.

Erhard Auer ist ein Neffe Ignaz Auers. Er ist ein überaus groß und breit gewachsener Mann von imposanter Erscheinung. In der bayrischen Partei bekleidete er vor dem Kriege die Stellung eines Landesparteisekretärs und gehörte auch der Landtagsfraktion an, in der er nach dem Tode Vollmars und nachdem Adolf Müller seine Tätigkeit immer mehr in die Schweiz verlegt hatte, der eigentliche Führer wurde. Auers Bedeutung in der deutschen Partei stieg im Kriege immer mehr, er wohnte als Vertreter Südbayerns gewöhnlich den Sitzungen des Parteiausschusses bei, in denen die Politik der Fraktion besprochen und gebilligt wurde. Auch als der Parteikonflikt noch nicht zur Spaltung gediehen war, beteiligte er sich lebhaft an den Debatten. Er war ein entschiedener Gegner der Minderheit, die sich damals zur Arbeitsgemeinschaft zusammenschloß. Er war verhältnismäßig jung (sicher weniger als 46 Jahre alt).

Ostdeutsche Rundschau 142

23./II. 1919

Andre Hofers Todestag.

(20. Februar.)

Von **Al. Eager.**

Zu Mantua in Banden ging er in den Tod, der Mann vom Land Tirol. Da blutete der Brüder Herz, ganz Deutschland blutete. Und heut'?

Wiederum ist der Mann im Land Tirol gefesselt, nicht nur einer, alle! Bluten sollte wieder jeder Freigesinnte, bluten jeder Bruder im ganzen Deutschen Reiche! Hofers Land überfluten welsche Truppen, die Heimat des Vogelweiders besetzen Welsche, die deutsche Zucht und deutsche Sitte mit Füßen treten. Die Vertreter Deutschlands, an der Stätte versammelt, wo einst der Markgraf Hermann den Vogelweider glänzend begastet, was sagen sie dazu? Warum kein kräftiges Wort gegen den Räuber der deutschen Südmark? Sind diese Vertreter nicht ganz Deutschland? Ganz Deutschland in Schmach und Schmerz? Sind sie nicht Stammesbrüder? Rührt unser Schicksal nicht mehr ihr Herz? Kann dieses Herz nicht mehr für uns bluten? Kann es nicht mehr empfinden wie damals ein Körner, ein Eichendorf, ein Schenkendorf, ein Schiller?! Verstummt Deutschland vor Schmach und Schmerz oder weil es unser Leid nicht fühlt, weil es — andere Sorgen hat? Antwortet, ihr Brüder!

Der Hofer, der Landeshauptmann von damals, der mag allerdings mehr gefallen haben; denn er stand als einer der Vordersten im Treffen und ging aufrecht, mannhaft in den Tod — lieber sterben als Freiheit und Volkstum aufgeben. So denkt sein heutiger Nachfolger nicht. Der mag nicht sterben, sondern lieber gut leben und gewinnen. Der hat nicht im Kugelregen, sondern im Goldregen mitgekämpft; nicht im Schützengraben ist dieser Hauptmann gestanden, sondern in den Zentralen, wo man Millionen verdient hat. Mit den Händen auf dem Rücken hat er die Sechzigjährigen zur Front marschieren sehen, hat er dem Wucher der Kriegsgewinner zugeschaut, hat er das Volk verhungern und verbluten lassen. Allen Ernstes, die wahre Liebe ist das nicht; und der Heldenmut Hofers auch nicht. Wohl strahlt um das neue Haupt der Heiligenschein der Parteigröße. Aber außerhalb seiner Partei und außer Landes begeistert er keinen Körner, weckt er nicht die Teilnahme wie weiland Hofer.

Der Hofer schickte noch aus Kerkers Gittern seine letzten Grüße dem armen Land Tirol und dem verratenen Deutschen Reich. Sein heutiger Nachfolger aber möchte sein Land am liebsten mit sieben schwarzen, schwarz-gelben und dreimal schwarzen Schranken umgeben und sich und seine Herrlichkeit abschließen vor dem verratenen Deutschen Reich. Und ein Häuflein Gleichgesinnter möcht' es ebenso, um ja nicht das Mißgeschick der Brüder teilen zu müssen. Noch immer möchten sie den roten Adler im Landhauskäfig einsperren, damit er ja nicht zum Reichsaar hinüberkäme. Noch immer ist diesem Häuflein deutsche Art, ja schon der Name deutsch zuwider, sie empfinden es peinlich, wenn man sie so nennt. Kein Wunder, wenn dieser Stimmung gegenüber, dieser offenen und versteckten Gegnerschaft gegenüber, Deutschland trauernd sein Haupt neigt und schweigt. Wir aber, die lieber zu unserm großen Mutterlande, zum deutschen Vaterlande steh'n als zu Rom, wir ballen die Faust wider die Tyrannei dieses Römlings; wir fühlen nicht wie die paar Kriegsgewinner im Landhause, unser Herz blutet um das arme verkaufte Tirol und um das verratene Deutsche Reich. Dem schicken wir, Tausende und Abertausende, unsere heißen Grüße aus den Gittern unseres Kerkers.

Der Hofer sollte auf der Bastei niederknien. Er aber sprach: „Das tu' ich nit. Will sterben, wie ich stehe, will sterben, wie ich stritt." Und sein Nachfolger? Fürs erste denkt er gar nicht an den Kerker, geschweige an die Bastei. Bevor das Sturmwetter losbrach, rettete er sich in Sicherheit. Die Italiener, die er ehemals heftig befehdet, waren auf einmal ganz gute Leute. Statt des Habsburgers lobt er nunmehr den Amerikaner als den besten, gerechtesten und allmächtigen Beschützer Tirols. Heißt das niederknien? Nein, nein! Diplomatisch klug sein heißt das heute! Man ist eben Geschäftsmann und kein Halbgott. Ein aufrichtig Wort könnte einen wahrhaftig ins Loch und auf die Bastei bringen, wie das arme Anderle. Und dort könnte man, weiß Gott, wirklich in die Knie sinken, vielleicht noch etwas anderes — das schickt sich aber für einen Landeshauptmann nicht. Schon gar nicht für einen Nachfolger Andre Hofers! Also ist es immerhin viel besser, man macht Komplimente! Nicht niederknien, ganz so wie Hofer, aber Komplimente! Krämerkomplimente vor dem Großen da drüben! Krämerkomplimente! Habe die Ehre! Habe die Ehre!" — So nadelt und wackelt dieser neue Mann vom Land Tirol. Er sieht nicht, wie den Landsleuten die Galle aufsteigt und die Zornader schwillt. Er fühlt nicht, wie sich die Wut gegen ihn ansammelt. Oder doch, er fühlt es und läßt sich nun — ganz bequem — durch die Herren Feinde beschützen.

Niederknien tut er nicht. „Aber man kann doch ein Geschäft machen. Wenn auch die Herren Feinde kein Recht haben und die Landsleut' im Süden brummen, ist doch Geschäft eben Geschäft. Wenn der Hofer starb, so wie er stritt, macht der Nachfolger wie immer seinen Profit! Dazu steht er doch auf seiner Schanz. Das Reich und das Land — denen helfe Gott! Der ist stark, wir aber müssen uns biegen und wenden — je nach dem Vorteil." So denkt der Hauptmann heute.

Der Hofer schaut mit freiem Auge der Kugel entgegen. Will lieber brechen als sich biegen. Und höhnt noch der schlechten Schützen. Diesen taktischen Fehler macht sein Nachfolger nicht. Denn die Herren Feinde schießen ihm zu gut. Was hätte auch er und das Land von seiner sentimentalen Abschiedsrede auf der Bastei? Zehnmal besser Wahlreden bei klirrenden, klingenden Gläsern. Und Aufbesserung der Finanzen aus dem Holz unserer Wälder. Daher braucht ihm kein Korporal die Binde von der Hand zu nehmen, die greift schon von selber nach der dargebotenen Feindeshand, wenn etwas drinnen ist. Nicht Feuer gebietet er, sondern Geschäfte will er machen. Was sagt dazu Deutschland? Es schweigt. Wahrhaftig, das ist das Würdigste: Schweigen. Auch die Ehrlichen im Land verheimlichen das Knirschen ihrer Zähne, die aufsteigende Galle; und tragen stumm dieses größte Unglück im bodenlosen Unglück ihres Landes. Und die Herren Feinde? Sie machen wohl Geschäfte mit dem klugen Hauptmann, aber sie diktieren ihm nach ihrem Vorteil! Nicht zu seinem und nicht zu des Landes Vorteil! Und auch nicht zu seiner Ehre! Denn die Art, wie sie seine Landeskinder behandeln, ist Schimpf und Qual, eine Demütigung nach der andern.

Aber sie demütigen unser deutsches Empfinden weniger als dieser Römling und Krämer. Er lähmte jede Wahlbewegung im Sinne des deutschen Gedankens. Im Markt Matrei, den 1916 ruthenisches Militär in Asche gelegt, deutsche Hilfsbereitschaft so gut als möglich aufgerichtet (siehe „Ostdeutsche Rundschau", „Wiener Tagblatt", „Salzburger Volksblatt", „Innsbrucker Nachrichten" seit 5. Mai 1916), aber die Schlamperei der Verwaltung des verehrten Herrn wieder zum Bankerott gebracht hat, in diesem Ort verweigern seine getreuen Kriegsgewinner (Bürgermeister, Altbürgermeister und Haus Stadler „zur Krone" des Patriotismus), die noch das Unterstützungsgeld der deutschen Mitbürger in Händen kleben haben, die verweigern den Wahlwerbern für nationale Würde überhaupt jeden Versammlungsraum! Und was denkt dabei der Italiener? **Der Kommandant der italischen Besatzung stellt seine Räume im Gasthaus Lamm zur Verfügung! Seine Wache beschützt die Versammlung, wo deutsches Empfinden und nationale Würde zu Worte kommen!**

Nun getrauten sie sich nichts mehr zu sagen, die Oberpatrioten! Nur heimlich knurrten sie wie Hunde hinüber zum Hause, wo einst 1809 Andre Hofer sein Stammquartier gehabt hat in ebenso großer Bedrängnis des deutschen Volkes...

Kann es überhaupt noch trauriger zugehen? Der Hofer dreht sich dreimal im Grabe um, aber auch das beruhigt ihn nicht. Er muß heraus! Den Nachfolger muß er sich anschauen! Eben schlägt es Mitternacht. Leise schleicht er an den Parteipapst heran:

„Hö, Schraff'l! Denkst du nie an deinen Vorgänger, den Sandwirt? Heut' ist just Jahrtag, daß sie mich erschossen haben in Mantua. Kennst mich nimmer?"

Da schrickt der Schraff'l zusammen: „So ein uraltes, vergriffenes Gespenst will noch aufstehen? Das hol' der — halt, die Backschaufel her! Den Semmelbesen in Weihbrunn getaucht! Das Gespenst muß fort! Vertreibt mir alle Gemütlichkeit! Wär' noch seiner, wenn's mich in alle meine Häuser verfolget! — Holt mir gleich den Pater, daß er den Spuk austreibt! Den Hofer können wir heutzutag nimmer brauchen!" Und so weiter.

Und sogleich erschein ein Pater, just so einer, wie der Haspinger, der den Hofer zum letzten Aufstand und in den Tod gehetzt hat und für den das Anderl Gut und Blut gegeben hätte, und jetzt spritzt der Pater wutig mit dem Weihwasserwedel auf den Geist los im Namen Gottes, des Kaisers und des Vaterlandes. Also hat sich auch Hofers Leibspruch gegen ihn gekehrt. Wie doch alles veränderlich ist! Auch die unveränderliche Kirche und deren Diener! — Schmerzlich sieht das Hofer ein und geht...

Doch weil er schon einmal wach ist, legt er sich nicht gleich nieder, sondern eilt auf Wolkenflügeln nach Wien, neugierig, ob man hier wiederum bei Hofe Feste mit dem Unterdrücker und Vertilger Tirols feiere, während dessen Verteidiger erschossen würde. Zu seinem geringen Erstaunen findet er keinen Hof mehr, aber dafür ein Labyrint von Staatsämtern. Er fragt, wo man sich der Not des Landes Tirol annehme. Da wird er von einem zum andern geschickt, ohne daß er etwas rechtes erfahren kann. Endlich findet er einen Staatsrat, der ihn fragt, woher er sei und was er eigentlich wolle. „Südtiroler! Deutsch-Südtiroler bin ich. Und helfen möcht' ich meinen Landsleuten. Denn ich weiß viel, was dem Recht und der Wahrheit dient."

„So, so?" meint der Herr Staatsrat, „dann müssen Sie mit einem Gesuch bittlich werden, die Erledigung dauert mindestens ein halbes Jahr."

„Aber unterdessen hat doch schon die Friedenskonferenz über das Schicksal des armen Landes entschieden."

„Möglich. Aber Vorschrift ist Vorschrift. Wir können's nicht ändern; und überhaupt haben wir viel wichtigere Sorgen. Also kommen Sie über's Jahr!"

Hofer wollte kaum glauben, was er gehört. Aber schon drückte ihn ein Amtsdiener mit aufgestülpter Nase vom Tisch des Herrn Staatsrates weg. Hofer sah sich um und sah nun statt der einstmaligen adeligen Herren zahlreiche andere Krummnasen dasitzen, die alle tief in Papieren staken und sich um sein Südtirol einen Pappenstiel kümmerten; einige sprach er an, aber sie schnauzten ihn an:

„Wie heißt? Was geht das uns an? Sind das unsere Leut'?" Er sah sie da freundliche Briefe schreiben an Welsche, Russen und Japaner, an Engländer und Amerikaner. Warum hatten sie für Südtirol keinen Anteil? Schon faßte ihn alter Groll und schon griff er nach

Das Rheinisch-westfälische Kohlensyndikat ist das Muster für ähnliche Vereinigungen geworden. Der Zweck des Vertrages ist, unter den Zechen einen ungesunden Wettbewerb

Verantwortung entlasten wollen. Auch die Koalitionspolitik ist in einer Krise. Deutschland hat sehr ernste Zeiten.

Feuilleton.

Erinnerungen an Katharina Fröhlich.

(Zu ihrem 40. Todestage.)

Sind wirklich vier Jahrzehnte verflossen, seit die ehrwürdige Freundin meiner Kindheit die von Oesterreichs größtem Dichter so heiß besungenen, auch im Alter noch strahlenden Augen an jenem 3. März für immer schloß? Als eine der letzten Ueberlebenden, die Kathi näher gestanden sind, halte ich es für Dankespflicht, den Lesern des einzigen Blattes, das ich in den stets zitternden Greisenhänden der politisch und religiös gleich Freisinnigen gesehen habe, ein kleines Erinnerungsbild an sie zu entwerfen. Pflegte sie doch die Geschenke, mit denen sie im Leben und Sterben mich und meinen Bruder überschüttete, darunter das unter Tränen der Verzweiflung und Enttäuschung von ihr gestickte Brautsacktuch und die beiden Verlobungsringe, die nie zu Eheringen werden sollten, mit dem Wunsche zu begleiten, sie möchten wenigstens in dem Andenken dieser Kinder viele Jahrzehnte lang fortleben. Wie bescheiden hat sie sich immer in den Hintergrund gehalten, ist glänzenden amerikanischen und englischen Anerbietungen wegen Veröffentlichung ihrer Denkwürdigkeiten und Fragen von Berufenen und Unberufenen ausgewichen, da sie in dem Geliebten nicht nur den großen Dichter, auch den überreizten und erblich belasteten Mann ehrte, den sie anklagen mußte, wollte sie sich selbst gegen oft erhobene Anwürfe verteidigen. Nur in einer vertraulichen Stunde hat sie meiner Mutter, die ihr Toilette- und Wohltätigkeitsangelegenheiten besorgen mußte, gestanden, wie glücklich sie sich im Alter preise. Bis die Wünsche des Weibes in ihr zum Schweigen gekommen waren, habe sie wohl namenlos gelitten, besonders da der Dichter ihr jede ernste Berufstätigkeit, namentlich ihren Wunsch nach der Bühne, und jede Heiratsversorgung unmöglich gemacht habe. Oft sei er monate-, ja jahrelang ausgeblieben, in neue Bande verstrickt oder voll Unmut über sich und Kathi; dann sei er meist in der Abenddämmerung mit den Worten: „Ein armer Bettler klopft um Einlaß" an ihrer Tür erschienen und zum Aerger der weit energischeren Schwestern immer wieder „in Gnaden aufgenommen worden". Alle ihre Freundinnen, besonders ihre verheiratete Schwester Barbara Bogner, eine Malerin, deren schöne Blumenstücke sich noch heute in mancher Alt-Wiener Familie befinden, seien im Alter höchst unglücklich gewesen, hätten namenloses Leid durch den Tod und das Mißgeschick ihrer Kinder erfahren. Keine sei dem Mann, mit dem sie sich längst auseinandergelebt hätten, im Alter das gewesen, was sie „ihrem Hofrat". „Und denken S', wo ihr Mann so viel über Vererbung schreibt was für Kinder wir g'habt hätten", indem sie unter Tränen auf den Selbstmord des letzten Grillparzer in Weidlingau anspielte, „alle die berühmten Leut', die sie bei uns sehen und die mir die Hand küssen, käm'n wahrscheinlich nöt, wenn ich einfach die pensionierte Hofrätin Grillparzer wär'". Einen echten Bauerngedanken ihres Hofrates nannte sie seine Zumutung, ihn nach seinem 80. Geburtstag zu heiraten, um dem Staat die Pension nicht zu ersparen, das hieße der Aufopferung eines langen Lebens den

3. III. 1916

Audienz im Walde von Curtea.

Von Carl Marilaun.

Curtea de Arges ist von den wenigen Nationalheiligtümern eines unfrommen Landes sicher das rührendste. In der Gruftkrypta seines Kirchleins, das mit seinen beiden goldstrahlenden, phantastisch gedrehten Türmchen wie ein byzantinisch buntes Reliquiarium mitten in tausendjährigen Forsten, umkränzt von blauschimmernden Bergen, steht, liegen Rumäniens redlicher erster König und seine Witwe, die in einer dem Namen nach freiwilligen, aber darum kaum weniger bitter empfundenen Verbannung hier gestorben ist.

In dieser Verbannung, wenige Monate vor ihrem Tod, habe ich Elisabeth von Wied, Königin-Witwe von Rumänien, sehen und sprechen dürfen. Es war eine Ehre, die mir ganz unvermutet widerfuhr. Ich hatte, an jenem wundervoll blauen Frühsommertag im Kraftwagen des Domnul Nicolas S. nach Curtea fahrend, gewiß keine Ahnung, daß ich an diesem selben Nachmittag mit Ihrer Majestät der Königin-Witwe, die sich noch lieber eine deutsche Dichterin nennen hörte, unter romantischen Parktannen den Tee trinken würde.

Herr S., einer der wenn auch nicht allervornehmsten, so doch reichsten Bojaren, wollte mir das Curteakirchlein der Landespatronin Philotea zeigen, und während die Damen im Ort Veilchensträuße für den Sarg des Königs binden ließen, zeigte uns der Herrn S. von früher her bekannte Gruftkastellan das phantastisch-reiche, eigentlich überreiche Kirchlein, das zeillebens eine romantische Herzenssache des kargen, strengen und ernsten Carol gewesen ist. Er hat sie im Einvernehmen mit der Königin vor vielen Jahren restaurieren lassen; als das Königspaar das erstemal hierher kam, war die Kirche nicht viel mehr als eine Ruine. Die Weltentrücktheit und Stille dieser fast deutschen, lieblich-schwermütigen Landschaft tat es dem König und wohl noch mehr der schwärmerischen Königin an; sie selbst hat ja manche Seite der von ihr fast zum ersten Male aufgeschriebenen rumänischen Volksmärchen hier von den Ufern des gebirgsbachklaren Arges geholt. Der König ließ einen Architekten kommen, der ihn nur leider nicht sehr viel besser als jener deutsche Baumeister beriet, der ihm die Türmchen, Giebel und Erker und die nie von einem Strahl des Tageslichtes erreichten Butzenscheiben des königlichen Waldschlosses in Sinaia baute. Der Herr, der das Kirchlein von Curtea de Arges aus seinen Trümmern neu erbaute, war ein Franzose, der mit dem Gold aus der königlichen Privatschatulle nicht zu sparen brauchte. Und so brachte er denn etwas zustande, das eher ein Juwelenschrein als das Baudenkmal streng rumänischnationalen Stils wurde, das dem König und der Königin vorgeschwebt haben mochte. Die Königin liebte die Kirche allerdings über alle Maßen. Jedes der in Stein gehauenen, zum Teil vergoldeten und bemalten Ornamente hat sie selbst nach byzantinischen, alttürkischen und selbst maurischen Motiven zeichnen lassen, zum Teil auch selbst gezeichnet, und sie liebte es noch in ihren Altersjahren, ihre Besucher auf die erstaunliche und eigentlich verwirrende Mannigfaltigkeit dieser steinernen Rosen, Bänder, Ranken, Ornamentleisten und Kapitäle aufmerksam zu machen. Von diesen Dingen ist einst jede kleinste Einzelheit unter ihren Augen entstanden und hat als Zeichnung ihrer Architekten auf ihrem Tisch gelegen.

Herr S. führte dann seine Damen hinunter zum Sarg des Königs, sie legten dort ihre Blumen nieder und ließen im Hinaufgehen der Königin, die sie von Bukarest her kannten und zu deren engerer Hofgesellschaft sie gehört hatten, ihre Karten senden. Der Wagen war dann zur Weiterfahrt bereit, als die Königin-Witwe durch einen herübergesandten Diener eine Einladung zum Tee überbringen ließ. Er wurde wie jeden schönen Nachmittag im Wald nahe dem königlichen Schloß serviert, das goldene Tischchen mit einem schönen, alten Silbergeschirr stand schon bereit, die Diener in der für Hofzwecke etwas verzierlichten und vertheaterten Bauerntracht rückten den schweren Lehnsessel der Königin näher in den Schatten der dunkelgrünen, hohen Tannen, und nun kam mit ihren zwei alten Gesellschaftsdamen sie selbst in ihren geliebten, reichgefalteten und lose fließenden und schleppenden Gewändern, um deretwillen sie manche hochgeborene und pariserisch elegante Dame der Bukarester Gesellschaft sanft belächelt hat.

Ihr selbst war diese Art, sich von jeder Mode unabhängig zu kleiden, allerdings mehr als eine Schrulle, und sie war genug Frau, um zu wissen, daß diese weiten, lang nachschleppenden Gewänder ihrem rundlichen und immer beweglichen, weit mehr mütterlichen als königlichen Persönchen wirklich königlich standen. Sie hat sich diese von Spitzen, Seide und Tüll überrieselten Roben, deren Schleppe oft nur mit Mühe in ihren Wagen gestopft werden konnte, mit derselben gewissenhaften Liebhaberei zurechtgedacht, mit der sie malte, alte Mönchsinkunabeln zeichnete, dichtete, stickte, deklamierte, ihre Orgel spielte und mit Malern und Architekten ihre Schlösser baute. Sie nannte sich dann gern in ihren madonnenhaften Schleiern und Gewändern eine altmodische Frau, aber eigentlich sah sie doch eher wie eine aus ihren eignen Märchen verstoßene, gütige und mütterliche, aber sehr königliche Prinzessin aus. Sie liebte nichts so sehr, wie von ihrer harten Jugend zu erzählen, von ihrer strengen Erziehung und den spartanischen Methoden, unter denen sie aufgewachsen war. Sie, die die Menschen eigentlich nie wirklich gekannt hat und von ihren guten Freunden meistens betrogen worden ist, kannte eigentlich auch sich selbst nicht, und sie war kaum die einfache, natürliche, ganz geradlinig-altmodische (ihr deutsches Lieblingswort) Frau, als die sie sich immer sehr in betontem Gegensatz zu den Damen ihrer rumänischen Hofgesellschaft hielt. Ihr gutes, reines und immer rührend ahnungsloses Gemüt ist wirklich das einer Mutter und einer deutschen Frau gewesen, aber die Natur hatte ihr zu ihrem adeligen Herzen ein ganz unköngliches Temperament gegeben. Sie pries die Güte, die Geduld, die Sanftmut, und gütig war sie sicher, sie konnte überquellen von Hilfsbereitschaft. Aber geduldig ist sie wohl kaum gewesen; nachsichtig war sie unter einer Umgebung, die allerdings denkbar schwer zu behandeln gewesen ist, fast immer am falschen Ort. Sie konnte stürmisch und unbedenklich in ihren Neigungen sein, und die Enttäuschungen, die ihr nie erspart blieben, hat sie oft beklagt, aber eigentlich kaum schwer empfunden. Denn eigentlich hat sie ja doch, eine Dichterin, immer in ihren Träumen gelebt; sie sah die Welt, wie sie sie sehen wollte; sie nannte sich selbst eine Optimistin, und sie hat denn auch von den merkwürdigsten und niederdrückendsten Erfahrungen und Enttäuschungen nichts gelernt. Der Schmutz berührte nicht den Saum ihrer weißen Gewänder, denn sie ahnte ihn eigentlich nicht, sah ihn nicht. Und wie sie eine Dichterin guter Stuben sein wollte, war sie auch eine Königin und Frau und ein armes, gutes Herz, dem sich jede Umgebung zur guten Stube verklärte. Sie dichtete ihre Gewänder und ihre ahnungslosen, milden und reinen Bücher; sie las ihrem von der Arbeit geplagten und übellaunigen, aber immer liebenswert geduldigen König beim abendlichen Teetisch die Gedichte vor, die sie untertags geschrieben hatte. Sie spielte ihre goldene Harfe, ihre Orgel, sie pflegte in ihrem schwärmerisch und mädchenhaft gebliebenen Prinzessinnenherzen jahrzehntelang den holden Schmerz der Kinderlosen, und es war nur durchaus verständlich und logisch, daß sie sich mit ihrem besten und redlichsten Herzen mit den Jahren sogar eine erhaben sinnige Umgangssprache, ein poetisch gehobenes Idiom dichtete, das nicht mehr von dieser Welt und aus lauter in polierten Goldschnitt und gepreßten Samt gebundenen Büchern war. Diese von ganzem Herzen edle und adelige Frau, die darüber klagte, daß den Menschen die Einfachheit abhanden gekommen sei, ist selbst nichts so wenig wie eine einfache Natur gewesen.

Nun sahen wir sie unter ihren schönen Bäumen von Curtea, und es war merkwürdig und beklemmend, wie sehr sie die wenigen Monate ihrer Witwencinsamkeit verändert hatten. Sie war in diesen Monaten wirklich, auch äußerlich, wovon sie lange verschont geblieben ist, alt geworden. Fast auch kleiner schien sie geworden; ihre einst runden, mädchenhaft rosigen und ganz faltenlosen Wangen hatten die erschreckende Stubenfarbe eines müden und mit Willen absterbenden Menschen. Nie hatte sie früher ihren vielen Photographien ähnlich gesehen, denn dieses gesund gefärbte und nur zuletzt von ihren grünen und gelben Zwickern bös entstellte, von weißen Haaren romantisch umloderte Gesichtchen war immer in Bewegung, von fliegenden Röten erhellt; ihr Gesichtsausdruck wechselte mit jedem Wort, jedem Lächeln. Sie war nur auf ihren Bildern eine alte Frau, in Wirklichkeit sah sie viel eher unirdisch nobel, rein und rührend fröhlich aus wie alte, ahnungslos an der Welt vorüberlebende Damen adliger Klöster oder Fräuleinstifte, die keine Erfahrung, kein wirklicher Schmerz, nicht die Schlechtigkeit der Welt und nicht die Häßlichkeiten ihres langen Lebens auch nur im mindesten zu verfehren vermochten.

Aber heute im Wald von Curtea war sie alt, sie saß klein und mütterchenhaft in ihren immer noch schleppenden, in reichen Falten um ihre arme Gestalt fließenden Trauergewändern, und es war sehr schmerzlich, wie sie in ihrer immer noch leise unwirklichen, blumenhaften Sprache vom Tod, den sie hier erwarten wollte, sprach. Fast zwei Stunden saß sie in ihrem samtnen Stuhl mit der hohen, vergoldeten Lehne, aber es ist nicht ein Wort von ihren Lippen gekommen, das verraten hätte, daß sie an irgendwelchen wirklichen, täglichen, uns alle und gewiß auch sie selbst bewegenden Dingen Anteil nähme. Kein Wort vom toten König, keines von ihrem Märchenschloß Sinaia, das sie einst so sehr geliebt hat, und in das sie nun wohl nie mehr kommen mochte. Aber auch keines vom Krieg, und dies war, in unsrer Gesellschaft wenigstens, noch verständlich. Denn was diese alte, deutsche, einsame Frau noch etwa an Wünschen oder Hoffnungen in ihrem müdgewordenen Herzen barg, hätten der Domnul S. und seine in Paris und London großgewordenen Töchter, hätten seine zwei in Genf erzogenen, mit achtzehn Jahren dem allnächtlichen Bakkarat in Konstanza verschriebenen Söhne doch kaum verstanden. . .

Sie tat Madame Zoë S. gegenüber einige Fragen nach der jungen Königin, und es verwunderte uns etwas, wie schwärmerisch sie nun in ihrer Einsamkeit von der schönen und eigentlich nicht immer geliebten Maria sprach. Unsre Damen wußten gut und haben sich unzählige boshafte Geschichtchen über das Verhältnis erzählt, das viele Jahre hindurch zwischen der alternden Königin und der jungen, interessanten und leidenschaftlichen Kronprinzessin herrschte. Nun hatte die Königin Maria vor ein paar Wochen ein Buch mit selbstgedichteten Märchen nach Curtea de Arges geschickt. Die Märchen waren herzlich schwach, viel schwächer und vor allem viel unwahrhaftiger als noch das schwächste von den vielen Büchern, die Carmen Sylva geschrieben hat. Auch das Szenarium eines von der jungen Königin verfaßten Märchenstückes war der Sendung an Carmen Sylva beigegeben. Das Stück war in Paris gedruckt worden und sollte am Bukarester Nationaltheater aufgeführt werden. Das Stück ist von einer verworrenen, unleidlich gezierten und süßlichen Phantastik, es ist als Laune gerade dieser schönen, geistig ungewöhnlich beweglichen und modernen Frau nur noch unverständlicher. Aber die alte Königin blühte auf, als sie davon sprach, sie wußte einige Verse auswendig und deklamierte sie in freier Wiedergabe, und sie ließ sich's nicht nehmen, uns aus dem von den Dienern herübergebrachten, in Seide gehefteten Prachtband die Widmung der schönen Königin Maria vorzulesen.

Es war etwas kühl unter den hohen, dichten Bäumen geworden, als die alte Carmen Sylva das Buch der schönen Maria schloß. Die Damen unsers Herrn S. hatten folgsam zugehört, Domnul S. saß mit der Hand vorm Mund, und die jungen Herren waren in Genf schlecht genug erzogen worden, um während der königlichen Deklamation fleißig und inständig auf ihre eleganten, teuern goldenen Uhrarmbänder zu sehen. Der Diener trug das prachtvoll gebundene Buch fort, und die alte Frau hatte zwei rote, reizende Röslein auf ihren welken Wangen, als sie mit ihrer guten und frommen Überschwenglichkeit sagte, wörtlich sagte: „Es ist die größte Freude meines Alters, daß ich diese Arbeiten der Königin noch erleben durfte."

Sie sprach dann mit mir einige deutsche Worte, und so altmodisch nobel ihr zierliches Französisch gewesen war, so fremdartig unwirklich und blumenhaft sprach sie die Sprache ihres deutschen Herzens, ihrer deutschen Bücher, ihrer Märchen und Träume. Sie sprach das verzierlichte, über jeden gewöhnlichen und alltäglichern Ausdruck unsäglich erhabene Deutsch der Bücher, die sie irgendeinmal geliebt haben mochte, wohl noch liebte, und die junge Leute, wie sie selbst trauernd meinte, heute nicht einmal mehr dem Namen nach kennen. Sie sagte übrigens auch einige Worte über Musikkritiken, die sie unlängst in Bukarester Blättern gelesen hatte, und ließ sich, ohne ganz aufmerksam zuzuhören, von einem unsrer jungen Herren von dem alten Meister Claude Debussy erzählen, Claude Debussy, der eine Geburtstagsabordnung, die ihn einen modernen Meister nannte, zur Tür hinausgeworfen hatte. Sie lächelte ein wenig, kam auf ihre Harfe zu sprechen, ihre Orgel, die sie im Bukarester Schloß zurückgelassen hatte — aber sie sprach ohne viel innere Anteilnahme, und man sah ihr, die einst in Bukarest Stunden und Stunden, ohne müde zu werden, den Gesprächsstoff fast allein bestreiten konnte, an, daß sie sich danach sehnte, nun wieder allein in ihren stillen Gemächern zu sein.

Und so ging sie langsam, in ihren schwarzen, schleppenden Gewändern, nicht ohne unsre Damen mit großmütterlicher Freigebigkeit herzlich und gnädig abgeküßt und die Jungen mit ihren feinen, weichen, rundlichen Händchen abgetätschelt zu haben. „Ich habe dich ja noch in deinem Steckkissen gesehen," sagte sie zu dem siebzehneinhalbjährigen Serge S., und der junge, blaurasierte Mensch, der Weiber und Liebschaften und Spielschulden bis zum Hals hinauf hatte, stand in seinem kokett geschnittenen, englischen Reiseanzug rot und kläglich vor dieser kleinen, alten und altmodischen Frau, deren Reinheit und Unschuld die siebzig Jahre ihres schweren Lebens nicht zu zerstören vermocht hatten.

„Sie ist eine Taube", sagte er dann später, als der Fahrer ankurbelte. Der Rumäne sagte es, wie man eine Unverschämtheit sagt. Aber es war dennoch die Wahrheit; nie ist von Carmen Sylva, deutscher Dichterin und Königin von Rumänien, ein wahreres Wort gesagt worden . . .

Abend
5./III. 1919

150

Mit tägl. einmal. Postversendung: ... halbj. K. 6.–, ganzj. K. 12.–. Mit tägl. zweimal. Postversand.: Vierteljl. K. 3.–, halbj. K. 6.–, ganzj. K. 24.–

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig:
Bei uns (Kreuzband-Versendung): Deutschland, Bulgarien und für Staaten des Weltpostvereines K. 24.
Bei den Postämtern in Deutschland M. 11.25, Schweiz Fr. 13.55, Belgien Fr. 15.05, Italien L. 14.47, Rumänien Fr. 15.90, Serbien Fr. 12.80, Bulgarien Fr. 15.55, Russland R. 5.90, Griechenland (d. d. Buchhandl. Bleiberondasch & Barth, Athen od. K. k. Zeitgs.-Exp. in Triest) K. 15.05, Levp. Türkei (Oest. Postämter) K. 15.40, Asiat. Türkei K. 17.45, Aegypten K. 14.55, Dänemark Kr. 11.25, Schweden Kr. 11.30, Norwegen Kr. 10.35, Finnland M. 15.10, Holland F. 9.–. Bei den Agenturen in Italien: Loescher & Co., Rom Fr. 15.50, Frankreich: Hachette & Cie., 111, Rue Réaumur, Fr. 15.50; England: Sauerbeck, London, 11, Adle Lane, Fleet Street, E. C. Siegle & Co., London M. G. 120, Leadenhall Street Pld. St. 1 sh. 1; Nordamerika: E. Steiger, 25 Park Place, G. E. Stechert 151—155 West 25 th St., L. A. Rosewasser, 57, Seconds Avenue in Newyork, Doll. 6.40. Vertreter für das ge-Ausland: Saarbachs News Exch., Gen. m. b. H., Malm

Für die an Agenten, Austräger oder Verschleiß-... leisten wir keine Garantie.

...se.

1919.

† Dr. Ernest v. Koerber.

Einer der hervorragendsten Staatsmänner aus der Zeit des Kaisers Franz Josef.

Wien, 5. März.

Ernest v. Koerber ist heute plötzlich gestorben. Seit zwei Jahren, seit seinem Rücktritt, der für immer als ein unglückliches Ereignis für Oesterreich gelten wird, hatte er sich vollständig zurückgezogen, und dieser Mann, der sozusagen bis zum letzten Augenblick mit fieberhaftem Anteil die Ereignisse verfolgte, war in der Oeffentlichkeit kaum mehr zu sehen und vermied jede Gelegenheit, sich in Erinnerung zu bringen und der Welt zu zeigen, welche Kraft in ihm lebte und wie bedauerlich es war, daß in Zeiten der schlimmsten Gefahren für den Staat und der schwersten Krise ein Mann mit dieser Summe der Erfahrungen und mit dieser Klarheit des Wissens abseits stehe. Doktor v. Koerber hat gewiß Fehler begangen. Aber eines besaß er: politisches Verantwortungsgefühl und eine Empfindung für die Interessen von Oesterreich, für das Schicksal dieses Landes, wie kaum irgendeiner der Staatsmänner in den letzten Jahrzehnten. Er war keiner von den Kühlen und innerlich Gleichgültigen, welche die Dinge an sich herankommen lassen und denen die Politik ein Spiel ist, das man aufgibt, wenn die Möglichkeiten des Gewinnens nicht groß genug sind. Er war eine leidenschaftliche Natur, vielleicht zu leidenschaftlich, vielleicht zu reizbar auch für den Dornenweg der parlamentarischen Arbeit. Er empfand den Niedergang der Monarchie, den Zusammenbruch des Verhältnisses zu Ungarn, die mannigfachen Irrtümer, die er bis in die letzten Einzelheiten verfolgte, wie einen persönlichen Stachel. Vielleicht haben diese Aufregungen, die keinen Ausweg fanden und sich niemals sozusagen austoben konnten, mitgewirkt, das Herz dieses Mannes zu brechen, der im Freundeskreis noch frisch und lebendig erschien und mit jener schneidenden Schärfe des kritischen Bewußtseins, das ihm eigen war.

Dr. v. Koerber war einer der glänzendsten Beamten die jemals Ministerpräsident geworden sind. Er hat im Handelsministerium das Eisenbahnreferat gehabt, er kannte die Zollpolitik wie kaum irgendeiner und hat als Erster Sektionschef das Ministerium des Innern geleitet. Unter Baron Gautsch wurde er Handelsminister, später unter Clary Minister des Innern, eine Zeitlang leitete er das Justizministerium, und in seinem eigenen Kabinett war er der Fleißigste von allen, unermüdlich tätig und fieberhaft bestrebt, die Monarchie aus dem Jammer der Obstruktionszeit, aus dem Elend der Sprachenfrage herauszubringen. Es darf ihm nicht vergessen werden, daß er nach Badeni und Thun der erste war, der nicht gegen die Deutschen regierte und immer den Grundsatz auf seine Fahne schrieb, es dürfe keine nationale Vergewaltigung erfolgen und alle nationalen Fragen müßten im Einvernehmen gelöst werden. Er versuchte es durch große wirtschaftliche Unternehmungen, durch den Bau von Wasserstraßen und durch das Gesetz über die Tauern-, Karawanken- und Wocheiner Bahn die Arbeitsunlust des Parlaments, die zur Reichskrankheit gewordene Obstruktion zu überwinden. Zweihundertfünfzig Millionen sollten bis zum Jahre 1912 bewilligt werden, um die Kanäle zu bauen, welche die Donau mit der Oder, die Donau mit der Moldau und anschließend an die Weichsel und die Kanalisierung der Moldau und der Elbe bewirken soll.

Eine Zeitlang hielt der Wille des Parlaments vor, aber sehr bald schlug wieder die trübe Flut über dem Kopfe der Regierung zusammen. Dr. v. Koerber versuchte durch nationales Entgegenkommen zu wirken, immer wieder glaubte er, die Verständigung herbeiführen zu können, er suchte die Italiener zu gewinnen, aber Kramarz hatte seinen Untergang geschworen. Die Deutschen waren durch die italienische Rechtsfakultät in Wilten und durch manches andere verbittert, und so fiel dieses Ministerium, dessen Kopf gefordert wurde, an der alten Krankheit Oesterreichs, an der Grundsatzlosigkeit, die nachgibt, ohne die Sicherheit wirklicher Gesundung und ohne den Ernst, der unbedingt notwendig war, schon wegen Ungarns, dessen Trennungsgelüste gerade unter Dr. v. Koerber so stark hervortraten.

Dr. v. Koerber ist dann noch Gemeinsamer Finanzminister geworden und später, wenige Wochen vor dem Tode des Kaisers Franz Josef, auch noch einmal Ministerpräsident, 46 Tage lang und auch da belastet mit den schwersten Problemen. Er wollte den Ausgleich mit Ungarn verbessern, er kämpfte durch die Einfügung des Wortes „auf gesetzmäßigem Wege" gegen die Sonderstellung Galiziens, die im Novembermanifest geplant war. Er dachte daran, die Er-

...tt.
...n.

Morgen- und Abendblatt mit täglich einmaliger Postversendung:
Monatlich . . . . . 8 K 20 h
Vierteljährig . . . . . 23 K — h
Halbjährig . . . . . 46 K — h
Ganzjährig . . . . . 92 K — h

Mit täglich zweimaliger Postversendung:
Monatlich . . . . . 9 K 20 h
Vierteljährig . . . . . 26 K — h
Halbjährig . . . . . 52 K — h
Ganzjährig . . . . . 104 K — h

Für das Ausland:
Mit täglich einmaliger Postversendung:
Für Deutschland vierteljährig 29 K
Für die andern Länder des Weltpostvereines 31 K.

Bei den Postämtern vierteljährig:
In Deutschland Mark 15.—, Schweiz Fr. 19.—, Bulgarien Fr. 21.—.

Inserate übernehmen alle renommierten in- und ausländ. Annoncenbureaux.

53. Jahrgang.

Ernest v. Koerber.

Die politischen Schicksale Ernest von Koerbers, der nach einem Leben rastlosen Schaffens in die ewige Ruhe eingegangen ist, sind ein Spiegelbild der Tragik des alten Oesterreich. Die Laufbahn dieses Staatsmannes mit ihrer Mühsal, mit ihren Erfolgen und ihren Enttäuschungen zeigte immer wieder, wie geistiger Schwung und hochstrebendes Wollen durch die naturgegebenen Schwierigkeiten des Völkerstaates in ihrem Wirken gehemmt wurden. Koerber brachte eine reiche persönliche Mitgift ins Amt, die Vermählung der Tugenden des altösterreichischen Beamtentums mit einer modernen, freien Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben. Altösterreichisch im guten Sinne war an ihm die Hingebung und Arbeitsfreudigkeit, das völlige Sichausleben im Dienste, der zum ausschließlichen Inhalt des Lebens wurde, altösterreichisch das Sicheinarbeiten in die verschiedenartigsten und entlegensten Zweige der Verwaltung, die Liebe zum Detail, die Vertrautheit mit allem Persönlichen des Dienstes. Aber auch starke moderne Wesenszüge traten in der Erscheinung dieses Staatsmannes scharf hervor. Von echt neuzeitlichem Geist erfüllt waren seine Verwaltungsreform und seine Preßreform. Die Bedeutung des Zeitungswesens im modernen Staatsleben hat keiner so treffend erfaßt wie er, und wenn man sich erinnert, welch furchtbares Kampfmittel die Presse während des Krieges in der Hand der Feinde war, dann wird man es als einen Zug weiser Erkenntnis würdigen, daß Koerber die Stellung der Presse im heutigen Staatsleben so hoch bewertete. Als Parlamentarier hatte er viel Verständnis für die Bedingungen des politischen Wirkens im demokratischen Staatswesen. Er kannte den Widerhall des gesprochenen Wortes, wußte durch sorgfältig geschliffene Wendungen zu wirken, er hatte eine ästhetische Freude an geistvollen Antithesen, er war ein stilistischer Feinschmecker und scharfer Dialektiker, der die schwachen Seiten des Gegners zu fassen wußte. Nicht vergessen sei vor allem der männliche Freimut seiner Meinungsäußerung nach oben. Koerber war alles eher als ein Höfling, und wenn es nottat, wußte er die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung selbst dann geltend zu machen, wenn dadurch die überkommenen höfischen Formen durchbrochen werden mußten.

In der Führung der inneren Politik ging er von der Ueberzeugung aus, daß die Völker Oestereichs nur in politischer Freiheit gedeihen können, und es wäre ihm die Erfüllung eines Ideals gewesen, wenn er auf dieser Bahn die Staatszwecke hätte sicherstellen können. Allein die bösartige Obstruktion der Tschechen drängte ihn von diesem Wege ab und zwang ihn, sich zum Notparagraphen zu bekennen, denn höher als alles stand ihm das Gebot, das er in die Worte faßte: „Der Staat muß leben!" Die Ursachen der unversöhnlichen Gegnerschaft der Tschechen gegen Koerber sind heute noch ein politisches Geheimnis; man sagt, Kramarz habe sich von ihm wegen einer persönlichen Angelegenheit verletzt gefühlt und ihm Feindschaft bis zum Aeußersten geschworen. Ob damals schon weiterreichende Pläne der Tschechen mitgespielt haben, die auf die Zertrümmerung des Reiches abzielten, ist schwer zu entscheiden. Die Lage Koerbers wurde auch erschwert durch die unfreundliche Haltung Luegers, der ihm die Unterstützung der Christlichsozialen entzog, und so wurde der Ministerpräsident genötigt, außerparlamentarische Wege zu betreten: auch Koerber entging nicht dem Absolutismus, aber es war wenigstens ein aufgeklärter Absolutismus. So wie die Tschechen ihm das Regieren erschwert hatten, so waren sie es, die schließlich mit Hilfe feudaler und höfischer Einflüsse seinen Sturz herbeiführten. Zehn Jahre lag dann diese starke politische Kraft brach, bis ihn Kaiser Franz Josef nach dem tragischen Ende Stürgkhs wieder an die Spitze der Geschäfte berief. Es war einer der schlimmen Mißgriffe Kaiser Karls, daß er sich sofort nach dem Regierungsantritte von dem bewährten und erfahrenen Manne trennte. Gewiß kann heute niemand sagen, ob es Koerber gelungen wäre, den Zerfall der Monarchie hintanzuhalten. Aber so verhängnisvolle, zum Himmel schreiende Fehler hätte er niemals begangen, wie sie unter dem System des Dilettantismus, das nach Koerber folgte, auf der Tagesordnung waren.

Der Königsgedanke des verblichenen Staatsmannes war die Ueberwindung des nationalen Zwiespaltes durch die Macht der wirtschaftlichen Interessen. Er hat sich insofern getäuscht, als schließlich der nationale Streit doch stärker blieb als alle materielle Gemeinschaft. Aber es gibt Irrtümer, die dem Irrenden zur Ehre gereichen, und ein solcher war der, dem sich Koerber hingegeben hat. Sein Denken war eben stark wirtschaftlich gerichtet, er hatte viel Sinn für die treibenden Kräfte des ökonomischen Lebens der Gegenwart. Im Innern war er ein überzeugter Freihändler, und er huldigte der Auffassung, daß nebst der politischen die wirtschaftliche Freiheit berufen wäre, Oesterreich den inneren Frieden zu geben. Sein wirtschaftliches Bekenntnis bestimmte auch sein Verhältnis zu Ungarn: hier offenbarte sich am stärksten die Freiheit und Festigkeit seiner Ueberzeugungen. Er erkannte, daß die dualistische Konstruktion, wie sie sich zuletzt herausgebildet hatte, eine Unmöglichkeit war und die Entfaltung Oesterreichs in unheilvoller Art hemmte. Besonders schwer empfand er die fortschreitende Verschlechterung der Beziehungen zu den Balkanstaaten, die durch die ungarische Vorherrschaft in der Monarchie verschuldet war, und er hat es als unerläßlich für Oesterreichs Zukunft angesehen, daß dem Uebergewicht Ungarns das entsprechende Gegengewicht auf österreichischer Seite entgegengestellt werde. Mit zäher Hartnäckigkeit verfocht er die österreichischen Interessen gegenüber Ungarn, er sorgte dafür, daß Oesterreich schon damals wohlvorbereitet in die Ausgleichsverhandlungen eintrat, und er hielt auch gegenüber dem Monarchen mit der offenen Aussprache nicht zurück, wenn es galt, seinen Standpunkt zu verteidigen. Heute, wo die Ungarn endlich das „Los von Oesterreich!" erreicht haben — viel gründlicher erreicht haben, als sie jemals fürchten konnten —, heute mögen auch sie erkennen, daß sie besser getan hätten, den Standpunkt dieses aufrechten Oesterreichers zu beachten und zu achten.

Alles in allem war Koerber eine achtunggebietende Gestalt, eine Erscheinung von scharfem Profil und bedeutendem Zuschnitt, doppelt groß, wenn man ihn nach dem Maße der Männer beurteilt, die nach Koerbers zweiter Ministerpräsidentschaft berufen wurden, die Geschicke des schwerbedrängten Staates zu

6./III. 1919

Dr. Ernest v. Koerber.

Von Erwin Freiherrn v. Schwarzenau.

Erster Präsident des Verwaltungsgerichtshofes und Minister a. D.

Wien, 5. März.

In der heutigen, der Erfassung und Wertung scharf ausgeprägter Individualitäten abholden Zeit, da so manche, deren Namen noch vor kurzem in aller Munde waren, spurlos von der Bildfläche des öffentlichen Lebens verschwinden, wird das Wirken jener, die sich um das einstige gemeinsame Vaterland Verdienste erworben haben, nur zu leicht vergessen. Dieses Schicksal soll Ernest v. Koerber, der heute morgen die Augen für immer geschlossen hat, nicht zuteil werden.

Durch die unerwartete Nachricht von seinem plötzlichen Hinscheiden schmerzlich betroffen, betrachte ich es als eine Dankespflicht, dem Dahingeschiedenen noch heute einige Worte treuen, verehrungsvollen Gedenkens nachzurufen. Wenn ich ihm auch erst in späteren Jahren seines Lebens begegnete und bis vor kurzem nicht so sehr durch persönliche freundschaftliche Beziehungen als durch gemeinsame berufliche Pflichten näherzutreten Gelegenheit hatte, so halte ich mich zu einer Würdigung seiner bedeutenden Persönlichkeit insofern für berechtigt, als gerade der Kreis seiner beruflichen Pflichten den Inhalt seines Lebens wesentlich bestimmte und die für unsere wechselseitigen Beziehungen maßgebenden Bande — bedingungslos geschenktes und dankbar empfangenes Vertrauen — zu den stärksten gehören, die Menschen aneinander zu fesseln vermögen.

Mit Dr. v. Koerber ist ein Beamter und Mensch von ungewöhnlichen Eigenschaften, ein Staatsmann von hervorragender, vielseitiger Begabung dahingegangen — einer der vielen, die im alten Oesterreich an der Unlösbarkeit des Problems scheiterten, den stets wachsenden Anforderungen der verschiedenen, einander bekämpfenden Nationalitäten gerecht zu werden, ohne die Stellung der Deutschen in dieser Reichshälfte wesentlich zu beeinträchtigen und die Beziehungen zum anderen Staate der Monarchie ernstlich zu gefährden.

Vielleicht ist das Schwergewicht der großen Verdienste Koerbers um den Staat in der ersten Hälfte seines amtlichen Lebens zu suchen, da er, noch nicht in das grelle Licht der Oeffentlichkeit gerückt, von ihr unbeeinflußt, in ernster sachlicher Arbeit mit dem ihm eigenen eisernen Fleiße die Leiter der bureaukratischen Hierarchie, Sprosse für Sprosse erstieg, bis er als Generaldirektor der österreichischen Staatsbahnen, als Sektionschef im Handelsministerium und im Ministerium des Innern bereits im Besitze eines weithin geachteten Namens, des Rufes als einer der hervorragendsten, zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigenden Beamten stand. Als er 1897 als Handelsminister in das erste Kabinett des Freiherrn von Gautsch berufen wurde, durfte er sich, wie nur wenige seiner Ministerkollegen, mit berechtigter Genugtuung sagen, daß er den weiten Weg von bescheidenen Anfängen bis dahin ohne verwandtschaftliche oder freundschaftliche Gunst zurückgelegt habe, daß er alles, was ihm zu erreichen beschieden war, nur sich selbst, seinem eigenen Können, seiner eigenen Tüchtigkeit verdanke.

Den beiden Kabinetten, deren erstem er als Handelsminister, deren zweitem er als Minister des Innern angehörte, war nur eine kurze Lebensdauer beschieden. Dessenungeachtet verstand er es aber, sich rasch und glücklich in den verschlungenen Irrwegen des österreichischen Parlamentarismus zurechtzufinden und sich das Vertrauen der maßgebenden Parteien in so hohem Grade zu erwerben, daß er schon 1900 nach dem Sturze des Ministerpräsidenten Grafen Thun allgemein als dessen berufener Nachfolger bezeichnet wurde, zu dem er auch tatsächlich von Kaiser Franz Josef ernannt worden ist.

Koerber gehörte zu jenen stets seltener gewordenen Staatsmännern des alten Oesterreich, die in ihren Ernennungsdekreten nicht den Endzweck, sondern nur die erste notwendige Voraussetzung zur Erfüllung ihres auf sachliche Ziele gerichteten Strebens erblicken. Tatsächlich waren es auch hohe Ziele, die er sich als Ministerpräsident gesteckt hatte, und niemand, der ihn damals am Werke sah, wird ihm das Zeugnis versagen können, daß seine Arbeit eine ernste war und daß er sein ganzes reiches Können in ihren Dienst gestellt hatte. Wenn er trotz seiner glänzenden Befähigung, trotz seines eisernen Fleißes, trotz der „leidenschaftslosen Beharrlichkeit," die er zu seinem Programm erhoben hatte, trotz seiner außerordentlichen Geschicklichkeit in der Behandlung parlamentarischer Fragen das von ihm angestrebte Ziel nach fünfjähriger aufreibender, nervenzerstörender Tätigkeit als Ministerpräsident und gleichzeitiger Leiter der Ministerien des Innern und der Justiz nicht zu erreichen vermochte, so ist dafür weit weniger er, als die Verhältnisse verantwortlich zu machen, die der Verwirklichung seiner Bestrebungen stets neue Hindernisse in den Weg legten.

Es war an sich ein gesunder Gedanke, den er sofort nach seinem Amtsantritte zur Anwendung brachte, indem er das sinkende Interesse der parlamentarischen Kreise an der Aufrechterhaltung der staatlichen Gesamtheit durch die Förderung ihres Interesses an dem wirtschaftlichen Aufschwunge einzelner Länder oder Landesteile zu beleben suchte, ein Gedanke allerdings, der von vornherein nur mehr oder weniger ephemere Erfolge zeitigen konnte, in seinen letzten praktischen Konsequenzen aber zur Devaste der Staatsfinanzen und, was vielleicht das Gefährlichste ist, zu einer zunehmenden Abkehr der gesamten Verwaltung von den eigentlichen Zwecken des Staates führen mußte. Freilich, so lange Koerber an der Spitze der Geschäfte stand, der mit der genauesten Kenntnis der österreichischen Verwaltung auch eine bedingungslose Hingabe an deren eigentliche Zwecke verband, war der Gefahr dieser äußersten Folgen wirkungsvoll vorgebeugt.

Dr. v. Koerber war aber nicht allein ein genauer Kenner der Verwaltung, ein pflichtgetreuer, unermüdlicher Arbeiter, sondern auch ein Meister der parlamentarischen Taktik und, wo es nottat, auch der politischen Inszenierung. Seiner Geschicklichkeit in der taktischen Behandlung der streitenden nationalen Parteien ist es vorwiegend zuzuschreiben, daß es ihm, so oft er die eine von ihnen durch Konzessionen an eine andere sich entfremdet hatte, es doch immer wieder verstand, sie neuerlich an sich zu fesseln und seinem Willen dienstbar zu machen. Welcher Aufwand an Mühe und Arbeit, welche Sachkenntnis, welche Beherrschung aller gangbaren Wege, aller verfügbaren und zugleich wirksamen Mittel dazu nötig war, können wohl nur diejenigen beurteilen, die seine Wirksamkeit in unmittelbarer Nähe und in allen Details zu beobachten Gelegenheit hatten. Seine Kunst in der politischen Mise-en-scène bewies er schon kurz nach seinem Amtsantritte, als er im Juli 1900 nachts nach Schönbrunn fuhr und den Kaiser wecken ließ, um die Ermächtigung zur sofortigen Auflösung des Reichsrates zu erwirken, als er noch im selben Jahre den Kaiser auf seiner Reise nach Prag begleitete, als er in der Silvesternacht des Jahres 1903 nach langen mühevollen Konferenzen mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Herrn v. Szell die Ausgleichsverhandlungen für beendigt erklärte und noch wenige Wochen vor seinem Sturze im Jahre 1904, als er seine Reise nach Galizien unternahm und von den Polen als einer der bedeutendsten österreichischen Staatsmänner gefeiert wurde. Es wäre aber ein großer Irrtum, in diesen Formen der Betätigung nur die geschickte politische Mache erblicken zu wollen; in Wahrheit verbarg sich auch hinter ihnen sehr viel ernster, guter Wille, sehr viel redliche Arbeit, Eigenschaften, die die gesamte Tätigkeit Koerbers in hervorragendem Maße charakterisieren.

In seiner ganzen Auffassung und Denkungsweise ein moderner Mann im besten Sinne des Wortes, liebte er es auch, sich als solcher gewürdigt zu sehen. Er erkannte schon längst die Reformbedürftigkeit der inneren Verwaltung und war der erste österreichische Staatsmann, der dieser Frage im Reichsrate durch die Vorlage eines gründlich durchdachten Operates ernstlich näher trat. Einstweilen war es sein Bestreben, durch eine Reihe normativer Erlässe die Verwaltung auf modernere Grundlagen zu stellen und sie von jenem kleinlichen Polizeigeist zu befreien, der ihr als Ueberbleibsel längst überholter Anschauungen anhaftete und sich nur zu oft in persekutorischen Maßnahmen der Behörden äußerte. Die Ziele, die er in paralleler Richtung als Leiter des Justizministeriums auf dem Gebiet der Strafrechtspflege verfolgte, und ihre endlichen Erfolge werden wohl von berufenerer Seite gewürdigt werden.

Die große Summe von Kenntnissen und von allgemeiner Bildung, über die Dr. v. Koerber verfügte, der hohe Grad von Kultur, der ihm eigen war und ihn in seltenem Maße für alle Fortschritte auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Künste sowie auch des wirtschaftlichen Lebens empfänglich machte, äußerten sich nicht nur in vielen seiner parlamentarischen, sondern ganz besonders in den geistvollen, fein ziselierten Reden, die er als stellvertretender Kurator der Akademie der Wissenschaften hielt, zum letztenmal in seiner schwungvollen Gedächtnisrede auf Kaiser Franz Josef, in der er diesen als den Förderer seiner eigenen, stets treugeliebten Heimatstadt Wien feierte.

Wer dem Staatsmann in Herrn v. Koerber gerecht werden will, darf seine Verdienste und Erfolge nicht an jenen der größten ausländischen Staatsmänner messen. Es ist bisweilen leichter, jedenfalls aber dankbarer, große Reiche zu begründen, als sie gegen das Zusammenwirken äußerer und innerer Umstände vor der drohenden Zerstörung zu bewahren. Gegen das alte Habsburgerreich hatten sich von außen und von innen so viele Feinde erhoben, daß vielleicht auch Größere als der heute Verewigte an der Aufgabe seiner Erhaltung gescheitert wären. Begabung und Kenntnisse, Fleiß und Hingebung, parlamentarische und politische Geschicklichkeit reichten dazu nicht aus. Nicht allein die Verfassung und Verwaltung der Monarchie, sondern auch die Politik selbst, die beiden Zweck und lebendigen Inhalt geben soll, waren reformbedürftig geworden, und zwar nicht nur die Politik Oesterreich-Ungarns und des Deutschen Reiches, sondern die Politik der ganzen Welt. Wie dringend und groß diese Reformbedürftigkeit war und auch heute noch ist, das können wir erst jetzt in den Tagen der schweren Bedrängnis in vollem Umfange erkennen. Die sicherste und vielleicht auch die letzte Gelegenheit, um die österreichisch-ungarische Politik zu reformieren und dadurch allenfalls auch die Politik Europas auf andere Bahnen zu lenken, hätte sich im Jahre 1905 ergeben, als Rußland nach dem unglücklichen Kriege mit Japan in die Revolution gestürzt, für einige Zeit aus der Politik ausgeschaltet war. Diese Gelegenheit versäumt zu haben, kann überhaupt nicht einzelnen, am wenigsten aber Koerber zur Last gelegt werden, der damals bereits nicht mehr im Besitze der Macht gewesen ist.

Wie so viele seiner österreichischen Kollegen hat sich auch Dr. v. Koerber schließlich, unbefriedigt durch die Verhältnisse und durch die eigenen Erfolge, in das Privatleben zurückgezogen. Die kurze Zeit, in der er Ende 1916 zum zweitenmal das Ministerratspräsidium führte, war fast vollständig durch den Tod Kaiser Franz Josefs und die mit dem Regierungswechsel verbundenen Geschäfte ausgefüllt. Erst in diesen wenigen Wochen, die mich als Minister des Innern in gemeinsamer Arbeit mit dem Kabinettschef vereinten, bin auch ihm nicht bloß amtlich, sondern auch menschlich nähergetreten. Ich habe damals aus unmittelbarer Wahrnehmung zu beobachten Gelegenheit gehabt, mit welchem Eifer und mit welcher Hingebung er bemüht war, dem jugendlichen Herrscher die Wege zu ebnen und die Voraussetzungen für dessen verfassungsmäßige Regierung zu schaffen.

In der langen Reihe von Jahren, da Dr. v. Koerber von der Politik zurückgezogen lebte und sich nicht einmal an den Beratungen des Herrenhauses beteiligte, hat er doch den Zusammenhang mit dem politischen Leben nicht verloren. Obwohl er sich der Einsamkeit ergab, blieb er doch nicht allein. Hervorragende Staatsmänner des Auslandes versäumten es selten, bei einer gelegentlichen Anwesenheit in Wien ihn zu besuchen und sich mit ihm über die politische Lage zu besprechen. Inländische Diplomaten, Minister, Politiker, Beamte und Journalisten gingen bei ihm aus und ein, um sich bei dem stets wohlinformierten Aufklärung und Rat zu holen oder auch nur um in anregenden Gesprächen mit ihm eine Stunde der Erholung zu verbringen. Er erwies sich dabei stets als ein scharf-

Neue Freie

Der Lebenslauf Dr. v. Koerbers.

Wien, 5. März.

Heute morgen ist in dem Sanatorium von Guttenbrunn bei Wien der ehemalige Ministerpräsident Dr. Ernest v. Koerber nach längerer Krankheit verschieden. Mit ihm verliert Oesterreich einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, einen der pflichteifrigsten Beamten, hervorgegangen aus der Schule der traditionell ausgezeichneten Beamtenkreise Oesterreichs, einen Mann mit den reichsten Erfahrungen und umfassendem Wissen auf allen Gebieten der Verfassung und Verwaltung. Zweimal hat Doktor v. Koerber, der mehreren Kabineiten auch als Ressortminister angehörte, als Ministerpräsident die schwere Aufgabe übernommen, die verwirrten parlamentarischen Verhältnisse in ruhigere Geleise zu lenken, der verderblichen Obstruktion durch Ausgleichsverhandlungen mit den Parteien auf dem Wege von Reformen Herr zu werden und die nationale und politische Zerrissenheit der parlamentarischen Parteien zu meistern, die immer wieder seine besten Absichten zu vernichten suchten und Oesterreich nicht zur Ruhe kommen ließen. Bald war es der Kampf mit den zentrifugalen Bestrebungen, bald der Kampf mit den Gegnern des Dualismus in Ungarn, die seiner Arbeit Hindernisse in den Weg legten. Er suchte sie, seinem Wahlspruch gemäß, durch leidenschaftslose Beharrlichkeit zu besiegen.

Dr. v. Koerber wurde am 6. November 1850 in Triest geboren, wo sein Vater als General in Garnison lag. Koerber studierte am Wiener Theresianum und trat nach seinem Doktorate im Jahre 1872 beim Wiener Landesgerichte in den Staatsdienst. Binnen kurzem verließ er jedoch die richterliche Laufbahn und wurde in das Handelsministerium berufen, wo er bis zum Jahre 1893 zum Sektionschef avancierte. Im Jahre 1897 wurde er in das Kabinett Gautsch als Handelsminister berufen. Im Jahre 1899 war er Minister des Innern im Ministerium Clary. Im Jahre 1900 wurde er das erstemal Ministerpräsident und Minister des Innern und übernahm nach dem Rücktritte des Freiherrn v. Spens auch die Leitung des Justizministeriums im Jahre 1902. In dieser dreifachen Stellung blieb er bis zum 31. Dezember 1904. Zehn Jahre später, in deren Verlaufe er als Nachfolger des Freiherrn v. Stremayr zum stellvertretenden Kurator der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft ernannt worden war, wurde er im Februar 1915 berufen, das gemeinsame Finanzministerium und damit die Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina zu übernehmen. Der Weltkrieg war hereingebrochen und erschwerte die Verwaltungsarbeiten in diesen zwei annektierten Provinzen mit ihrem Landesparlamente.

Nach der Ermordung des Grafen Stürgkh erhielt Dr. v. Koerber Ende Oktober 1916 von Kaiser Franz Josef den Auftrag, an die Spitze des Kabinetts zu treten und ein neues Kabinett zu bilden. Der Ausgleich mit Ungarn war dringend geworden, und Dr. v. Koerber hat es übernommen, das Abgeordnetenhaus einzuberufen, es arbeitsfähig zu machen und mit dessen Hilfe den Ausgleich mit Ungarn zu schaffen. Am 13. Dezember 1916 trat das neue Kabinett Koerber zusammen. Die Versuche, zu einer parlamentarischen Regierung zu gelangen, wurden durch das große Ereignis des Hinscheidens Kaiser Franz Josefs unterbrochen. Der Thronwechsel brachte eine Pause in die Entwicklung der Fragen. Als eine der brennendsten trat wieder die „Ausgleichsfrage" mit Ungarn in den Vordergrund, da am 31. Dezember der Termin für die Kündigung der Handelsverträge ablief. Dabei tauchten große Meinungsverschiedenheiten auf, welche die Entlassung des Ministerpräsidenten Koerber veranlaßten. Die schwierige Lage der Ernährung der Bevölkerung hoffte man durch die sofortige Annahme des Ausgleiches mit Ungarn zu mildern. Doktor v. Koerber trat jedoch den Vorschlägen Ungarns über die Viehzölle und die im Ausgleich enthaltenen Eisenbahnabmachungen energisch entgegen und so wurde diese Differenz eine der Hauptursachen der plötzlichen Entlassung Dr. v. Koerbers. Ein zweiter Grund für diese Entlassung lag in den Meinungsverschiedenheiten über den vom Kaiser Karl im Parlament verfassungsmäßig abzulegenden Eid. Diesbezüglich hatte Kaiser Karl mit dem Handschreiben vom 23. November 1916 Dr. v. Koerber aufgefordert, ihm bezüglich des eidlichen Gelöbnisses Anträge zu stellen. Die Eidesablegung selbst wurde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben. Die dritte Ursache der plötzlichen Entlassung Dr. v. Koerbers lag in dem Gegensatze, der sich auf die den Polen gemachte Zusage über die Sonderstellung Galiziens bezog. Dr. v. Koerber verlangte, daß diese Sonderstellung „im gesetzlichen Wege" durchgeführt werden soll. Gegen diese Forderung hatte sich gleichfalls ein Widerstand erhoben. Alle diese Gründe wirkten beim Rücktritt Doktor v. Koerbers zusammen. Das Handschreiben, mit welchem der Kaiser Dr. v. Koerber entließ, war voller Anerkennung für die ausgezeichneten Dienste, die Koerber dem Staate geleistet hatte, und enthielt die Verleihung der Brillanten zum Großkreuz des St. Stephans-Ordens.

Uebersieht man die große Arbeitstätigkeit Koerbers in den zwanzig Jahren seiner ministeriellen Tätigkeit, so muß man in erster Reihe jener großen Reformen gedenken, die er, abgesehen von der Zeit, wo er als Sektionschef im Handelsministerium wirkte, auf dem Gebiete der Verfassung und Verwaltung durchgeführt hat. Im Handelsministerium hatte er die damalige Eisenbahnabteilung unter Nördling geleitet, war dann Vorstand des Präsidialbureaus geworden und stand dann unter der Koalitionsregierung Windisch-Graetz an der Spitze der Sektion für Zollpolitik und Schiffahrtswesen. Er wurde hierauf Nachfolger des Herrn v. Bilinski in der Leitung der Generaldirektionen der Staatseisenbahnen, führte in dieser Eigenschaft die Errichtung des Eisenbahnministeriums durch und schuf dabei das Statut der neuen Zentralstelle. Von dieser Stelle aus trat dann im Jahre 1896 Dr. v. Koerber als Sektionschef in das Ministerium des Innern ein. Ausgerüstet mit den großen Erfahrungen dieser ersten Zeit seiner Tätigkeit, wurde Dr. v. Koerber das erste Mal im Januar 1900 mit der Bildung des Kabinetts betraut. Die Aera Koerber war eine der wechselvollsten in der parlamentarischen Geschichte Oesterreichs. Sie währte fünf Jahre, und konzentrierte die Arbeit des Ministerpräsidenten auf drei große Fragen. Zunächst auf die Lösung des Sprachenstreites in Böhmen, die trotz der Obstruktion der von Dr. Kramarz geführten Czechen gelöst werden sollte. Später traten die Schwierigkeiten des neuen österreichisch-ungarischen Ausgleiches dazu, die dann durch die Militärkrise, anläßlich der Vorlage über die Rekrutenerhöhung erhöht wurden. Gleich bei Beginn seiner Amtstätigkeit brachte der Ministerpräsident die deutsch-czechischen Ausgleichsverhandlungen in Fluß, die gleichzeitig mit einem wirtschaftlichen Investitionsprogramm im Parlament verhandelt werden sollten. Dr. v. Koerber legte ein Sprachengesetz für Böhmen vor und suchte später die Czechen für Reformen in der Verwaltung in Böhmen durch Schaffung von Kreisbehörden zu gewinnen. Die czechische Obstruktion setzte lärmend ein, und am 7. Juni 1900 fuhr Dr. v. Koerber in später Nachtstunde nach Schönbrunn, ließ den Kaiser aus dem Schlaf wecken und erwirkte damals die Ermächtigung zur sofortigen Schließung der Session und zur Auflösung des Reichsrates. Als der neugewählte Reichsrat im Februar 1901 eröffnet wurde, gelang es, die Obstruktion der Czechen durch Investitionsvorlagen: den Bau einer zweiten Eisenbahnverbindung mit Triest und die Vorlage über eine Reihe großer Wasserstraßenprojekte, zu brechen. Um eine versöhnlichere Stimmung in Böhmen herbeizuführen, begleitete Dr. v. Koerber Kaiser Franz Josef nach Prag. Es kam ein Wahlkompromiß zwischen den beiden Gruppen des Großgrundbesitzes im Landtag zustande, so daß der verfassungstreue Großgrundbesitz nach 18 Jahren der Abstinenz wieder in der Landstube erscheinen konnte.

Das Aufgeben der Obstruktion durch die Czechen währte aber nur kurze Zeit. Nur unter Schwierigkeiten gelang es weiter, die dringlichsten Staatsbedürfnisse im Parlamente durchzubringen. Durch Bewilligung einer Subvention von 16 Millionen Kronen für die Assanierung von Prag konnte Dr. v. Koerber den Reichsrat wieder arbeitsfähig machen. Inzwischen hatte Doktor v. Koerber auch die Leitung des Justizministeriums übernommen und Verfügungen in einem Entwurfe eines Preßgesetzes, über die modernere Handhabung der Gerichtspflege und des Konfiskationswesens, durch Verfügungen über die Strafbehandlung Jugendlicher und durch Versuche einer Reform der Theaterzensur getroffen. Im Herbst 1902 wurde die Vorlage über das erhöhte Rekrutenkontingent im österreichischen Abgeordnetenhause eingebracht und nach langem Kampfe mit den obstruierenden Czechen auch angenommen. An dem Widerstande des ungarischen Parlaments scheiterte jedoch die ganze Vorlage, weil man in Ungarn die Schaffung einer selbständigen ungarischen Armee verlangte. Dieser Streit führte im Sommer 1903 zu dem Armeebefehl von Chlopy, der die Einheitlichkeit der Armee auf das nachdrücklichste betonte. Damals war es, wo Graf Tisza auf eine Erklärung Koerbers im österreichischen Parlamente mit einer Rede antwortete, wo er Dr. v. Koerber in bezug auf die Erläuterung ungarischer Verfassungsfragen als distinguished foreigner bezeichnete.

In der Silvesternacht des Jahres 1903 kam der Ausgleich mit Ungarn durch Vereinbarungen, die Dr. v. Koerber mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Herrn v. Szell getroffen hatte, zustande. Beide Ministerpräsidenten hatten vorher dem Monarchen ihre Demission formell angeboten, der Kaiser hatte aber den Wunsch nach einer Verständigung in dringlicher persönlicher Form ausgedrückt.

Bei immer wieder einsetzender Obstruktion der Czechen kam Dr. v. Koerber im Jahre 1904 durch Verfügungen über die Errichtung slawischer Parallelklassen an der Troppauer Lehrerbildungsanstalt mit den deutschen Parteien des Parlaments in Konflikt, der sich steigerte, als wegen der Errichtung einer italienischen juridischen Fakultät in Wilten bei Innsbruck dort Tumulte ausbrachen. Um der mißlichen Lage der Staatsfinanzen abzuhelfen, hatte Dr. v. Koerber eine Kassenrefundierungsvorlage eingebracht. Gegen diese Vorlage wendeten sich alle großen Parteien und sie wurde vom Budgetausschuß mit mehr als Zweidrittelmehrheit verworfen. Damals reichte Dr. v. Koerber seine Demission ein, die am 31. Dezember 1904 genehmigt wurde.

Dr. v. Koerber hielt sich dann von der Politik ferne, trat auch als Mitglied des Herrenhauses nicht hervor. Nur in den Sitzungen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften ergriff er wiederholt das Wort zu Reden, die durch ihre Klarheit und freisinnige Auffassung allseitige Anerkennung fanden. Diese selbstgewählte Muße wurde, wie bereits erwähnt, durch seine neuerliche Berufung, zunächst als gemeinsamer Finanzminister und schließlich als letzter Ministerpräsident Kaiser Franz Josefs unterbrochen. In der letzten Zeit zwang auch die angegriffene Gesundheit den nun verschiedenen Staatsmann, sich vollständig von der öffentlichen Tätigkeit zurückzuziehen.

Die Krankheit Dr. v. Koerbers.

Dr. v. Koerber hatte sich in den letzten Wochen nach Guttenbrunn bei Baden in das Sanatorium des Dr. Podzahradsky begeben, um dort Heilung von seinem schweren Leiden zu finden. Scheinbar war sein Leiden in den letzten Tagen geschwunden und Dr. v. Koerber war in der Lage, längere, oft zweistündige Spaziergänge in der Nähe der Anstalt zu machen. Er hatte bereits die Absicht, wieder nach Wien zurückzukehren. Dienstag morgen unternahm er einen längeren Spaziergang, auf dem ihn ein schweres Unwohlsein heimsuchte. Er klagte über große Schmerzen. Es wurde ihm Erleichterung von seinen Leiden verschafft, doch fanden die Aerzte seinen Zustand sehr bedenklich. Heute morgen wurde der Arzt berufen, fand jedoch Dr. v. Koerber bereits in Somnolenz und bald darauf verschied er schmerzlos infolge des eingetretenen Herzschlages.

Eine Stunde Auferstehung des alten Oesterreich.

Betrachtungen bei der Leichenfeier Ernest v. Koerbers.

Die Frühlingssonne leuchtete mit junger Kraft, mit wohliger Wärme auf Wien herab; von goldigem Licht erfüllt lag die breite Rathausstraße da, als die nachmittägige Stunde schlug, da Ernest von Koerber von seiner langjährigen Wohn- und Arbeitsstätte aus die letzte Wanderung antrat. Aber als man aus der Helle der Straße in das Sterbegemach trat, legte sich einem die Dunkelheit förmlich auf die Brust. Die Fenster des großen Salons schwarz verhängt. Nur die Kerzen auf den hohen Kandelabern zu Häupten des Sarges spendeten etwas mattes Licht. Man konnte die vielen alten Herren, die gedrängt dastanden, kaum erkennen. Gespenstische Stimmung schien durch den Saal zu wehen, und in der Tat: Es waren Schattengestalten aus der Vergangenheit, aus der versunkenen Welt des niemals wiederkehrenden Kaisertums Oesterreich. Es waren Männer, die geradezu als die Bannerträger dieser verschwundenen Herrlichkeit gelten konnten. Fast lauter gewesene Minister und Geheime Räte, eine Auferstehung des „k. u. k.". In dieser Stunde aber, im jungen republikanischen Deutschösterreich nahmen sie sich nur mehr wie Symbole aus. Und im Sarge lag ihr führender Arbeitsgenosse, ein Stück Oesterreich, das so tot war wie der alte Staat. Die anderen waren bloß aus dem Reiche der Erinnerung gekommen, ihre Pietät zu bezeigen.

Die erste Gestalt, die uns im Totengemach auffiel, war die gebrungene Figur des Ministerpräsidenten Kaiser Karls: Doktor v. Seidler. An einem Türpfosten gelehnt stand er da. Weiß er, wie schmerzlich der Mann, den sie jetzt hinaustragen werden, über seine Regierungstätigkeit gesprochen hatte, über die Nachgiebigkeit, mit der er allen Ansichten, fixen Ideen und persönlichen Liebhabereien des jungen, unerfahrenen Herrschers begegnete?

„Da hab' ich" — sagte Koerber noch vor wenigen Monaten einem Freunde in seinem natürlichen Wienerisch — „kürzlich in der Zeitung gelesen, daß der Direktor Millenkovich vom Burgtheater alle Stück' ang'nommen und alle Schauspieler engagiert hat, die sein Vorgänger, der Thimig, zurückg'wiesen g'habt hat, weil er's eben verstanden hat. Natürlich ist sein Nachfolger damit schön durchg'fallen. So geht's mir mit dem Seidler. Was ich dem Kaiser Karl mit Müh' ausg'red't hab', gewisse fixe Ideen, unglückliche Ernennungen und Aktionen, die ich verhindert hab' — der Seidler hat alles sofort g'macht, aber schön alles! Wie 's ausgeh'n muß, wissen wir alle!"

So Koerber über Seidler. Und wer die Dinge kennt, weiß, wie Recht der kluge, erfahrene Mann hatte! Und nun steht Seidler da und starrt nachdenklich ins Halbdunkel. Ahnt er? . . .

Neben ihm Minister und wieder Minister außer Dienst. Man brauchte ein ganzes Buch, zu erzählen, was Koerber mit ihnen, was sie mit ihm erlebt. Die meisten hat er aus der Stille bescheidenen Beamtenlebens zur Höhe des Kronrates gezogen — denn der alte Kaiser unterschrieb vertrauensvoll jede Liste, die ihm sein Koerber vorlegte. Wie hatte er ihm doch bei der Demissionsaudienz gesagt: „Es ist mir, als müßte ich mich von meinem Sohn verabschieden" — Worte, die indes das Gefühl der Bitterkeit in des Ministerpräsidenten Brust nur wenig zu mildern vermochten. Denn er empfand doch den berühmten „Dank vom Hause Oesterreich".

Nein, es sind so viele Minister außer Dienst da, daß die Betrachtung von einem zum anderen springt. Gemeinsam ist ihnen Eines: Jeder von ihnen hat irgendein Medizinfläschchen zum Krankenbett Oesterreichs gebracht. Als ob man mit Limonadensaft einen Krebskranken heilen könnte! In dieser geschichtlichen Versammlung kann man sich nicht mit gewöhnlichen Exzellenzen, sondern nur mit Ministerpräsidenten beschäftigen.

Da tritt auch schon die hohe Gestalt des Freiherrn v. Beck in die Trauerversammlung. Viele Blicke richten sich auf ihn. Endlich ein Stück Vergangenheit, großer sogar, das lebenskräftig auch in die Gegenwart ragt. Ein k. k. Ministerpräsident, der auch ein Würdenträger der Republik geworden ist, der erste Präsident des Obersten Rechnungshofes Deutschösterreichs. Der Rivale tritt an den Sarg des Rivalen, der einzige Staatsmann, dessen Name an Popularität mit dem Koerbers sich vielleicht messen konnte — vor dem der allgemeine Pessimismus doch ein bißchen Halt machte.

Zunächst führt gewiß Dankbarkeit den Baron Beck hieher. War es doch Koerber gewesen, der ihn „aus siebenjährigem Exil" wieder in ein Amt einsetzte. Beck hat nämlich die lange Zeit, während der er nach seiner Verabschiedung als Ministerpräsident untätig bleiben mußte, wie eine Art Gefangenschaft an fernem Ort empfunden und auch bezeichnet. Diese beiden Ministerpräsidenten, die jeder am österreichischen Völkerproblem gearbeitet und je einen Ausgleich mit Ungarn unterschrieben haben, hat ein und dieselbe seinerzeit unerreichbare, gewaltige Macht zu Boden gestürzt: die Hand des ehemaligen Thronfolgers Franz Ferdinand.

Beide haben den gleichen Undank geerntet und ihre Erfahrungen über den Thronfolger oft und verständnisinnig ausgetauscht. Zum Dank für die Unterstützung, die diese beiden Kabinettschefs dem Erzherzog geleistet haben, als es galt, seine Vermählung mit Sophie Chotek zu ermöglichen, beziehungsweise später ihre Stellung gegenüber den dieser Frau so feindlichen Strömungen am Hofe zu festigen — hat er sie aus dem Verborgenen heraus niedergestreckt. Dabei aber hatte er ihnen beiden oft und oft versichert, er werde ihre Dienste nie vergessen.

Beck hat es ganz offen und merklich vermieden, mit dem Erzherzog je wieder zusammenzukommen. Dr. v. Koerber aber mußte — es fiel ihm nicht leicht — nach dem Tode des Erzherzogs Rainer doch bei Franz Ferdinand in Audienz erscheinen. Dieser hatte nämlich die Stelle eines Kurators der Akademie der Wissenschaften übernommen, und Koerber war der Kuratorstellvertreter. Der Erzherzog begüßte ihn im ganzen nicht unfreundlich, sagte aber dann recht schneidend im Tone:

„Was die Akademie der Wissenschaften betrifft, so habe ich wohl die Kuratorstelle übernehmen müssen, weil's der Kaiser befohlen hat. Aber deshalb ist's doch meine Ueberzeugung: In der Akademie sitzen fast lauter Freimaurer! Feinde von Thron und Altar!"

Dr. v. Koerber — er hat's mir und gewiß auch manch anderer Person aus seinem Kreise erzählt — regte sich nicht im mindesten auf und mahnte den Erzherzog, sich ja nicht von berufsmäßigen Verleumdern Andersgesinnter gefangennehmen zu lassen. Er, Koerber, habe als Ministerpräsident nie solche Einbläser an sich herankommen lassen. Viel weniger sollte es der Thronfolger tun. Die Mitglieder der Akademie seien Oesterreicher, die ihr Vaterland nicht nur lieben, die ihm nicht nur durch ihre Arbeit dienen, sondern ihm auch zur Ehre, ja zum Stolz gereichen! Und was die Freimaurer betrifft, so sei es auch nichts als Fabel, daß sie gegen das Kaiserhaus seien und die Religion verfolgen. Viele berühmte Theologen und Kirchenfürsten seien in früherer Zeit Mitglieder der Freimaurerlogen gewesen. Und was die Gegenwart betrifft, so kenne er eine ganze Reihe von Freimaurern — die Staatspolizei besitze eine vollständige Liste — die sich gerade durch patriotisches Wirken hervortun und kaiserliche Auszeichnungen erhalten haben. Anständige, harmlose Staatsbürger . . .

Der Erzherzog lächelte ungläubig. Die Audienz währte dann nicht mehr lange. Franz Ferdinand reichte Dr. v. Koerber beim Abschied die Hand — was Kenner seiner Person schon als eine Gunstbezeigung erachteten.

Der Haß, mit dem der Thronfolger seinerzeit den Ministerpräsidenten Koerber verfolgte, wurde aus klerikalen und tschechischen Quellen genährt. Seine Gemahlin, bekanntlich eine geborene Sophie Gräfin Chotek, verkehrte fast ausschließlich mit Persönlichkeiten dieser Richtung. Die Antipathien des Thronfolgers gegen Koerber wuchsen zum Zorn, als ihm der Minister einmal eine schwere Demütigung bereitete. Während eines mehrwöchigen Urlaubes des Kaisers Franz Josef hatte Dr. von Koerber als Leiter des Justizministeriums den Begnadigungsantrag eines mährischen Gerichtshofes betreffend einen zum Tode verurteilten jugendlichen Mörder befürwortend der Kabinettskanzlei vorgelegt. Franz Ferdinand, der damals den Kaiser vertrat, wies jedoch den von Koerber vertretenen Begnadigungsantrag ab. Darauf wartete Dr. v. Koerber, bis der Kaiser die Geschäfte wieder übernahm, beschwerte sich über den Thronfolger, und dieser mußte auf des Kaisers Befehl seine Unterschrift, beziehungsweise seine Entscheidung zurückziehen! Der junge Mörder wurde dann begnadigt . . .

Dr. v. Koerber war ein gläubiger Oesterreicher — das heißt, er war von dessen Notwendigkeit und deshalb auch von dessen Zukunft in irgendeiner Form überzeugt. Nur meinte er oft: „Was wird aus dem Reiche werden, wenn nach dem alten Kaiser ein Mann von so wenig Güte, ein Mann, der so viel Feindschaft gesät hat, auf den Thron kommt? . . ." Einen Monat, nachdem Koerber diese Worte mir gegenüber gesprochen hatte — er hat übrigens ähnlich auch Baron Beck gegenüber sich geäußert — geschah die unglückselige Mordtat von Sarajevo . . .

All diese und viele andere Erinnerungen an Koerber und sein Verhältnis zu Beck tauchten in mir auf, während die Geistlichen ihre Gebete sprachen. Dann wurde der Sarg gehoben, und ehrfürchtig traten die Exzellenzen aus dem alten Oesterreich zurück, einem seiner berühmtesten Toten Platz zu machen. Schweigend schritt alles die Treppen hinab. Und im Hausflur standen noch viele andere Exzellenzen und gewesene Herrenhausmitglieder. Jawohl — das alte Herrenhaus wird doch dann und wann noch zu Versammlungen einberufen. Nur tagen sie nicht im alten, prächtigen Saal von Gold — denn den hat die Nationalversammlung der Republik besetzt — nur finden sie jedesmal wo anders statt, und es werden nicht große Reden gehalten wie ehemals, sondern nur Händedrücke stumm gewechselt — bei Leichenfeiern.

J. St.

11. III. 1919

Ernest v. Koerber.

Von Heinrich Friedjung.

Altösterreich stand an der Bahre Koerbers. Nahezu alle, die in den letzten Jahrzehnten an der Regierung teilgenommen hatten, waren erschienen, um dem besten Manne, der in ihrer Generation aus dem österreichischen Beamtentum zur Staatsleitung emporgestiegen war, die letzte, stumme Huldigung darzubringen. An Koerber hatte man, wenn nach seinem 1904 erfolgten Rücktritt vom Amt ein Ministerwechsel stattfand, immer in erster Linie gedacht. Er hielt sich zwar absichtlich im Hintergrund und ließ sich auch im Herrenhause nicht sehen noch hören, nicht etwa, weil der Ehrgeiz in ihm erloschen war, sondern weil sein Selbstbewußtsein ihm sagte, ihn werde man nicht vergessen, auch wenn er sich nicht selbst in Erinnerung bringe. Seine Natur war überhaupt eine Mischung selbstverleugnender Bescheidenheit des Auftretens mit reizbarem Selbstgefühl, mit verhaltenem Ehrgeiz. Wenn er auch stets die Aussicht ablehnte, wieder in das politische Räderwerk eingreifen zu müssen, wenn er dabei von dem Mißverhältnis zwischen seinen Fähigkeiten und den unermeßlichen Schwierigkeiten der Regierung Oesterreichs sprach, so stachelte ihn doch, mochte er es sich auch selbst nicht eingestehen, der geheime Wunsch, seine Kraft auf dem großen Schauplatz zu betätigen. Man konnte beobachten, wie sein Pessimismus, besser gesagt, seine Verzweiflung am Staate mit der Bitterkeit kämpfte, zurückgesetzt zu sein, ein Widerspruch, der durch seine Seele ging und seine Kraft lähmte. Dieses traurige Schicksal teilte er mit all denen, die, wenn sie nicht leichtfertig bloß an sich dachten, den seit langem kranken Staat sterben sahen.

Er brachte wenigstens zwei Eigenschaften mit, die ein echter Staatsmann zum Regieren notwendig hat. Die eine war der Mut seiner Meinung, die er, wenn auch in der Form höflich und gemessen, gegen jedermann und auch bei den zwei Herrschern, denen er diente, zur Geltung brachte. Unverwischbar war die Linie, die er zwischen den sich wütend bekämpfenden nationalen Parteien innehielt. Ende 1899 Ministerpräsident geworden, verkündigte er den Grundsatz, daß es mit den bisher auf Kosten des Staates gemachten nationalen Zugeständnissen ein Ende haben müsse; und an dieser Entschlossenheit brach sich, mochten die Tschechen es auch nur wutschäumend zugeben, deren Obstruktion: zeitweilig stellten sie sie schon gegen ihn ein, bis sein Nachfolger die Früchte der Arbeit Koerbers einheimste. Man wußte, daß, welcher Herrscher ihn auch zum Amte berief, er fest an dem für richtig Erkannten festhalten, nie dem Hofe, nie den Massen schmeicheln werde. Dieses Vertrauen in ihn war der sichere Ankergrund für sein Fahrzeug.

Die zweite seiner Fähigkeiten lag auf geistigem Gebiete. Er war, auch mit dem strengsten Maßstabe gemessen, einer der scharfsinnigsten, verstandesklarsten Männer seiner Zeit. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit er die Knoten jeder noch so schweren staatsrechtlichen oder volkswirtschaftlichen Verwicklung vor einem auflöste. Für den kleinen bescheidenen Mann schien es auf dem genannten Gebiete keine verstandesmäßig unlösbare Aufgabe zu geben. Die Technik der Verwaltung lag wie ein ausgebreiteter Teppich vor seinen Augen. In der Handels- und Finanzpolitik bedurfte er, wenn er sich auch über Einzelheiten und über tatsächliche Verhältnisse bei Fachleuten Rats holte, keines Führers. Seine rasche Auffassung, ein starkes Gedächtnis, die ihm innewohnende logische Kraft waren ihm unersetzliche Wegweiser zum Handeln.

Um aber eine den Staat und die Menschen beherrschende Natur zu sein, dazu fehlte ihm der Schwung und der Glaube an seine eigene rettende Sendung. Er war ein Pessimist, nicht bloß weil er unter unheilbar verworrenen Verhältnissen lebte, sondern auch weil sein überscharfes Auge überall die Flecken und Mängel in den Dingen sah. Kam man zu ihm, um sich durch Einblick in seine etwaigen Pläne belehren, vielleicht durch ihn erheben zu lassen, so verließ man ihn ungetröstet, sogar bestürzt darüber, daß er mit unheimlicher Treffsicherheit noch auf weitere Abgründe hinwies. Daraus ergab sich zwischen ihm und der ihn hochschätzenden Außenwelt — denn wer hätte ihm unbegrenzte Hochachtung versagen können? — ein Doppelverhältnis. Alle, die ihn kannten, hegten das größte Vertrauen in seinen Scharfsinn, sein Pflichtgefühl, seine Uneigennützigkeit; niemand aber vermochte er mit sich fortzureißen. Von manchem großen Mann ist

[illegible] ieten. In nichts unterscheiden der Spartacisten von
[illegible] chewilken. Grauenhaft ist
[illegible] tes Augenzeugen: In Li
[illegible] ter dem Verbindungsbahn

hen Druck übte. Sie preßte auch zusammen, so daß Glauben und edeihliches Wirken seiner ohnedies abhanden kam. Als aber die

n Straßenkämp
Die vergangene
rlaufen. Heute v
Punkten der Sta
n die Entwaffnun
nkichen Str
ieten die Teile de
meisten getobt ha
hier angerichtet
: sind die Wirkun
beschießung an zw
umenstraße
ße sind me
ingestürzt. D
unterstützt vom
sarbeiten beschäfti
den immer no
geborgen.
in Lichtenber
(Privatteleg
sich noch in den
aber ihre Widerst
Vor allem fehlt
e der Regierung
mehrere Barri
tstellung am Bah
ist aber noch
Besatzung schwach.
straße und die We
pfgetöse wid
eht man auf den
nd Trümmer
getroffenen Mau
m Eckhaus in de
Spartacisten a
enwerfer postieren
mit unaufhörlic
r und mit
en die Regierung
zu leisten. Weite
reiht sich Barr
ngstruppen dring
n, vorwärts. Es
Lichtenberg in i
n Personen wur
rt standrecht
der Spartacister
Anarchie.
sind scheinbar n
n niedrigster Leid

Prinzessin Marie Windisch-Grätz aus Wien geflohen.

Das Auswärtige Amt entzieht Frau v. Einem den Reisepaß.

Unmittelbar vor Ausbruch der Revolution in Oesterreich ist der Sektionschef des Ministeriums des Aeußern Prinz Ludwig Windisch-Grätz, der vorher die Stelle des ungarischen Ernährungsministers bekleidet hatte, im Auftrage des Ministers des Aeußern Grafen Andrassy in die Schweiz gereist. Er sollte dort im Namen der gemeinsamen Regierung die Verhandlungen, die wegen des von Oesterreich-Ungarn unternommenen Sonderschrittes mit den Vertretern der neutralen und feindlichen Mächte notwendig geworden waren, einleiten. Nach Verkündigung der Republik blieb Prinz Windisch-Grätz in Bern, während seine Frau auch weiterhin mit ihren Kindern in Budapest verweilte. Prinz Windisch-Grätz wollte nach dem Umsturze nicht mehr nach Ungarn zurückkehren, weil er als gewesener besonderer Vertrauensmann des Exkaisers Karl die Verhaftung fürchtete.

Als Graf Karolyi die Präsidentschaft übernahm, stellte die ungarische Regierung an die Schweiz das Begehren, den Prinzen wegen Unterschlagung der Ueberschüsse der Kartoffelzentrale — es sollen etwa 3 Millionen fehlen — auszuliefern. Der schweizerische Bundesrat gab dem Ansuchen der ungarischen Regierung keine Folge, weil er den Standpunkt, den Windisch-Grätz einnahm, daß es sich nämlich um eine politische Verfolgung handle, für berechtigt erklärte. Prinz Windisch-Grätz war nunmehr in Sicherheit, blieb jedoch von seiner Frau und seinen Kindern getrennt, da die ungarische Regierung der Prinzessin die Ausstellung eines Auslandspasses verweigerte.

Prinzessin Windisch-Grätz gelang es nach längerem Bemühen, ihre Uebersiedlung nach Wien durchzuführen; eine weitere Reise aber wurde ihr unmöglich gemacht, da die ungarische Regierung sowohl beim Wiener Auswärtigen Amte als auch bei ihren eigenen Gesandtschaften die Ausstellung eines Passes an sie als nichterwünscht bezeichnete. Sämtliche Interventionen, die dahin gingen, der Prinzessin die Reise zu ihrem in Bern befindlichen Gatten zu ermöglichen, blieben erfolglos. Gleichwohl ist die Prinzessin vor kurzem aus Wien verschwunden.....

Die polizeilichen Erhebungen

ergaben, daß die Prinzessin trotz aller Vorsichtsmaßnahmen aus Wien entflohen und bereits wohlbehalten bei ihrem Gatten in Bern eingetroffen sei. Es war ursprünglich rätselhaft, wie bei den strengen Vorschriften, die gegenwärtig die Ueberschreitung der Grenze regeln, die Prinzessin Oesterreich habe verlassen können. Schließlich wurde eruiert, daß vor kurzem Gräfin Szechenyi, eine Schwester der Prinzessin Windisch-Grätz, auf Grund eines ärztlichen Attestes, das von Dr. Claudio Schmidt ausgestellt war, die Reisebewilligung in die Schweiz erhalten habe. In dem ärztlichen Zeugnis hieß es, daß der Gesundheitszustand der Gräfin infolge der in Oesterreich herrschenden Ernährungsverhältnisse eine Erholungsreise in die Schweiz als ungemein dringlich erscheinen lasse und die schweizerische Gesandtschaft erteilte das erbetene Visum. Dr. Ferrière jun., der Sohn des Präsidenten des Schweizer Roten Kreuzes, wurde gebeten, bei seiner Reise, die er mit dem Kinderzuge der Frau von Einem zu unternehmen beabsichtigte, die erkrankte Aristokratin in seinem Salonwagen unterzubringen.

Die vertauschten Schwestern.

So waren zwar alle Vorbedingungen für die Reise in die Schweiz in ordnungsgemäßer Weise erfüllt, aber an Stelle der Gräfin Szechenyi hatte ihre Schwester, die Prinzessin Marie Windisch-Grätz, die Fahrt unternommen. So war es gelungen, den Behörden ein Schnippchen zu schlagen; die Prinzessin traf wohlbehalten mit ihren Kindern in Bern ein.

So weit ging die Geschichte ganz glatt, hat aber nunmehr für Frau v. Einem, die Anregerin der Aktion „Kinder in die Schweiz" sehr unangenehme Folgen. Frau v. Einem traf vor wenigen Tagen in Wien ein und nahm, wie immer, im Hotel Bristol Wohnung. Bald nach ihrer polizeilichen Anmeldung wurde ihr der Paß abgenommen und als sie sich zur Polizei begab, um Aufklärungen zu holen, wurde ihr bedeutet, das Auswärtige Amt habe angeordnet, daß Frau v. Einem die Bewilligung, in das Ausland zu reisen, zu entziehen sei. Die Dame begab sich nunmehr zu Staatssekretär Dr. Bauer und wurde in dessen Vertretung von Sekretär Kautsky empfangen, der ihr mitteilte, daß das Staatsamt des Aeußern die Ausfolgung eines Passes inhibiert habe, weil sie der Prinzessin Marie Windisch-Grätz die Möglichkeit gegeben habe, im Wiener Kinderzuge aus Oesterreich zu fliehen. Frau v. Einem behauptete, daß die Dame die Reise in einem Salonwagen, der nur dem Kinderzuge angekoppelt war und dessen Passagiere sie weiter nichts angingen, die Reise unternommen habe, daß sie die Prinzessin erst in Zürich zu ihrem großen Erstaunen aus dem Zuge habe steigen gesehen, und daß sie mit der Flucht der Prinzessin nichts zu tun habe. Das Auswärtige Amt erklärte aber die Darstellung der Frau v. Einem als nicht stichhältig und ihre bisherigen Bemühungen, einen Paß zu erhalten, um zu ihrem in Bern ansässigen Gemahl, dem General von Einem, zu reisen, blieben bisher erfolglos.

★

Die Darstellung der Frau v. Einem.

Frau v. Einem empfing im Hotel Bristol einen unserer Mitarbeiter, dem sie folgende Aufklärungen über die Flucht der Prinzessin Windisch-Grätz gab:

„Es ist richtig, daß mir mein Paß mit der Begründung abgenommen wurde, daß ich es gewesen sei, welche der Prinzessin Windisch-Grätz und ihren Kindern die Reise nach der Schweiz ermöglicht hätte. Wie sich aber die ganze Angelegenheit verhält, möchte ich Ihnen durch folgende Schilderung klarlegen:

Am 3. Februar mittags fuhren fünfhundert Wiener Kinder vom Westbahnhofe in die Schweiz. Es war der zehnte Kinderzug, den ich leitete. Meine Aktion, die ich allein ins Leben gerufen, organisiert und durch Spendensammlung ermöglicht habe, hatte bis dahin ungefähr 6000 Wiener Kindern einen Erholungsaufenthalt in der Schweiz geboten.

Der Zug war, wie gewöhnlich, vom Staatsamte für Verkehrswesen zusammengestellt worden. Es wurde in den Zug vom Staatsamte selbst ein besonderer Salonwagen eingeschoben, in welchem die Mitglieder der Schweizer Roten Kreuz-Komission, die unter der Führung des Dr. Ferrière in Wien zum Studium der hiesigen Ernährungsverhältnisse geweilt hatte, die Heimreise antreten sollten."

„Waren Ihnen die Mitglieder dieser Kommission bekannt?"

„Ich kannte außer Dr. Ferrière kein einziges Mitglied der Kommission und wußte nicht einmal die Namen der Insassen des Salonwagens. Ich habe auch beim Staatsamte für Heerwesen, als mir vom Einschieben dieses Wagens Mitteilung gemacht wurde, erklärt, daß ich selbstverständlich für die Reisenden dieses

Reichspost
24. IV. 1919

seitige Vorgehen einer verschwindenden, meist sogar aus Ausländern bestehenden Gruppe der Studentenschaft, die mit solchem, unter beabsichtigtem Ausschluß der Allgemeinheit zustandegekommenen Wahlergebnis vielleicht der Oeffentlichkeit vormachen will, daß die deutsche bodenständige Studentenschaft sich in ihrer Mehrheit dem Klassenkampfsozialismus zugeneigt habe.

Otto Willmann.

(Zu seinem 80. Geburtstag am 24. April.)

Uebermorgen feiert der österreichische Altmeister katholischer Pädagogik, Hofrat Otto Willmann, seinen 80. Geburtstag. In trostlos stürmischen Tagen blickt die ehrwürdige und friedvolle Gestalt dieses Propheten und Apostels einer besseren, idealen Welt auf acht Jahrzehnte reichen Schaffens, unermüdlichen Ringens für den Sieg der objektiven Wahrheit zurück. Der Sieg der rechten Erkenntnis führt den Menschen und die Menschheit aus der Anarchie der Philosophie und des Lebens zurück zur Gerechtigkeit und Liebe, die allein Gesetz und Ordnung bei den Völkern verbürgen. Diesem Kampf um die Macht der einzigen, unabänderlichen Wahrheit war Willmanns ganzes Leben geweiht und diese unverjährbaren Ideale sind in einer Reihe von Werken und Schriften des Gelehrten niedergelegt, denen ein ewiger Platz in der pädagogischen Literatur gesichert ist.

Im folgenden sei kurz ein Bild von dem Leben und Schaffen des Gelehrten entworfen. Otto, als Sohn des Kreisgerichtsdirektors Willmann am 24. April 1839 zu Lissa geboren, wurde von tief religiösen Eltern erzogen. Mit wohltuender Wärme ruft er später in seiner Didaktik die reinen und schönen Erinnerungen seines Lebensfrühlings zurück. Den Mittelschulunterricht genoß er am Gymnasium seiner Vaterstadt, das nach dem großen Pädagogen Commenius benannt ist. An diesen Führer auf dem Gebiet der Erziehungskunst, dessen „Didactica magna" in Lissa entstand, mahnt besonders die Betonung des unum necessarium — des einen Notwendigen, für das er gleich seinem Vorbild rückhaltslos eintritt. Seine Universitätsstudien begann Willmann an der philosophischen Fakultät zu Breslau. Von hier ging er nach Berlin und wurde hier Schüler des berühmten Trendelenburg, der in dem strebsamen jungen Manne das Interesse für die aristotelisch-scholastische Philosophie (philosophia perennis) zu wecken und ihn für diesen Zweig der Wissenschaft zu begeistern verstand.

1863 zog Willmann nach Leipzig und wurde durch Ziller, den hervorragendsten Vertreter der Herbartschen Pädagogik, ein begeisterter Verehrer Herbarts, ohne zu ahnen, daß dieser schon so nahe dem Grabe stehe. Der Verlust seines Einzigen schlug dem liebenden Vaterherzen eine tiefe Wunde; doch die Grundsätze, die er in seinen Werken wie im Leben verfocht, ließen ihm den Schmerz über diese Heimsuchung ergeben in den Willen der Vorsehung geduldig ertragen.

So steht der große Mann vor uns als Gelehrter, der seine Wissenschaft ganz in den Dienst der christlichen Weltanschauung gestellt, der als Jubilar von 80 Jahren auf ein glückliches Leben voll fleißiger, rastloser Arbeit, dem freilich auch Kummer und Sorgen nicht erspart geblieben, mit Genugtuung zurückblicken kann. Jede vorurteilsfreie Wissenschaft ist und muß ihm dankbar sein für die Wege, die er ihnen gezeigt, für die Güter, welche er ihnen erschlossen. Mit seiner „Didaktik" und seiner „Geschichte des Idealismus" kann man ruhig den Gang durch die Welt antreten, durch die Welt, die gerade in der Gegenwart gegen die positiv christliche Erziehung anstürmt mit aller Macht und Gewalt. Und wenn Willmann die Schwelle der Achtziger überschreitet, vereinigen sich Deutschösterreichs Katholiken in dem inbrünstigen Gebet, daß ihnen einer der großen Vorkämpfer der ewigen Ideen noch recht lange erhalten bleibe, und wünscht die dankbare Wissenschaft ihrem edlen Vertreter ein herzliches: Ad multos annos! Zu seinen Anschauungen — von ihm stammt bekanntlich der Satz: „Dem deutschen Volke ein Pädagog sein wollen, ohne ein wahrer Christ zu sein, heißt der ganzen Pädagogik ins Gesicht schlagen" — bekannte sich Willmann. Hier war es auch, wo er zum erstenmal seine Studien in die Praxis umsetzte, er wurde Lehrer und erteilte in der Volksschule Unterricht. Sein erstes pädagogisches Werk: „Vortrag zur Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht" fällt in diese Zeit (1868). Ebenso verdanken „Die Odyssee im erziehenden Unterrichte", das „Lesebuch aus Homer" und das „Lesebuch aus Herodot" jenen Tagen des Leipziger Aufenthaltes ihre Entstehung. 1868 kam Willmann nach Wien. Hier war er berufen, fertige Lehrer am Pädagogium (Lehrer-Akademie) weiter auszubilden. Direktor der Anstalt war damals Friedrich Dittes. Wohl selten haben zwei Männer von ganz entgegengesetztem Charakter an einer Anstalt für ein Ziel gearbeitet: Dittes, der Vertreter des Rationalismus jener Zeit, ein erklärter Gegner der katholischen Religion — er hatte bekanntlich bei Antritt seines Postens die Forderung gestellt: „Nie darf ein Geistlicher meine Anstalt betreten" — und Willmann, der überzeugte Christ. Willmann war ordentlicher Lehrer der Pädagogik und Oberlehrer der damit verbundenen Uebungen. Eine gewaltige Last von Arbeit lastete auf seinen Schultern, er hatte wöchentlich 35 Unterrichtsstunden zu versehen. Aber die Freude und Hingebung, mit der er seiner Pflicht oblag, ließ ihn das höhere Streben nicht vergessen.

Der Ruf seiner hervorragenden Leistungen führte ihn schon nach vier Jahren aus dem Felde der praktischen Erziehungskunst an die Stätte der eigentlichen Gelehrten- und Forschertätigkeit. Im April des Jahres 1872 wurde er als Professor der Pädagogik und Philosophie an die

13. X. 1919

Abschied von Bösendorfer.

Nie werde ich den Anblick des toten Bösendorfer vergessen . . . Im Bette lag er, wo ihn die Sichel des Todes jäh und unerwartet gefällt hatte. Den Abend vorher hatte er noch seine Mahlzeit verzehrt, am Morgen fand ihn die alte „Marie", die ihn 44 Jahre betreut hat, kalt und starr. Die Schatten des Todes hatten sich auf die einfache Lagerstätte gesenkt.

Hatte den Allverehrten der Tod im Schlafe überrascht oder war er wachend gestorben? Ein Anblick herzbewegend, das Innerste aufrührend: der Körper halb aufrecht und das Antlitz scharf in die Höhe gerichtet. Und ein schmerzlicher Zug in dem Gesicht, der anklagend den Jammer der ganzen Welt in sich barg. Ja, Bösendorfer ist an gebrochenem Herzen gestorben. Er, der stets die reine Menschlichkeit im Herzen trug, er, der, ein Stolz seiner Vaterstadt, die Liebe zum Mitmenschen werktätig bekundete, er, der nur Sinn für Schönes und Edles, Abscheu vor Häßlichem und Gemeinem hatte, er konnte die schrecklichen Folgen des Krieges nicht verwinden.

Das Unglück der Welt, das Martyrium der Menschheit nagte in seinem Innern, unbegreiflich erschienen ihm die Bestialitäten und die Gemeinheiten, die der Krieg aufwühlte, unfaßbar die Verkommenheit der Machthaber, die bewußt ihre Mitmenschen in Blut, Not und Elend stürzten, die den Menschen in allen seinen Naturrechten beschränkten, ihm seinen freien Willen nahmen und ihn zum „Herdenvieh" herabdrückten. Nein, diese Ungeheuerlichkeiten wollten ihm nicht in den Kopf, seine edle freie Natur sträubte sich gegen die brutalen Eingriffe in das Leben des Einzelmenschen, er wollte von dieser Welt nichts wissen, er wollte nicht leben. So erklärte er es immer und immer wieder den wenigen Vertrauten, die bei ihm noch Zutritt fanden. Und so grub sich der Schauder in sein Herz hinein und wühlte immer tiefer und tiefer, je furchtbarer die Ereignisse waren, je mehr die Menschen gegeneinander gehetzt wurden.

Stille steht dieses edle Herz, das zerfleischt wurde vom Leide der Welt, das sich hinaussehnte aus dem irdischen Jammertal. Die Ruhe, die er sich so heiß erfleht, hat Ludwig Bösendorfer nun gefunden. Am Freitag ist er verschieden, am Sonntag wurde er begraben. Es war sein letzter Wille, daß sein Tod erst bekanntgegeben werde, bis er seine letzte Stätte gefunden. Möge ihm die Erde leicht sein!

Kl.

Der letzte deutsche Meister.

Ein Stück vom guten alten Wien — vielleicht das letzte — ist nun eingesargt und prunklos der Erde übergeben worden. Meister Bösendorfer ist still in das Reich der Harmonien eingegangen. Eine ragende Figur in der Geschichte des Wiener Bürgertums, ein Künstler, der sich stolz zum Handwerk bekannte!

Mittelalterlich, wie einer aus der Meistersingerzeit mutete seine Art an. Aeußerliche Ehren galten ihm nichts, Gelderwerb war nebensächlich, nur der Sorge um seine Instrumente war sein Leben gewidmet. Er kannte sie alle, kannte jeden Gesellen, der mitgearbeitet hatte, und gab sie ungern hin, als wären sie Stücke seiner selbst. Kam er aus der Stube, in der er den Klang der Saiten erprobt hatte, dann wurde er zum Förderer, freute sich der Virtuosen, die seinen Schöpfungen Seele gaben, und schuf nach der Eigenart der Größten der Klavierkunst neue Instrumente, die den Ruhm der Künstler noch heben sollten.

Mehr als ein Jahrzehnt ist 's her, daß mir der Klaviermacher Bösendorfer einmal von seinem Leben einiges erzählte. Das war noch in dem alten Haus in der Herrengasse. Dort stand er mitten unter seinen Klavieren mit seinem abgetragenen Röcklein, der samtenen Weste mit dem Stahlkettlein und der altmodischen Krawatte. Und war doch so glücklich, denn nur ein paar Dutzend Schritte trennten ihn von dem weiß-goldenen Saal, in dem so viel deutsche Kunst geboren und dann in die Welt getragen würde.

Liszt war der größte, der auf seinen Klavieren gespielt hat, er hatte lange knöcherne Finger und beneidete Rubinstein, der eine gepolsterte „Klavierhand" hatte und der darum besser den Ton färben konnte. Aber ein Liszt-Abend war trotzdem ein unvergleichliches Ereignis. Im Bösendorfersaal ist Wagner für Wien entdeckt worden. Mottl, Skaria und Milka Kupfer-Berger predigten dort einem fremden, kleinen Publikum den neuen Heros; erst waren es zehn, zwanzig, dann kamen Hunderte und dann entstand der Wagnerverein. Bösendorfer war mit Wagner oft zusammengekommen, aber es war nur künstlerische Verehrung, nicht Freundschaft, die ihn band. War er doch in München im Hause Bülows Zeuge des schweren Seelenzwiespalts, den Bülow durchzukämpfen hatte. Hier das Weib und dort der vergötterte Freund! Bülow ließ Frau Kosima ziehen, aber Bösendorfer war zu sehr Edelmensch, als daß seine Sympathien nicht voll auf Seite des Opfernden gewesen wären.

Liszt und Rubinstein, sie geleitete er auf ihren Triumphwegen, und wenn sie überschwenglich seiner gedachten, dem sie einen Teil ihrer Erfolge verdankten, dann zog er sich bescheiden zurück und wurde der einfache Klaviermacher, der Handwerker, der die Instrumente just so gebaut hatte, daß sie den Künstlern gerecht wurden.

Adel und Titel, Orden und Würden sind ihm angeboten worden, er hat sie stets dankend zurückgewiesen. Nur einmal hat er ein Diplom angenommen; ich habe es in seinem Kontor und später in seiner Wohnung gesehen: es war die Adresse der Wiener Klaviermacher, die ihn zum Ehrenmitglied ernannt haben. Die Auszeichnung ließ er gelten!

Dieser gütige, edle Mensch, der junge Talente förderte, ihnen Geld und Klaviere gab — alles, ohne je die Oeffentlichkeit für eine Wohltat in Anspruch zu nehmen — war der beste Chef, den seine Arbeiter sich wünschen konnten. Er versorgte die alten Leute, die er von seinem Vater übernommen hatte, und erließ eine Arbeitsordnung, die in der heutigen Zeit besonders hervorgehoben zu werden verdient. Sie lautete:

An meine Herren Mitarbeiter!

Da die eingehendste und längste Hausordnung immer lückenhaft sein wird, beschränke ich mich auf folgendes:

1. Ich beanspruche von meinen Mitarbeitern möglichst gute Arbeit und Anständigkeit.

2. Dagegen haben meine Mitarbeiter selbstverständlich das Recht, von mir ebenfalls Anständigkeit und möglichst hohe Bezahlung zu beanspruchen.

Ich setze voraus, daß meine Mitarbeiter unter sich in freundschaftlicher Weise die Ordnung beeinflussen werden, um ein erfolgreiches Arbeiten zu ermöglichen.

Uebrigens unterstehen wir alle den behördlichen und genossenschaftlichen Vorschriften.

L. Bösendorfer.

Da wird wohl keiner von seinen Arbeitern sein, der sich bei der Nachricht vom Tode des alten Meisters seiner Tränen zu schämen hätte!

Noch vor fünfzehn Jahren hatte der alte Bösendorfer — er war mit seinem struppigen Bart, den gütigen Augen, dem kurzen lichten Ueberzieher, dem Stößer oder runden Hut mit gerader Krämpe eine bekannte Straßenfigur — einen einzigen Sport: das Kutschieren mit dem Vierergespann. Ein Unfall, den er im Prater erlitt, machte diesem Vergnügen ein Ende. Und er wandelte unter uns, ein Glücklicher, der andächtigste Zuhörer im Konzert, der begeisterte Lobspender jeder wahren Kunst.

Bis es hieß: Auswandern! Das war ein Nagel zu seinem Sarg. Der historische Saal mußte niedergerissen werden und Ludwig Bösendorfer übersiedelte. Aber das war nicht mehr das Rechte. Er war zu sehr an seine große Vergangenheit gebunden, als daß er sich an die neue Zeit hätte gewöhnen können. Schläge hämmerten nieder auf ihn, bis ihn der letzte niederwarf: Der Untergang Oesterreichs, das Elend der Menschheit, die Zertrümmerung Wiens.

Kaiser Franz Josef und der Weltkrieg.

Von **E. Kielmansegg.**
Minister a. D.

Wien, 7. Juni.

Gerade in diesen Tagen unserer schmachvollen Behandlung durch die Entente und die mit dieser „assoziierten Staaten", unsere ehemaligen Staatsgenossen, wird immer wieder erörtert, wer an unserem namenlosen Unglück, dem Ausbruche des Weltkrieges, schuld sei. Neulich las ich, Franz Josef sei nur fälschlich als Friedenskaiser bezeichnet und gefeiert worden, denn die Rache ob der Hinmordung seines Thronfolgers habe ihn sofort bestimmt, Serbien den Krieg zu erklären, und nun habe das Verhängnis seinen Lauf genommen. Das aber ist ganz unrichtig.

Ich will nicht so weit ausholen, um zu beweisen, daß König Eduard mit seiner Einkreisungspolitik, und zwar wegen des durch seinen Neffen Wilhelm II., Tirpitz, Ballin und Konsorten mit empfindlicher Konkurrenz bedrohten englischen Welthandels, der eigentlich Schuldtragende am Weltkriege war. Das ist allgemein bekannt.

Daß wir seit dem Beginn dieser Politik in ganz Europa auf einem Pulverfaß saßen, wurde nur besonders klar, als ich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts regelmäßig im Sommer Seereisen unternahm und von Kronstadt hinunter bis nach Messina und Genua fast alle europäischen Häfen kennen lernte. Ueberall die deutsche Handelsflagge in der Mehrzahl, die deutschen Passagierdampfer schöner, besser und beliebter als die englischen. Besonders lebhaft erinnere ich mich an Klagen von Engländern, die ich in Vigo (Spanien), dann in Lesoies, dem Hafen von Oporto, und Lissabon traf, daß der Handel mit Wein und Korkholz schon fast ganz in deutsche Hände übergegangen sei.

Heute handelt es sich, wie gesagt, mehr um die Frage, wer den zündenden Funken in das europäische Pulverfaß geworfen habe, um den Weltbrand hervorzurufen.

Kaiser Franz Josef war es ebensowenig als der Mörder Franz Ferdinands, denn dieser dachte gewiß nicht so weit. Eher noch könnte man die serbische Propaganda, seine Hintermänner, dafür verantwortlich machen.

Vergessen wir aber nicht, daß die Serben durch unsere oder richtiger Ungarns selbstsüchtige Agrarpolitik, die jenen die Ausfuhr sperrte, auf das äußerste gereizt waren und daß die provokante Politik Serbiens nach der verfehlten Annexion Bosniens und der Herzegowina besonders scharf gegen uns einsetzte.

Diese aber war es, die uns zu fortgesetzten militärischen Rüstungen zwang. Dafür wurden vom Parlament Hunderte von Millionen im außerordentlichen Budget angefordert. In den parlamentarischen Kreisen der verschiedenen Parteirichtungen hieß es damals, so dürfe das nicht fortgehen, sonst wachsen die Staatsschulden ins Ungemessene und mit diesen die Steuern; man müsse ein Ende machen und Serbien zwingen, uns Ruhe zu geben. Es ist ja bekannt, daß damals von den hohen Militärs der Krieg gegen Serbien verlangt wurde, aber der Friedenskaiser war zu einer solchen Gewaltpolitik nicht zu bewegen. Ich weiß es aus seinem eigenen Munde und aus Aeußerungen seiner nächsten Umgebung, wie peinlich es ihm war, daß stets neue Rüstungskredite verlangt werden mußten.

Freilich gefiel er sich in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr stets am besten, er, der die Uniform niemals ablegte. Aber die größte Freude hatte er doch nur an seinen Truppen, wenn er die Mannschaft wohladjustiert, die Pferde blank gestriegelt, mit gleichmäßig gestutzten Schweifen und gut ausgeschorenen Fesselgelenken, und jene der Artillerie in gut passenden Geschirren sah.

Wie nahe dem Kaiser die Schonung von Mann und Pferd seiner Heermacht ging, habe ich oft erfahren. Es kam ja nicht häufig vor, daß Volkskrawalle Zivilsicherheitsbehörden zur Beiziehung militärischer Assistenz veranlaßten.

Ueber die unbedingte Notwendigkeit solcher Maßregeln verlangte der Kaiser in jedem einzelnen Fall genauen Bericht oder gar Rechtfertigung. Ich hörte wiederholt von ihm den Ausspruch, nur im äußersten Fall dürfe Militär herangezogen werden, denn dann komme es leicht zum Waffengebrauche und Blutvergießen auf beiden Seiten, und das letztere schmerze ihn stets.

Ich weiß es aus direkten Mitteilungen jener Personen, die der Kaiser unmittelbar nach Einlangen der Kunde vom Mordattentat in Sarajewo in seiner Ischler Villa empfangen hatte, daß er damals, empört und erschüttert über die ruchlose Tat, nicht den geringsten Gedanken an Rache äußerte. Freilich, daß die Mordgesellen von Belgrad aus gefördert und ausgesendet worden waren, ergab sich erst später aus den behördlichen Erhebungen. Aber auch dann noch war es nicht der Kaiser, der das scharfe Ultimatum und damit auch den dann wohl unausweichlichen Krieg gegen Serbien wollte.

Als man ihm, dem Friedliebenden und dem alten, damals schon leidenden Herrn, der von seinem Bedürfnisse, Ruhe nach innen und außen zu haben, allen seinen damaligen Besuchern gegenüber kein Hehl machte, immer dringender damit kam, das Ansehen der Monarchie erfordere ein entschiedenes Vorgehen gegen Serbien, gab er schließlich nach; nicht ohne große innere Erregung und Sorge um sein Heer und die Zukunft des Staates und seines Hauses. Er äußerte das in jenen Tagen stets kummervoll. Die Ischler, die bei seiner Abreise aus seiner dortigen Villa nach Schönbrunn gegenwärtig waren, bezeugten es alle in bewegten Worten.

Hätte ihn damals jemand fragen können, wieso er denn die Kriegserklärung habe anbefohlen, gewiß hätte er geantwortet: „Man hat mich drangekriegt."

Dies nämlich war einer seiner beliebtesten Ausdrücke, den ich in meinen so häufigen Privataudienzen und sonstigen Zusammensein mit dem Kaiser ungezähltemale zu hören bekam. Nur zwei Beispiele dafür. Der Kaiser hatte einem hohen General den Freiherrenstand verliehen. Ein anderer, im Range sogar etwas höher stehender, war darob gekränkt und nun wurde der Antrag vorbereitet, auch ihn der gleichen Standeserhöhung teilhaftig werden zu lassen. Die in derlei Fällen übliche Vortrage beim Kaiser, ob man ihm den

Arbeiterzeitung
11./VI. 1919

203

Man hat mich drangekriegt.

Der alte Graf Kielmannsegg möchte den Kaiser Franz Josef von der Schuld am Weltkrieg reinwaschen. Wie schildert er (Sonntag in der „N. Fr. Pr.") nun das Verhältnis des Kaisers zu dem furchtbaren Verbrechen, das in seinem Namen verübt wurde? „Hätte ihn damals jemand fragen können, wieso er denn die Kriegserklärung, zu der er sich nicht ohne große innere Erregung und Sorge um sein Heer, um die Zukunft des Staates und seines Hauses entschlossen hatte, habe anbefohlen, gewiß hätte er geantwortet: Man hat mich drangekriegt." Vor allem: so schauen „inwendig" die Cäsaren aus, die sich der Fibelglaube als die unmittelbaren Beweger alles Staats- und Weltgeschehens aufschwatzen hat lassen. „Man hat mich drangekriegt!" Und es handelt sich um eine Sache, von der Blut und Gut von Millionen abhing! Wie sieht aber im Lichte dieser Aeußerung, die nicht bloß die Kennzeichnung einer Stimmung, sondern die gewiß auch gefallen ist, der Krieg aus, den man uns als unabwendbaren Verteidigungskrieg geschildert hat? Daß jenes „entschiedene Vorgehen", welches mit dem Wahnsinnsultimatum begonnen ward, dem Kaiser abgelistet werden mußte, daß es also nicht einmal der Mann auf seine Verantwortlichkeit nehmen wollte, für dessen Imperium es angeblich im höchsten Maße notwendig war! Sie meinen, Wunder was getan zu haben, wenn sie den alten Kaiser von der unmittelbaren Schuld reinwaschen — als ob sich jemand den senilen Mann als einen vom Blutrausch besessenen Dämon vorgestellt hätte — und sehen nicht, wie sie damit die österreichischen Staatsmänner und Generale, die damals, Gott sei's geklagt, die Macht hatten, in die Blutschuld noch tiefer hineintauchen. Denn wenn der Kaiser seine Kriegserklärung selbst als eine Ueberlistung bezeichnet: wer wird dann an die Notwendigkeit dieses Krieges noch glauben?

Daß aber die Einfältigkeit des Mannes, in dessen Händen zum Schluß die Macht doch versammelt war, doch wieder ins Gemeingefährliche umschlug, zeigt eine andere Erzählung, die Kielmansegg vorträgt:

> Der Kaiser hat in seinen zwei letzten Lebensjahren unendlich darunter gelitten, den Krieg haben erklären zu müssen; „darangekriegt zu sein". Der erste seelische Zusammenbruch erfolgte bei ihm, als Fürst Bülow in Rom, um Italien von den Zusammengehen mit Frankreich und England abzuhalten, über die Abtrennung von Trient, Triest 2c. verhandelte und dann Fürst Wedel und Graf Podewils im Namen Deutschlands in Schönbrunn erschienen, um den Kaiser zu diesen Abtretungen zu bestimmen. Er lehnte nach schweren Seelenkämpfen ab. Und als dann Italien offen auf die Seite der Entente trat und uns den Krieg erklärte, brach der Kaiser in laute Klagen aus, hatte schlaflose Nächte, fand sein seelisches Gleichgewicht nicht wieder, verlor seine physischen Kräfte mehr und mehr und eilte dem Tode entgegen.

Mit den schlaflosen Nächten hat Franz Josef seine Verstocktheit nicht gutgemacht; die Millionen Opfer, die der Krieg mit Italien zur Folge hatte, hätten wohl eher gewünscht, daß Franz Josef nach „schweren Seelenkämpfen" nicht abgelehnt hätte. So sind sie, die „guten Fürsten;" erst beschwören sie durch ihre Halsstarrigkeit, mit ihrem elenden Prestigeschwindel das Unheil herauf und dann bieten sie den Völkern ihren Kummer als Entgelt an! Und ihre „schlaflosen Nächte" sollen, nachdem sie die Menschheit ins Unglück gestürzt haben, die Bekräftigung ihrer Milde und Güte sein! Diese „gütigen Habsburger" waren doch, alle durch die Bank, erstaunliche Menschenfreunde!

Was für Leuten — neben diesem Kaiser, den man „drankriegen" konnte — unsere Geschicke damals anvertraut waren, ist übrigens dieser Tage bekannt geworden. Das „Journal des Débats" hat vor kurzem eine Depesche veröffentlichen können, die der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin Graf Szöggeny am 27. Juli 1914 an den Grafen Berchtold gerichtet hatte. Diese „streng geheime" Depesche lautete:

> Staatssekretär Jagow erklärte mir in streng vertraulicher Form sehr entschieden, daß in der nächsten Zeit eventuelle Vermittlungsvorschläge Englands durch die deutsche Regierung zur Kenntnis Euer Exzellenz gebracht würden.
>
> Die deutsche Regierung versicherte auf das bündigste, daß sie sich in keiner Weise mit den Vorschlägen identifiziere, sogar entschieden gegen deren Berücksichtigung sei und dieselben nur, um der englischen Bitte Rechnung zu tragen, weitergebe. Sie gehe dabei von dem Gesichtspunkt aus, daß es von der größten Bedeutung sei, daß England im jetzigen Moment nicht gemeinsame Sache mit Rußland und Frankreich mache. Daher müsse alles vermieden werden, daß der bisher gut funktionierende Draht zwischen Deutschland und England abgebrochen werde. Würde nun Deutschland Sir E. Grey glatt erklären, daß es seine Wünsche an Oesterreich-Ungarn, von denen England glaubt daß sie durch Vermittlung Deutschlands eher Berücksichtigung bei uns finden, nicht weitergeben will, so würde eben dieser vorerwähnte, unbedingt zu vermeidende Zustand eintreten.
>
> Die deutsche Regierung würde übrigens bei jedem einzelnen derartigen Verlangen Englands in Wien auf das ausdrücklichste erklären, daß es in keiner Weise derartige Interventionsverlangen Oesterreich-Ungarn gegenüber unterstütze und nur, um einen Wunsch Englands zu entsprechen, dieselbe weitergebe.
>
> So sei bereits gestern die englische Regierung durch den deutschen Botschafter in London und direkt durch ihren hiesigen Vertreter an ihn (Jagow) herangetreten, um ihn zu veranlassen, den Wunsch Englands betreffs unserseitiger Milderung der Note an Serbien zu unterstützen. Er, Jagow, habe darauf geantwortet, er wolle wohl Sir E. Greys Wunsch erfüllen, Englands Begehren an Euer Exzellenz weiterzuleiten, er selbst könne dasselbe aber nicht unterstützen, da der serbische Konflikt eine Prestigefrage der österreichisch-ungarischen Monarchiefei, an der auch Deutschland partizipiere.
>
> Er, Staatssekretär, habe daher die Note Sir E. Greys an Herrn v. Tschirschky weitergegeben, ohne ihm aber Auftrag zu erteilen, dieselbe Euer Exzellenz vorzulegen; darauf hätte er dann dem englischen Kabinett Mitteilung machen können, daß er den englischen Wunsch nicht direkt ablehne, sondern sogar nach Wien weitergegeben habe.
>
> Zum Schluß wiederholte mir Staatssekretär seine Stellungnahme und bat mich, um jedwedem Mißverständniß vorzubeugen, Euer Exzellenz zu versichern, daß er auch in diesem eben angeführten Fall dadurch, daß er als Vermittler aufgetreten sei, absolut nicht für eine Berücksichtigung der englischen Wünsche sei.

Aus dieser erstaunlichen Depesche folgert die Entente, und nicht mit Unrecht, daß die deutsche Politik die englischen Bemühungen um Vermittlung dem Anschein nach unterstützt, durch geheime Winke nach Wien aber in Wahrheit durchkreuzt habe, daß es ihr also nicht um die Beilegung des Konflikts, vielmehr um dessen Ausreifung zum Kriege zu tun gewesen sei. Die Schwere dieser Beschuldigung hat nun die Kommission zur „Bearbeitung" der Schuldfrage bei der deutschen Friedensdelegation zur eingehenden Untersuchung veranlaßt und Professor Dr. Hans Delbrück faßt ihr Ergebnis in den „Preußischen Jahrbüchern" folgendermaßen zusammen:

> Aus dieser Depesche könnte geschlossen werden, erstens daß das deutsche Auswärtige Amt ein verschlagenes Doppelspiel getrieben, und zweitens durch diese geheime Abrede die späteren Vermittlungsversuche im voraus entwertet worden seien. Die Viererkommission hat diese Depesche sowohl Herrn v. Bethmann Hollweg wie Herrn v. Jagow vorlegen lassen. Herr v. Bethmann Hollweg erklärte, daß ihm von dem ganzen Vorgang nichts bekannt sei, daß aber die Mitteilung des Herrn v. Jagow von dem Grafen Szögyeny unmöglich ganz richtig wiedergegeben sein könne; Graf Szögyeny sei schon etwas altersschwach gewesen, und man könne ihm ein Mißverständnis sehr wohl zutrauen. Herr v. Jagow schreibt dazu: „Das Verhandeln mit Szögyeny war nicht leicht und ging oft auf die Nerven. Er war alt, unwohl und nervös, dazu sehr besorgt um seinen Posten. So war es oft schwer, ihm etwas zu explizieren. Ich habe mich oft sorgendgefragt, was mag der alte Herr wohl nun nach Wien berichten?"

Professor Hans Delbrück sucht nun weiter darzulegen, daß die Tatsachen selbst dieser Depesche widersprechen und fügt hiezu: „Es ist furchtbar, zu denken, daß ein unklarer Bericht eines solchen Mannes auf den Gang der weltgeschichtlichen Entscheidung einen gewissen Einfluß dennoch ausgeübt haben kann. Denn in demselben Augenblick, wo dieser Bericht in Wien eintraf, trat man in Berlin aus der ersten Phase dieser politischen Aktion, wo man getrieben hatte, über in die zweite, wo man zu hemmen und zu vermitteln wünschte. Die Szögyenysche Depesche war nur zu sehr geeignet, den Uebergang von der ersten in die zweite Phase zu verlangsamen und zu erschweren." Es ist wirklich furchtbar zu denken, daß die ganze Welt ins schrecklichste Unglück gestürzt wurde, weil ein paar alte Teppen damals am Ruder waren ...

Wenn an der Schuld der deutschen Politik in der ersten Phase, wo sie „angetrieben" hatte, nicht mehr zu zweifeln ist, so wurde in der zweiten Phase das Verbrechen in Wien vollbracht. Es steht fest, daß der Schurke Berchtold — der wohl wußte, warum er als erster davongelaufen ist — die Mahnungen Berlins zum Einlenken bewußt mißachtet hat, daß er die Absendung der formellen Zustimmung zu dem Vermittlungsvorschlag Greys, derer er sich nach der Sachlage eben nicht weigern konnte, absichtlich verzögert hat, und es gehört zu den größten Schwindeleien jener Schwindelzeit, daß man in Wien und Berlin die übermenschlichen Anstrengungen, die Grey machte, um den Krieg zu verhindern, damit vergolten hat, daß man den englischen Staatsmann der Welt der Mittelmächte als den eigentlichen Kriegsurheber denunzierte. In dieser Denkschrift, die von der deutschen Kommission (bei der Friedensdelegation in Versailles) „über die Verantwortlichkeiten der Urheber des Krieges" erstattet wurde — ihre Verfasser sind die pazifistischen Professoren Hans Delbrück, Max Weber, Graf Montgelas und Albrecht Mendelssohn-Bartholdy —, werden aus dem Material folgende Schlußfolgerungen gezogen:

> Deutschland hat der österreichischen Absicht, die großserbische Agitation durch eine nötigenfalls mit Waffengewalt unterstützte Aktion aus der Welt zu schaffen, zugestimmt. Es wäre von entscheidender Wichtigkeit gewesen, wenn sofort nach Eintreffen der serbischen Antwortnote am 27. Juli das Wiener Kabinett von unwiderruflichen Maßnahmen abgehalten worden wäre, die Berliner Regierung schon an diesem Tage den Eindruck gewonnen hätte, daß Serbien weit entgegenkommen war. Nach eingehender Prüfung der Note ist dann am 28. das Aeußerste geschehen, um das Wiener Kabinett zum Einlenken zu bewegen. Berlin hat insbesondere den Vorschlag Sir Edward Greys am 29. nachmittags, der Oesterreich-Ungarn die ihm nach Ansicht aller Großmächte gebührende Genugtuung gewährte, mit den denkbar schärfsten Mitteln unterstützt. **Warum die Antwort des Wiener Kabinetts auf diesen letzten Vorschlag nicht sofort erfolgt ist, entzieht sich der Kenntnis der Unterzeichneten. Dieses ist einer der wesentlichsten Punkte, der nach der Aufklärung bedarf.** Was Berlin betrifft, so ist ein Meinungswechsel vom 26. zum 28. nach den Akten unverkennbar, und es ist mangelnder Entschlußkraft zuzuschreiben, daß nicht schon am 27. die letzten Konsequenzen daraus gezogen wurden.

Dieser Punkt, „der noch der Aufklärung bedarf", der aber die Verbrechen des Schurken Berchtold — im Verein mit seinem Spießgesellen: des Grafen Forgach — erst ganz enthüllen würde, wird wohl noch in Wien aufgeklärt werden: enthüllt werden als das, was er war, die bewußte und planmäßige Sabotage der Bemühungen, den Frieden zu erhalten, die von London ausgingen, denen sich damals aber auch Berlin angeschlossen hatte! Es ist furchtbar, zu erkennen, daß ein Dutzendsubjekt, wie jener Berchtold, in einem bestimmten Augenblick die Macht hatte, der Welt den Frieden zu nehmen und den Krieg über die ahnungslose Menschheit zu werfen!

Eine kleine, aber bezeichnende Infamie der Schwarz-Gelben sei zum Schluß noch vermerkt. Zu der erwähnten „Denkschrift" der deutschen Kommission „werden" dem Korrespondenten der „N. Fr. Pr." „von beteiligter Seite Mitteilungen gemacht" (3. Juni), die mit folgender wundersamen Anekdote schließen:

> Zum Schluß möge noch erwähnt werden, daß auf Seite der Entente vielfach behauptet worden ist, der Krieg sei bei dem Besuch beschlossen worden, den Kaiser Wilhelm in Begleitung des Admirals Tirpitz dem Erzherzog Franz Ferdinand auf seinem Schlosse von Konopischt gemacht hat. Ueber diesen Besuch liegt eine von einer Reihe glaubwürdiger Zeugen bekräftigte Aeußerung vor, die Erzherzog Franz Ferdinand nach der Rückkehr aus Konopischt in einer Wiener Gesellschaft getan hat. Die Aeußerung lautet: „Sophie und ich haben durchgesetzt, daß es keinen Krieg gibt."

Von dieser Geschichte sieht in der Denkschrift natürlich kein Wort; das ist Wiener Gewächs. Ihr Zweck ist sehr durchsichtig: es soll nicht bloß der Kaiser Wilhelm als der Mann dargestellt werden, der mit dem Kriege schon schwanger ging, als der Vorwand des Mordes in Sarajevo noch nicht gegeben war, sondern es sollen die Oesterreicher als die „reinen Lämpeln" erscheinen, die nicht nur an den Krieg nicht gedacht haben, sondern sich auch bemühen mußten und wirkungsvoll bemüht haben, dem Hohenzollern die Gedanken an den Krieg auszureden. Nun ist es dem Narren, der einmal in Deutschland Kaiser war, schon zuzutrauen, daß bei der allgemeinen Zuchtlosigkeit seiner Einfälle er auch diesen Konopischter Einfall gehabt haben kann; daß aber die Schuld der österreichischen Machthaber an der Entfesselung des Krieges damit weggewischt wird, mögen sich die Schwarz-Gelben ja nicht einbilden. Man hat uns nur einmal drangekriegt; jetzt kennen wir diese Gesellschaft von Fälschern und Lügnern ausreichend, um keinem Täuschungsversuch mehr aufzusitzen.

Der Neue Tag
20./VII. 1919

Arz gegen Conrad.

Der letzte Chef des Generalstabes über Nowaks Conrad-Buch.

In dem von Karl F. Nowak verfaßten Buche „Der Weg zur Katastrophe" wird unter anderem auch das Wirken des Generaloberſten Arz als Chef des Generalſtabes einer mitunter ſehr ſcharfen Kritik unterzogen. In der Samstag erſcheinenden Ausgabe der politiſch-militäriſchen Wochenſchrift „Danzers Armee-Zeitung" nimmt nun Generaloberſt Arz zu den Vorwürfen Nowaks ſachlich Stellung. Seine Ausführungen enthalten eine Reihe bemerkenswerter Einzelheiten. Gegenüber der Behauptung Nowaks, der Gedanke zur Tolmeiner Offenſive ſei ausſchließlich auf Denkſchriften Conrads zurückzuführen, betont Arz, daß er es war, der ganz aus eigenem dem Kaiſer den Antrag zu dieſem Unternehmen geſtellt habe; ihm ſei auch heute noch kein Memoire Conrads, das dieſen Plan zum Gegenſtande habe, bekannt. Der Anklage Nowaks, man habe im Spätherbſt 1917 dadurch, daß man die Heeresgruppe Conrad ohne Verſtärkung ließ, große Gelegenheiten leichtſinnig verſäumt, entzieht Arz den Boden durch den Beweis, daß eine ſolche Verſtärkung der Tiroler Front aus techniſchen Gründen undurchführbar war. Auch über die Entſetzung Conrads im Jahre 1918 gibt Arz intereſſante Andeutungen. Arz ſchreibt u. a.:

Ich habe nicht die Abſicht, über Nowaks Buch „Der Weg zur Kataſtrophe" eine ausführliche Kritik zu ſchreiben; ſehe mich aber genötigt, gegen einige den Tatſachen nicht entſprechende Ausführungen des genannten Verfaſſers rein ſachlich Stellung zu nehmen, und ziehe die betreffenden Abſchnitte heran, wie ſie einander folgen; wobei ſelbſtverſtändlich nur jene Kapitel in Frage kommen, die meine Tätigkeit als Chef des Generalſtabes behandeln, d. i. die Zeit nach Anfang März 1917.

Schon bei Beſprechung der erſten militäriſchen Maßnahmen, die während meiner Amtstätigkeit getroffen wurden, macht Nowak (auf S. 281) eine Bemerkung, die ich entſchieden zurückweiſen muß: „Unwürdiger konnte das Spiel nicht ſein, das mit dem Feldmarſchall das Baduer Hauptquartier trieb."

Dieſes unwürdige Spiel kam angeblich in der untergeordneten Rolle zum Ausdruck, die man dem Feldmarſchall beſchied, indem man ihm keine Verſtärkungen zukommen ließ. Nun war es wohl allgemein bekannt, daß die öſterreichiſch-ungariſche Heeresleitung an Streitkräften niemals Ueberfluß hatte.

Als ich im Frühjahr 1916 meinen Poſten übernahm, ſchien mir der Beſitz von Triest der Angelpunkt für alle weitere Entwicklung. Nach meiner Meinung wäre geltenden Verhältniſſe zu Grunde gelegt hatte.

Den im Zuſammenhang mit dieſer Kriegsphaſe von Nowak gebrauchten Ausdruck: „Da beſtahl man den Stummen" (Seite 288) muß ich — gelinde geſagt — als unüberlegt zurückweiſen.

Die Angaben Nowaks wegen der „unverläßlichen Diviſionen" zeugen von geringer Orientiertheit. Das Tatſächliche iſt aus den Akten des Armeeoberkommandos und dem Schriftwechſel zwiſchen dieſem und dem Kriegsminiſterium zu erſehen.

des Entstehens die wenige Frage ergibt: War es notwendig, mußte um dieser beiden Menschen willen, um dieses Verbrechens, sei es noch so grauenhaft und seien die Opfer noch so hochstehend in Würde und staatlicher Bedeutung, mußte ihretwegen die ganze Erde Trauer tragen und die Rauchsäulen der Verwüstung emporwirbeln, der muß nach der gewissenhaftesten Prüfung die Antwort geben: Nein, es war nicht notwendig. Hätte Serbien gewollt, hätte Rußland gewollt, hätten England und Frankreich nicht kaltherzig sich ferngehalten, so wäre der Kampf vermieden worden und Belgrad wäre durch freimütiges Geständnis, durch großzügige und dem Ernste der Lage angemessene rasche Sühne imstande gewesen, die Welt zu retten und das aber damit noch nicht genug. Ebenso sicher ist es, d[ass] die feste Absicht hatte, durch einen europäischen Krieg die Eroberung der Meerengen und Konstantinopels zu erzwingen. Wir wissen auch den ganzen Verlauf dieser Beratungen wenige Monate vor der Ermordung des Erzherzogs. Wenn nicht bei uns die vollständige Unfähigkeit bestünde, die wichtigsten Tatsachen über die Kriegsursachen dem breitesten Publikum mit zwingender Klarheit einzuschärfen, so müßte längst vor allen Menschen und vor dem Gerichtshof der ganzen Menschheit das Wort des russischen Ministers Sasonow gebrandmarkt sein, das lautet: Man kann nicht voraussetzen, daß unsere Aktion gegen die Meerengen außerhalb eines europäischen Krieges unternommen werden in Betracht kommen.

Feuilleton.

Franz Ferdinand.

(† 28. Juni 1914.)

Von **Eduard Wertheimer.**

Heute jährt sich zum fünftenmal der Tag, an dem der ehemalige Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand gemeinsam mit seiner Gattin meuchlings von dem serbischen Gymnasiasten Princip in Sarajevo erschossen wurde. Das Ende des schrecklichen Krieges ruft unwillkürlich die Erinnerung an die Persönlichkeit wieder ins Gedächtnis, mit deren Namen der Beginn der Weltkatastrophe für immer in Verbindung bleiben wird. War es Franz Ferdinand auch nicht vergönnt, den Thron seiner Ahnen zu besteigen und sich durch eigene Taten einen Platz in der Geschichte zu erobern, so ist ihm ein solcher doch durch seinen tragischen Tod und die sich daran knüpfenden gewaltigen Umwälzungen gesichert. So oft die Begebenheiten des Weltkrieges zur Darstellung gelangen, wird die Gestalt dieses Habsburgers vor uns auftauchen. Ursprünglich nicht für den Thron bestimmt, trat er plötzlich durch das verhängnisvolle Ende des hochbegabten Kronprinzen Rudolf aus dem Dunkel nichterbberechtigter Erzherzoge in das volle Licht der Oeffentlichkeit. Schweres Leiden schien ihn rasch aus derselben verdrängen zu wollen. Doch zurückerlangte Gesundheit gewährte ihm wieder die Anrechte auf die Nachfolgerschaft nach Franz Josef I.

Sehr bald offenbarte sich, daß Franz Ferdinand kein Schablonenmensch sei, sondern eine von der Alltäglichkeit abweichende Erscheinung, mit scharf ausgeprägten Charaktereigenschaften. Gleich allen eigenartigen Figuren der Geschichte erregte auch er auf der einen Seite hochgespannte Hoffnungen, auf der anderen tiefgehende Besorgnisse und Befürchtungen für die Zukunft. Es ist hier weder der Raum noch auch schon die Möglichkeit, eine in allen ihren Teilen vollkommen abgerundete Charakteristik von dem Manne zu entwerfen, dem das Schicksal die Herrschaft über die ehemalige Monarchie bestimmt hatte. An seinem fünften Todestage mag es jedoch gestattet sein, uns sein Wesen, soweit es nach verläßlichen Mitteilungen bereits erkennbar, in großen Zügen zu vergegenwärtigen.

Während Franz Josef I. ein unverkennbar hervortretendes Anpassungsvermögen kennzeichnet, das ihn über viele Fährlichkeiten hinweghob, ist von dem Verständnis für diese gerade in dem früheren Oesterreich-Ungarn fast unerläßliche Notwendigkeit bei dem Thronfolger nichts zu spüren. Er ist vielmehr vom Streben erfüllt, unter allen Umständen, sobald ihm hiezu die Gelegenheit geboten sein wird, trotz entgegenstehender, schier unüberwindlicher Gegensätze seine Absichten durchzusetzen. Und er zielte auf nichts Geringeres, als die zu Recht bestehende Machtstellung der Habsburger-Monarchie zu einem Machtfaktor ersten Ranges zu erheben. Auch Franz Josef I. schätzte seinen zukünftigen Nachfolger sehr und dachte äußerst vorteilhaft von seinen Fähigkeiten. Aber trotzdem empfand er das Eingreifen des sehr autoritativ veranlagten Thronfolgers in die Staatsgeschäfte äußerst unangenehm. Erblickte er doch darin eine schädliche Hemmung des regelrechten korrekten Ganges der Staatsmaschine, die insbesondere durch die Unruhe der Minister hervorgerufen wurde, die durch von verschiedenen Seiten kommende, einander widersprechende Weisungen in eine höchst bedenkliche Lage gerieten. Mit ausgesprochenem Mißtrauen begegnete Franz Josef I. auch allen ihm vom Thronfolger empfohlenen oder gar aufgezwungenen Ministern. Aber gerade wie der Kaiser in Franz Ferdinand ein Hindernis seiner Regierungstätigkeit sah, ebenso war dieser davon überzeugt, daß der faktische Herrscher eine bedauerliche Schranke bei der geplanten Durchführung seiner Zukunftsideen bilde. Drückte der alte Kaiser auf den Neffen wie Bleigewicht, so soll auch dieser auf den kaiserlichen Oheim eine lähmende Wirkung ausgeübt haben.

Freier und ungebundener bewegte sich der Thronfolger gegenüber Wilhelm II., in dem er überhaupt das Vorbild eines Fürsten verehrte, wie er es sich zum Muster nahm. Er war ein treuer, aufrichtiger Freund des ehemaligen deutschen Kaisers und ein ebenso treuer und gewissenhafter Anhänger des Bündnisses von 1879. Aber wie vertrug sich diese warme Pflege des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses mit der Förderung des slawischen Elements in der Monarchie? Hierauf ist zu erwidern, daß Franz Ferdinand der Anschauung war, es läge nicht nur im Interesse des anzustrebenden österreichischen Einheitsstaates, sondern auch in dem Deutschlands, wenn die Slawen innerhalb und nicht außerhalb der Monarchie ihre Existenzbedingungen fänden.

Die höchste Steigerung von Willensstärke, Entschlossenheit und Kampfesmut entfaltete der Thronfolger in der Angelegenheit seiner Heirat mit der von ihm seit Jahren auserwählten Gräfin Sophie Chotek. Jeden der zahllosen Widerstände, die sich ihm in den Weg stellten, wußte er siegreich zu überwinden. Ihn erschütterte [illegible] Forde-

28. Juni 1919